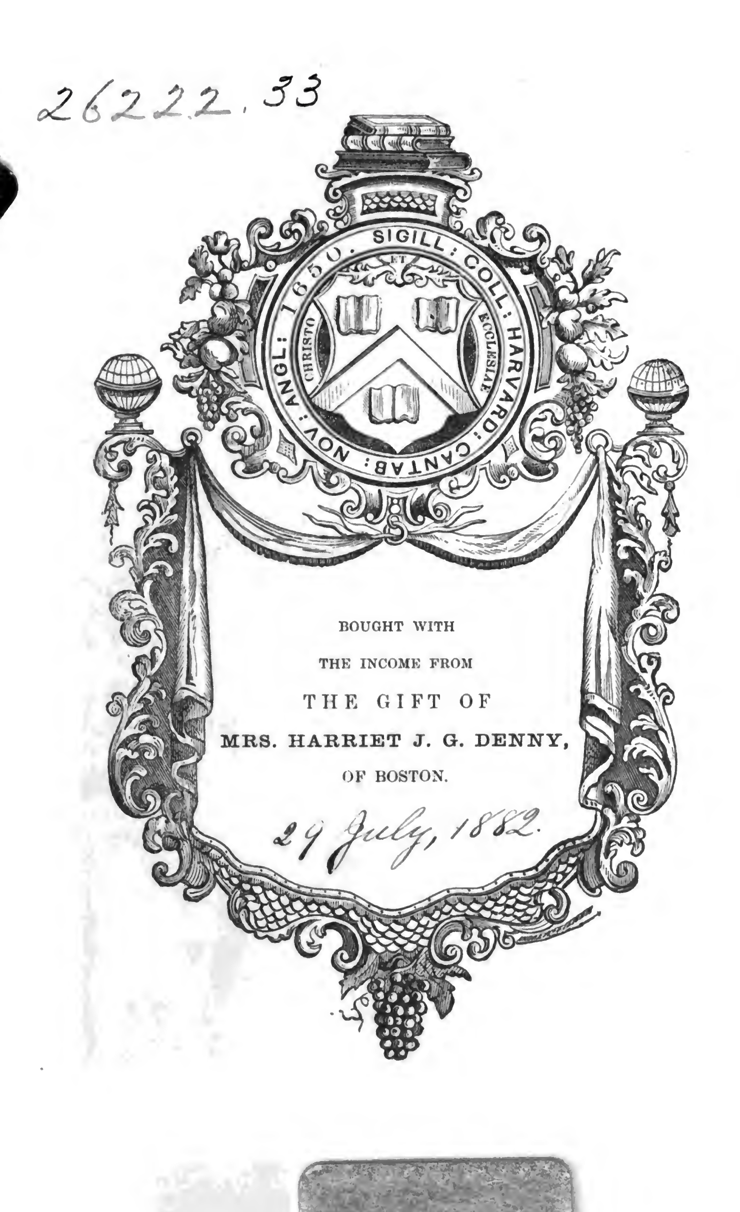
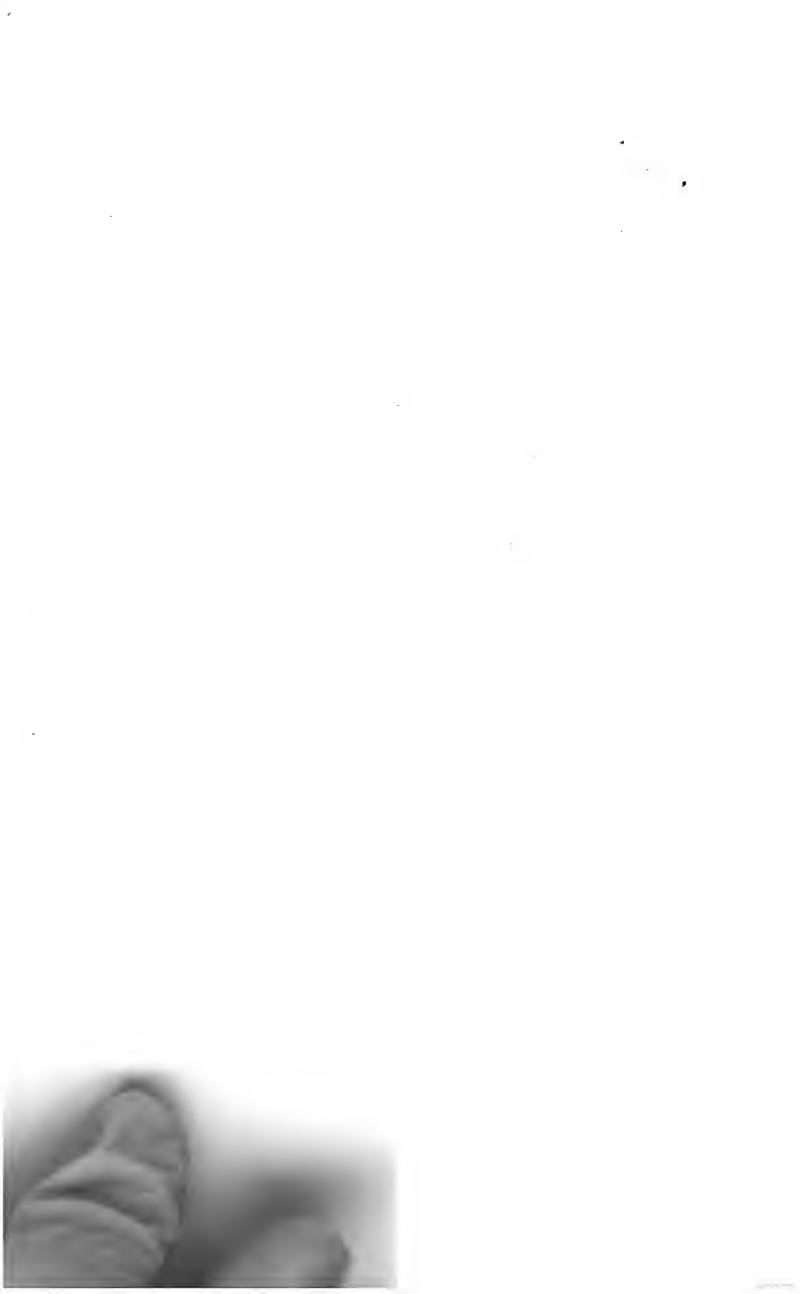



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE





Unter den Olivenbäumen.





Unter den Olivenbäumen.

Süditalische Volksmärchen.

Nacherzählt

von

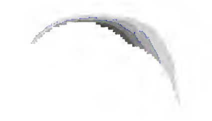
Woldemar Kaden.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1880.

Inhalt.



Einleitung.

„Unter den Olivenbäumen"

nenne ich, und nicht absichtslos, diese Sammlung süditalischer Märchen, „Unter den Olivenbäumen", im Gegensatz zu unsern deutschen Volksmärchen, die ich mir, wie das deutsche Volkslied, nicht ohne deutschen Wald, deutsche Heide, Kinder- und Spinnstuben, Hirten- und Jägervolk, das so viele wunderbare Dinge in die es umgebende Natur hineingewebt, denken kann. Das deutsche Gemüth steht nun einmal seit undenklichen Zeiten in einem geheimnißvollen Verkehr mit der Natur und findet eine geheime Freude darin, sich durch sie anfremden zu lassen. Der große Geist der Landschaft, der rauschend durch die Wipfel zieht, der im waldigen Gebirge sein Wesen treibt, in den Wassern waltet und in Wettern dahinbraust, ist gleichzeitig Herrscher im Reiche der Volksphantasie. Nacht und Nebel sind sein Element, und Nacht und Nebel umhüllen die Landschaft und drücken die Seele, die sich grübelnd in das Wesen der Dinge vertiefen möchte. „Unter den Tannen" würde folglich einer deutschen Märchendichtung als Titel ganz gut zu Gesicht stehen.

Wie anders in Süditalien, an den wonnigen Gestaden, den sonnigen Küsten der Sirenen, am weinumrankten Strande schöner Inseln! Da ist kein Wald, der Blick und Seele mit seinen Schatten gefangen nimmt, kein blumiger Quell an buschiger Halde. Weitaus zur Fläche, in schöne Formen gegossen, breitet sich das sonnenstrahlende Meer. Der Blick fliegt wie eine flüchtige Möve ungehemmt über die glatte Wasserbahn und ruht erst drüben auf einem im Dufte schwimmenden dunkelblauen Eilande, oder auf dem Maste eines im Winde eilenden Schiffes aus, und um uns her, längs den Küsten des Tyrrhenischen wie des Jonischen Meeres, breitet der Olivenbaum, der schöne Baum Minervens, der Göttin aller Kunst und Wissenschaft, seine silbernen durchsichtigen Schatten.

Unter den Zweigen dieses Baumes sitzt ein Volk, das, in antik-objectiver Anschauung großgezogen, in der Natur nichts sieht, als was sich ihm klar vor Augen stellt, nichts sucht, als was ihm zu Leibes Nahrung und Nothdurft, oder zur Freude des Daseins dient. Dieses Volk hatte mit seiner Natur nicht zu kämpfen, wie ein nordisches, dem die Elemente die meisten Monate des Jahres zuwider sind; in seinen Mythen, seinem Aberglauben ist außer der unwillkommenen Hexe nur wenig, was ihn besonders schrecken könnte, oder was es uns davon erzählt, ist ihm, ein willkommenes angenehmes Spiel für seine Phantasie, ähnlich einer Scene im Theater, einem Theater in der Kirche, von andern Seiten hergekommen

und in verschiedener Gestalt festgehalten und gedeutet worden.

Es genügt, einen vergleichenden Blick zu werfen auf die Weise, den Charakter des deutschen und des italienischen Volksmärchens, um zu erkennen, daß beide, so ähnlich in ihren Grundformen, dennoch verschieden sind, wie nur je die beiden Völker sich unterscheiden.

Beide Völker haben sich das Märchen nach ihrer Seele zurechtgeschnitten, d. h. der Deutsche nach seinem Gemüth, der Italiener nach seiner Phantasie. Der Deutsche setzt die Dinge zumeist kindlich-seelenvoll, langsam und bedächtig an ihren rechten Ort, die großen tollen Sprünge vermeidend. Der Italiener wirft sie bunt durch- und übereinander und freut sich der lustigen Unordnung, die seine lebhafte Phantasie geschaffen. Der Deutsche besieht und befühlt am Zaubermantel den Stoff, sieht den Baum und den Vogel darauf; der Italiener erblickt an jenem nur die Goldborte, am Baume nur den Vogel oder die Frucht. Auf dem deutschen Märchen wie auf dem deutschen Volksliede liegt ein gewisser Dämmerschein, jene den Sinn gefangen haltende „mondbeglänzte Zaubernacht"; das italienische erglänzt hell im Mittagsscheine. Ueber das deutsche Märchen weht es beständig wie frischer lebendiger Odem hin, der die Wellen dieser Poesie auf- und abtreibt; das italienische Märchen steht still wie die Myrte, wie der Lorber, in dessen starren Blättern der Sonnenschein schläft. Ist das deutsche Märchen, dem Kinde gleich, immer außer sich, so ist das italienische immer bei sich, in sich ge-

schlossen und selbstbewußt. Es muß in dem Lande, aus dem die Novelle stammt, künstlerisch eine Stufe höher stehen als im deutschen Lande; aber nur wer sich unter den Olivenbäumen ganz heimisch gemacht und den deutschen Wald durchaus vergaß, wird die andern Vorzüge des deutschen Märchens übersehen.

Dieses sage ich also, wie bereits angedeutet und später ausführlicher erörtert werden wird, nicht von dem Inhalt der Märchen überhaupt, der ja merkwürdig übereinstimmend ist bei allen Völkern der Erde, sondern von dem Charakter, den das deutsche und das italienische Märchen angenommen, und der ist verschieden wie ein blonder Germane und ein brünetter Italiener, wie Mond und Sonne, wie Sehnsucht und Erfüllung. Und das ist gut so. Demnach gleichen sich die Märchen der beiden Völker, wie deutsche Pflanzen- und Thierwelt der italienischen gleicht, wie der deutsche Protestant dem italienischen Katholiken.

Wer eine vollständige vergleichende Zusammenstellung der Märchen aller Völker geben würde, der hätte ein nützliches Buch geschaffen, ein Buch, aus dem man den Charakter der Völker, die Volksseele besser studiren könnte als aus den gesammten classischen Meisterwerken der verschiedenen Literaturen. Und dann würde man auch das italienische Volk, wie man es schon nach seinen Volksliedern* gekonnt, freundlicher beurtheilen, weil man erkennen müßte, daß es,

* Vgl. Kaden, „Italiens Wunderhorn" (Stuttgart 1878).

wie bereits gesagt, mit uns Ein ideales Reich bewohnt, wo der Glaube an eine sittliche Weltordnung noch nicht zu Grunde gegangen.

Vieles ist gethan, so manches wird zu thun noch übrigbleiben. —

Im Jahre 1812, lange nach der Zeit, in welcher Musäus seine Märchen erzählt hatte, erschien die erste eigentliche Volksmärchensammlung, die berühmte der Brüder Grimm; sie umfaßte nur das kleine Gebiet Kurhessens, wurde aber zum Senfkorn, aus dem der große deutsche Märchenbaum, ja man darf sagen der europäische, hervorwuchs, unter dessen Zweigen jetzt die lustigen Vögel des Himmels, unsere Kinder, wohnen, während auch die gelehrte Welt von ihm goldene Früchte pflückt. Hunderte und Hunderte von Schweizern, Elsässern, Pfälzern, Rheinländern, Schwaben, Badensern, Tirolern und Baiern, Sachsen und Pommern sammelten und sammelten, und doch fanden die Nachleser noch manche goldene Aehre zwischen den vollen Garben. In den außerdeutschen Ländern hätte die Ernte eine reiche sein können, aber anfangs fehlte es an Einsammlern, nur die letzten Jahrzehnte brachten uns kostbare und umfassende Sammlungen aus Dänemark, Schweden, Norwegen und Island, aus England, Irland und Schottland, ebenso reiche auch aus den slawischen Ländern, dann aus Litauen, Finland, Ungarn und Griechenland.

Die romanischen Völkerschaften Spaniens, Frankreichs und Italiens, wo man, was hauptsächlich das letztere betrifft, im Classicismus bis über die Ohren

steckend, derartige volkspsychologische Studien lange Zeit unter seiner Würde fand, hat man erst in letzter Zeit den Werth solcher Sammlungen eingesehen, und Männer wie (immer allen voran und unermüdlich) der Professor Giuseppe Pitrè in Palermo (Biblioteca delle Tradizioni popolari siciliane, Vol. IV —VII: Fiabe, Novelle, Racconti. Palermo 1874 —78), dann Vittorio Imbriani (La Novellaja milanese, Esempi e Panzane Lombarde raccolte nel Milanese. Bologna 1872. — La Novellaja fiorentina, cioè Fiabe e novelline stenografate in Firenze dal dettato popolare e corredate di qualche noterella. Neapel 1871. — XII Conti Pomiglianesi con varianti Avellinesi, Montellesi, Bagnolesi, Milanesi, Toscane, Leccesi etc. Neapel 1878), weiter Angelo de Gubernatis (Le Novelline di San Stefano, precedute da una introduzione sulla parentela del mito con la novellina. Turin 1869), Bernoni (Fiabe pop. veneziane. Venedig 1873), Carolina Coronedi-Berti (Novelle pop. Bolognesi. Bologna 1874), endlich Domenico Comparetti (Novelline pop. italiane. Turin und Rom 1876. Vol. VI° dei Canti e Racconti del popolo italiano pubblicati per cura di D. Comparetti ed A. D'Ancona) und Isaia Visentini (Fiabe Mantovane. Vol. VII° dei Canti e Racconti. Turin und Rom 1879). — Männer wie diese genannten gaben sich mit edelm Eifer an das Sammeln und Einheimsen der Ernte, die in Italien besonders reich und mehr als irgendwo interessant und wichtig ausfallen mußte. Und doch ist

das bis heute Gesammelte nur eine Garbe, eine einzige Garbe im Vergleich zu dem in Aehren stehenden unermeßlichen Felde: die interessantesten Landschaften sind noch unerschlossen.

Lange Zeit hatte ich an die Existenz des italienischen Märchens nicht geglaubt. Mein Umgang mit Italienern beschränkte sich auf die Gebildeten des Volkes, und diese, wie sie keine Ahnung von der Existenz des echten Volksliedes hatten, konnten mir auch vom Märchen (das nach Bogumil Goltz kein Literat versteht, weil er zu wenig von den Mysterien, von der Scham, der Seelenkeuschheit, von der Oekonomie des Schmerzes und der Freude weiß), konnten mir auch vom Volksmärchen keine Kunde geben. Aber ich lernte den Dialekt verstehen und mischte mich unter das Volk und verkehrte mit ihm auf meinen zahlreichen Wanderungen um Neapel, auf meinen Kreuz- und Querzügen durch Süditalien. Wie erstaunte ich da, als es mir das erste mal entgegenklang, das uralte „Es war einmal ein König und eine Königin“ (Nci steva 'na vota 'no re e 'na regina), jenes alte Zauberwort, dem schon die jugendliche Römerin und der Römerknabe, da er noch die Bulla um den Hals trug, lauschend das Haupt neigten: „Erant in quadam civitate rex et regina“ ... Wie erstaunte ich ferner, als Märchengestalten, die einst durch die Träume des deutschen Knaben geschritten, jetzt in italischer Gestalt und Form vor mir auftauchten, mich mit fremdländischen Augen und doch so bekannt anblickten! Und da saßen wir großen Kinder oft und

ließen uns Abende lang erzählen von der amalfitaner, calabreser und abruzzesischen Magd, vom Manne aus Pozzuoli, dem Thürhüter aus Palermo und andern, wie sie uns die gute Fee in die Hände führte. Nun schrieb ich auf, ohne Zweck und Ziel, und erst heute, wo ich diese süditalischen Märchen deutschen Kindern, großen und kleinen, erzählen will, habe ich Lese und Nachlese gehalten, habe die Sammlungen verglichen, die besten Lesarten, und wo sie als eine Grundform mehr hervor oder dieser näher treten, zusammengestellt im Ton und Geist des italienischen Volkes, ohne ein Wörtchen der Verschönerung oder des Zusatzes.

Glaubt man aber nun, daß eine Märchensammlung aus dem Schwarzwalde und eine aus Süditalien wesentlich Anderes und durchweg Verschiedenes bieten müsse, so irrt man. Alle Sammlungen, so verschieden gefärbt sie sein mögen, beweisen nur, gleich dem großen über die Welt verbreiteten und fast durchweg gleichlautenden kosmogonischen Märchen, das Weltbürgerthum jedes einzelnen Märchens. Reinhold Köhler, der vorzügliche Märchenkenner, führt ein Beispiel aus Ernst Meier's „Schwäbischen Volksmärchen“ an, das von der Königstochter, die dem Vater auf seine Frage, wie sehr sie ihn liebe, antwortet: „Wie das Salz“, dessen Werth der König später erkennt, und findet dasselbe Märchen zwar auch in Oesterreich (Grimm, Nr. 179), außerhalb Deutschland aber nur noch in Catalonien. Jetzt läßt es sich (vgl. „Wasser und Salz“ dieser Sammlung) auch im

Neapolitanischen, im Venetianischen (Bernoni, XIV Come 'l bon sal) und in Bologna (Novelle pop. bologn.: La fola del candilir) wie in Toscana (Imbriani, Novellaja fiorentina: Il Re avaro) u. s. w. nachweisen.

Und so ist auch die Zahl der Märchen, die gleichen Inhalts nur an zwei oder drei geographisch entgegengesetzten Punkten sich finden, sehr gering, vielleicht existiren gar keine; die Uebereinstimmung im Wesentlichen ist in allen Ländern und allen Märchen eine wahrhaft überraschende. Auch das Zurückführen der Märchen auf eine bestimmte Anzahl von Grundformen ist in allen Ländern dasselbe, es findet sich beim Märchen wie bei dem Krystall. Dieser mag ja dem Auge, bei unvollkommener oder ungleicher Entwickelung, oft sehr unregelmäßig, ja ein Neues erscheinen: dennoch bleiben die Kantenwinkel bei derselben Krystallform unwandelbar dieselben, und die Wissenschaft führt alle miteinander, auch die wunderlichst durch Abstumpfung, Zuschärfung, Zuspitzung — gerade wie beim Märchen — combinirten, auf eine Anzahl von Grundformen zurück. Diese gleichen den Gegenständen in einem Kaleidoskop, jede neue Sammlung repräsentirt nur eine neue Drehung und eine dadurch bedingte andere Mischung der Gegenstände desselben: so auch die unsern, an denen ihre Universalität zum Theil nachgewiesen wird. Grimm sagt: „In seinen Ideen immer dasselbe, wird ein Märchen vier- bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältnissen und Umständen erzählt, sodaß es äußerlich kann als ein anderes betrachtet werden, aber eben nur äußerlich." —

Sind nun diese süditalischen Märchen — wohl könnten sie es sein —, gleich manchen deutschen, Traditionen aus antiker Zeit, spätern Geschlechtern durch die alten Campanier, Siculer, Bruttier und Lucanier sowie durch die Leute der Magna-Graecia, die an der Küste des Ionischen Meeres wohnten, wenn auch durch die Jahrhunderte corrumpirt, überliefert, und lassen sich unsere modernen Märchen oder Spuren derselben schon im Alterthum nachweisen? Oder sind sie Producte und Erscheinungen späterer Zeiten und dem süditalischen Volke von andern Seiten her zugekommen? Fragen, um deren Beantwortung sich andere Männer, als ich es bin, bemüht haben, die aber dennoch allem Anschein nach nicht zu allgemeiner Befriedigung beantwortet wurden.

Die Antwort scheint leicht, wenn ich ein Märchen finde wie das folgende, das erzählt:

„Es waren einmal zwei Mönche, die gingen jedes Jahr einmal aus, um Almosen zu sammeln. Einstmals verirrten sie sich auf dem Wege und kamen auf einen überaus schlechten Pfad. Der eine sprach: «Das ist nicht unser Weg.» Der andere: «Was macht's, gehen wir nur weiter.» Plötzlich sahen sie eine große Höhle und drinnen den bösen Geist, der sich Feuer machte, doch glaubten sie nicht, daß es der böse Geist wäre. «Gehen wir hinein, uns auszuruhen.» Sie gingen hinein, und es war der Geist, der Schafe schlachtete, ein zwanzig an der Zahl, und sie zum Braten ans Feuer steckte. «Eßt!» rief er dann. — «Wir mögen nichts essen, wir haben keinen Hunger.» — «Eßt, sage ich euch!» Nachdem alle die Schafe verzehrt waren, stand der Teufel auf und nahm, während sich jene niederlegten, einen großen Stein, verschloß damit die Höhle, ergriff darauf ein großes spitzes Eisen, stieß es dem

größten der beiden Mönche durch den Leib und briet ihn am Feuer. Dann lud er den kleinen zum Mahl ein. «Ich mag nicht essen», sagte der, «ich bin satt.» — «Steh auf und iß, oder ich erwürge dich!» Der Arme erhob sich aus Furcht und setzte sich an den Tisch, nahm ein Stück, stellte sich, es zu essen, ließ es aber auf den Boden fallen, und so fort. In der Nacht nahm der Mönch das Eisen, machte es glühend und stieß es dem Bösen in die Augen, sodaß diese herausquollen. Schreiend sprang er auf: «Ah, er bringt mich um!» Das arme Mönchlein verkroch sich aus Angst in die Schafwolle, der Böse aber hob hin- und hertastend den Stein von der Höhle und ließ die Schafe eins ums andere hinaus. Jetzt kam das Schaf, an das sich das Mönchlein geklammert, an die Reihe ... hinaus! und das Mönchlein war gerettet." (Endet mit dem Tode des Riesen.)

Das ist ein sicilianisches Märchen aus der großen Pitrè'schen Sammlung (La munacheddu) und ward ihm erzählt zu Erice in der Provinz Trapani. Ein ähnliches, und hier besonders ist es interessant die Varianten zu vergleichen, berichtet Comparetti (Novelline pop. italiane: I Ciclopi) aus der Provinz Palermo: Piana de' Greci.

„Es machten sich einmal zwei Männer auf die Reise, unterwegs überraschte sie die Nacht und mit ihr ein gewaltiges Unwetter. Sie irrten umher, endlich sahen sie von weitem ein Licht und sagten: «Schauen wir zu, ob wir dort vielleicht ein Unterkommen für die Nacht finden.» Sie gehen darauf los und kommen vor eine Höhle, aus der das Licht schien, treten ein und sehen viele Schafe und Widder, dazu zwei Cyklopen, welche zwei Augen von vorn und zwei Augen von hinten hatten. Als die Cyklopen sie erblickten, ließen sie sie eintreten und sagten zueinander: «Da kommt uns ja etwas Rechtes zu essen.» So nahmen sie sich vor, die Männer zu verzehren.

Die Aermsten waren zwei Tage da, dann betasteten ihnen die Cyklopen den Nacken und sagten: «Jetzt sind sie gut, morgen essen wir den einen.» Sie hatten ihnen tüchtig zu essen gegeben, um sie zu mästen, und zwar nahmen sie, wie es ihnen einfiel, ein Schaf oder einen Widder, spießten das Thier auf, brieten es mitsammt den Eingeweiden und zwangen die Männer zu dem greulichen Mahle, das sie fett machen sollte. Die Gefangenen besprachen sich bald mit Blicken, bald mit Worten: «Sehen wir zu, wie wir entwischen können.» In der Nacht des zweiten Tages kam den Cyklopen der Schlaf, sie schliefen aber mit offenen Augen. Dennoch faßten die zwei sich ein Herz und nahmen, als sie die Riesen fest eingeschlafen glaubten, die Bratspieße, an denen die Schafe gebraten worden waren, und legten sie rasch ins Feuer. Dann kleideten sie sich in Widderfelle, daß sie wie Schafe schienen, und gingen auf allen vieren ohne Geräusch zu machen. Die Bratspieße waren inzwischen heiß geworden, sie packten jeder zwei derselben, näherten sich dem Lager der Cyklopen und stießen ihnen gleichzeitig mit Einem Ruck die glühenden Eisen in die Augen, worauf sie sofort auf allen vieren wieder zu den Schafen zurückkrochen. Die geblendeten Cyklopen erwachten und fühlten sich verloren. Sie setzen sich, mit den Eisen noch in den Augen, in der Nähe des Eingangs nieder, jeder an eine Pfoste und lassen die Schafe heraus, soviel deren darin waren. Sie meinten: «Die Schafe können heraus, jene müssen bleiben.» So befühlten sie die Felle der Schafe, um zu sehen, ob auch jene Männer herauskämen. Diese aber hatten das Fell auf dem Rücken, gingen auf allen vieren, und als die Cyklopen sie befühlten, meinten sie, es seien Schafe. So kamen sie mit den Schafen ins Freie und retteten das Leben. Als sie weit genug waren, nahmen sie die Felle ab und wanderten weiter. Was aus den Cyklopen geworden, ob sie gestorben, das müssen sie selber am besten wissen." — Das Märchen schließt, wie fast alle, mit dem Sprüchlein der Erzählerin:

Ich jedoch, ich war nicht dort,
's ist daran kein wahres Wort.
Sag' jetzt du dein Märchen an,
Weil ich nicht mehr weiter kann.

Diese und viele andere Fabeln von Ulysses, die im Alterthum an der gesammten Küste des Tyrrhenischen Meeres zu Hause waren, wanderten jedenfalls von Cumae, von wo aus, nach Preller, die meisten Einschwärzungen griechischer Vorstellungen in die lateinische und römische Geschichte und Sage geschahen, in die römische Welt hinein und fanden ihre Verbreitung. Trotzdem sollen diese griechischen Fabeln und Märchen nichts als Producte griechischer Ueberarbeitung lateinischer Fabeln sein, Fabeln, welche die campanischen Griechen schon bei ihren ersten Landungen von den Küstenbewohnern erzählen hörten. In griechischer Bearbeitung, als griechische Poesie kehrten sie, wie deutsche Waaren, die von Paris oder London, mit dem fremden Stempel versehen, kostbarer wiederkehren, in die alte Heimat zurück.

Obenerzählte zwei Cyklopenmärchen könnten durch Tradition auf unsere Zeiten herübergekommen sein, dennoch bezweifle ich's; Gründe dafür später. Interessant aber ist es und lehrreich zugleich, wenn man etwas über die Verarbeitung der Grundformen erfahren will, zu sehen, wie das Cyklopenmärchen in einer andern Gegend Italiens, in Pisa sich gestaltet, wo auf demselben nur noch ein leiser Schatten der antiken Erinnerungen liegt, wo die arbeitende und ergänzende Phantasie ihr Uebriges gethan. Das Mär-

chen heißt in Camparetti's Sammlung „Il Fiorentino", Der Florentiner:

„Es war einmal ein Florentiner, der ging alle Abende in Gesellschaft, wo er die Leute von ihren Reisen erzählen hörte und was sie da Schönes gesehen hätten. Er war immer in Florenz geblieben, konnte also nichts erzählen und kam sich recht dumm vor. Endlich erfaßte ihn die Reiselust, Geld hatte er genug, so entschloß er sich eines Tages, schnürte sein Bündel und reiste ab. Beim Dunkelwerden kam er an das Haus eines Pfarrers. Er klopfte und bat um ein Unterkommen für die Nacht. Wie sie beim Nachtessen saßen, sagte er auch, warum er sich auf die Reise gemacht. Kaum hatte der Pfarrer dies gehört, so rief er: «Auch mir würde es gefallen, die Welt ein wenig zu sehen, um davon erzählen zu können. Gefällt es Euch, so gehen wir miteinander.» Der Florentiner war von Herzen froh, einen Gefährten gefunden zu haben, und andern Morgens wanderten sie selbander weiter. Als die Nacht anbrach, standen sie vor einem großen Gute, dessen Verwalter sie um Herberge baten. Und auch dieser, nachdem ihm der Zweck ihrer Reise kund geworden, bekam Lust, in die Welt zu gehen, und reiste andern Morgens mit ihnen ab. Sie gelangten in einen dichten Wald, fanden eine breite große Straße, auf der sie eine lange Zeit hinwanderten, und standen endlich vor einem wunderschönen Palaste. Sie klopfen, und der Riese, der hier wohnte, kam, ihnen eigenhändig zu öffnen. Sie baten ihn um Nachtherberge, und er ließ sie herein, fragte auch, wohin sie gingen, und sie sagten ihm: «Wir machen eine Lustreise.» — «Gut», fuhr er fort, «wenn ihr bei mir bleiben wollt, ist mir's recht: für die Seelsorge fehlt mir ein Pfarrer, auf mein Gut ein Verwalter, und ein Posten wird sich auch für Euch finden», sagte er zum Florentiner gewendet. Alle drei waren's zufrieden und blieben bei dem Riesen. Der wies jedem eine Kammer an und sprach: «Morgen werde ich euch auch euere Plätze anweisen.» Wirklich kam er am andern Morgen, nahm den

Pfarrer und führte ihn mit sich in ein Zimmer. Der Florentiner, neugierig, zu erfahren was es da gäbe, schlich ihm nach, legte das Auge ans Schlüsselloch und sieht, wie der Riese dem Pfarrer gewisse Papiere zeigt und, wie sie dieser betrachtet, einen Säbel zieht, ihm den Kopf abschlägt und ihn in ein Loch wirft, das in jenem Zimmer war. «Da bin ich in eine schöne Geschichte gerathen!» dachte der Florentiner. Nach dem Mittagessen sagte der Riese: «Dem Pfarrer habe ich seinen Platz angewiesen, jetzt kommt der Verwalter an den seinen.» Und er führte auch ihn in jenes Zimmer. Der Florentiner leise hinterher. Durch das Schlüsselloch sah er dieselbe Geschichte: während der Verwalter die Papiere betrachtete, schlug ihm der Riese den Kopf ab und warf ihn zu dem andern. «Jetzt ist die Reihe an mir», dachte der Florentiner. Und wie sie beim Nachtessen saßen, sagte der Riese, daß er auch dem Verwalter seinen Platz angewiesen, und daß sich alsbald ein Platz für ihn finden werde. Der Florentiner, der keine Lust hatte, an den Platz zu kommen, wo die andern waren, zermarterte sich den Kopf nach einem Mittel zur Flucht und fand endlich eins. Der Riese hatte ein Auge, das schlecht sah, jetzt sagte der Florentiner: «Wie schade, Ihr seid ein so hübscher Mann, aber das Auge da ... doch hört, ich kenne eine Arznei, es zu heilen: ein gewisses Kraut, das ich hier auf der Wiese habe stehen sehen. Gehen wir, es zu suchen.» Sie gingen auf die Wiese. Beim Hinausgehen beobachtete der Florentiner die Schlösser und Thüren ganz genau, um dann entfliehen zu können. Auf der Wiese pflückte er das erste beste Kraut, das ihm unter die Hände kam, dann kehrten sie nach Hause zurück, und er setzte das Kraut in einem Topf mit Oel zum Feuer. Als das Oel kochte, sagte er zum Riesen: «Ich halte es für meine Pflicht, Euch zu sagen, wie der Schmerz ein großer sein wird, doch müßt Ihr ruhig bleiben, Euch nicht bewegen, sonst würde die Operation einen übeln Verlauf nehmen, und somit wäre es das Beste, wenn ich Euch auf diesen Marmortisch festbände.» Der Marmortisch war da, und der Riese, dem viel daran ge-

legen war, sein Auge zu heilen, sagte, er möge ihn nur binden. So band er ihn gehörig fest, nahm das kochende Oel und goß es ihm in die Augen. «Du hast mich geblendet!» heulte der Riese, und der Florentiner machte sich ganz leise zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, das Thor auf und fort! Der Riese, der jetzt alle beide Augen verloren hatte, sprang auf, und mit der Stärke, die er besaß, sprang er, den Marmortisch auf dem Rücken, dem Florentiner nach. «Komm her!» rief er, «komm her! Habe nur keine Furcht, nimm dir wenigstens ein Andenken mit.» Und er warf ihm einen Ring zu. Der Florentiner hob ihn auf und steckte ihn an den Finger. Der Finger wurde augenblicks zu Marmor, und er konnte sich nicht mehr vom Platze bewegen. Wol versucht er, den Ring abzuziehen, doch es gelang ihm nicht, und der Riese kam näher. In der Verzweiflung zieht er sein Messer aus der Tasche, schneidet den Finger ab, und jetzt konnte er wieder laufen, sodaß ihn der Riese mit dem Tische auf dem Rücken nicht erreichen konnte. Ganz erschöpft kam er nach Florenz und hatte für alle Zeiten genug. Nie mehr kam ihm die Lust, in die weite Welt zu gehen und von seinen Reisen zu erzählen."

In diesen Märchen ist die eigentliche Ueberlistung des Cyklopen durch den falschen Namen des Ulysses nicht angedeutet. Nun wäre es, wenn man die Wanderung des Märchens in Varianten nicht verstünde, nicht wüßte, daß andere Völker andere Nebenzüge der Grundformen festgehalten, sonderbar zu sehen, wie in einer Sage aus Vorarlberg, einer aus Gutannen (Schweiz) und einer aus der Normandie plötzlich ein Echo an den betrogenen Polyphem widerklingt. Da kommt ein neugieriges Waldweiblein zu einem Holzhacker und fragt ihn nach seinem Namen. Er antwortet im Scherze: „Sälb tho." Als sie dann an

Stelle seiner sich an das Holz macht, klemmt sie sich die Hand ein, und er läßt sie stecken. Kommt das andere Zwergenvolk herbei und fragt, wer es gethan, und sie antwortet und schreit nur immer: „Sälb tho.“ So in der tiroler Sage, ähnlich in den andern. Das Märchen vom Polyphem findet sich außerdem noch beim serbischen Volke, in Siebenbürgen, Ungarn, ja sogar bei den Esten, in Finland und auf dem schottischen Hochlande.

Reinhold Köhler erwähnt des antiken Märchens vom König Midas mit den Eselsohren und seinem geschwätzigen Barbier, dem es nicht möglich war, das Geheimniß zu wahren, der es dem Boden anvertraut, aus dem nachher verrätherisches Schilf emporschießt. Dieses Märchen kommt jetzt als serbisches, bretagnisches und irisches vor. Die Könige haben Ziegen- und Pferdeohren, und aus der Grube, welcher der Barbier sein Geheimniß anvertraut, wachsen Bäume, aus deren Holz Harfen oder Flöten gemacht werden, die das Geheimniß austönen. Ein ähnliches Märchen soll sich sogar in der Mongolei finden.

Ferner die Herculessage, eine der mächtigsten und weitverbreitetsten des Alterthums. Klingt sie nicht durch manche der Märchen hindurch, wenn sie von dem duldenden Jünglinge, dem von dem schlimmen Könige schwere Aufgaben gestellt werden, erzählen? Wie war das Wesen des Hercules mit dem Geiste des römischen Volkes verwachsen, wie sympathisch war es ihm! Wie gern glaubte man an ihn, und zwar nicht blos in Städten, sondern mehr noch auf dem

Lande, wo er, der den rinderraubenden Caecus besiegte, dem antiken Bauer und Hirten italischen Landes ein treuer und mächtiger Hüter von Hof und Heerde und selbst ein Hirte war, der mit seinen Rindern italisches Land durchzog. In unserm Märchen von der „Tochter des Schlangenkönigs“ (S. 211), wo der Jüngling, ein Rinderhirt, den Kampf mit dem rinderraubenden Riesen im dichten Walde besteht, ist da dieser Jüngling nicht vielleicht der antike Lupercus, der Wolfsabwehrer, der einen Bann aufhebt, also den Winter austreibt und das Jahr durch den Frühling erneuert? Auch die drei Eier, die in drei Himmelsgegenden geworfen werden, worauf alles zum Leben erwacht und die Stummen zu sprechen anfangen, dürften zu diesem Naturmythus gehören.

Lesen wir sodann das Märchen „Lichtmeß“ (S. 168), so erinnert die durch ein gebratenes Drachen- oder Schlangenherz befruchtete Königin an die alte feierliche Sage von Tarquinius, Tanaquil und der königlichen Magd Ocrisia, ferner an die geheimnißvolle Geburt des Scipio Africanus. Im Märchen „Lichtmeß“ tritt die Schlange, wie im alten Rom, gleichzeitig als befruchtender Schutzgeist der Ehe und als individueller der einzelnen Familienglieder, hier der beiden Söhne des Hauses, auf.

Auch andere Zauberkräfte waren den Alten in Menge bekannt, davon gibt Plinius u. a. mehr als ein Zeugniß. An vielen Orten findet man der geheimnißvollen Mächte von Thieren und Pflanzen er-

wähnt, der Zauberkräuter des Asklepiades, durch die man Seen und Flüsse austrocknen, Verschlossenes öffnen konnte. Wer die Zunge eines Hundes aß, mußte die Wahrheit sagen, während er durch den Genuß eines Vogelherzens zum Verständniß der Vogelsprache kam. Dies klingt in unsern Volksmärchen und Sagen wider, und in der Eddasage briet sich Siegfried das Herz des getödteten Drachen am Feuer und verstand nun, was die Adler sagen. Bei Grimm (Nr. 131) ißt ein Graf eine silberweiße Schlange und versteht, gleichzeitig mit seinem Diener, der von dem Gericht genascht hatte, die Sprache der Thiere. Rochholz erzählt in seinen „Naturmythen" (S. 197) eine ähnliche Geschichte aus dem Berner Oberlande. In den Abruzzen fallen diesem antiken Aberglauben noch jetzt viele Schwalben zum Opfer: man reißt diesem Vögelchen bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust und gibt es dem Kinde zu essen, um es weise zu machen. Manche geben sogar sieben derselben.

Was die geheimnißvolle Wirkung gewisser Kräuter und Früchte betrifft, davon gibt unter andern Martial eine Andeutung, wo einem nach dem Genusse derselben die Nase zu ungeheuerer Länge anwächst, und wir können diesem das „Goldene Schachspiel" (S. 159) gegenüberstellen, wo dem Jüngling und dem ganzen Hofe, allen voran der betrügerischen Königstochter nach dem Genusse von schwarzen Feigen Hörner aus der Stirn wachsen, die erst verschwinden, nachdem sie die weißen Feigen gegessen. Dasselbe steht bei Imbriani (XII Conti Pomiglianesi) unter

dem Titel „'E corna", wo die Hörner durch das Wasser eines Quells getilgt werden.

Außerdem kannte die antike Welt eine Menge Hexen, Popanze und Gespenster, ähnlich den modernen, wie die Lamia, das rinderraubende Gespenst Gello, die Gorgone, die Marmo, das Marmolykeion, den Kobold oder Alp Ephialtes. Beim Apulejus schneidet eine Hexe nächtlicherweile dem Gaste das Herz aus und stopft einen Schwamm hinein, wie noch jetzt die Hexen den Kindern die Eingeweide rauben und Stroh an die Stelle stopfen, oder das Blut saugen, wie einst dem lateinischen Königstöchterlein Proca. Das alles mit den gleichen Hülfsmitteln dagegen hat der heutige Süditaliener auch. Eine Mutter, die ihr Kind abmagern sieht, hängt ihm in einem kleinen Säckchen etwas Salz um den Hals, verbrennt eine Haarlocke von ihm, stellt das geweihte Wasser an die Thürpfoste; oder der Vater macht „die sieben Nachtwachen", die Hexe zu erwischen. Gegen Mitternacht salbt sich die Hexe, sagt ihren Zauberspruch und fliegt (in einem Märchen als Fledermaus) unter den Nußbaum von Benevent, der in ganz Unteritalien als Hexentanzplatz bekannt ist. Von dort geht sie in das Haus des Kindes, das Blut zu saugen. Der Vater hat ein Lämpchen mit einem zerbrochenen Topf bedeckt; wenn er das bekannte Schwirren (strix von stridere) hört, sucht er der Hexe den Topf an den Kopf zu werfen oder sonst sie zu verwunden, denn auch leicht verwundet muß sie fliehen. Hilft auch das nicht, so rathen die klugen Frauen, deren jedes

Dorf ein Exemplar hat, einen Hund oder eine Katze zu schlachten und hinter die Thür zu legen, damit die Hexe die Haare zähle und sich beim Zählen aufhalte bis Tagesanbruch. Diese Thiertödtung erinnert an die Römer, welche die Eingeweide eines Ferkels vor die Thür legten und den Spruch sagten: „Das zarte Thier für das zarte Kind, Herz für Herz, Eingeweide für Eingeweide, Seele für Seele!“ Dann wurden die Ruthen von Weißdorn ins Fenster gelegt, und noch heute legt in ganz Unteritalien die sich bedroht Fühlende einen Besen ins Fenster und streut Hanf oder Hirsen auf das Sims. Die Schutzgöttin gegen das Hexengesindel war die Cardea; an dem Tage, der ihr heilig war, aß man im alten Rom Bohnen, daher Kalendae fabariae: an einigen Orten der Abruzzen nun ißt man am Feste des S. Nicola, dem Vertreiber der Dämonen, Bohnen, die in sieben großen Kesseln vor der Kirche gekocht und vertheilt werden. Sollte das nicht eine heidnische Reminiscenz sein?

Ebenso klingt durch die italienischen Märchen noch der uralte Volksglaube, daß die Geburt eines Kindes durch eine böse Frau aufgehalten werden könne (Hercules' Geburt), wenn dieselbe ihre Hände gefaltet zwischen die Knie klemme. Hierzu sehe man „Goldfaden“ (Comparetti, S. 133), wo die junge Königin nur gebären konnte, als die Alte durch List gezwungen ward, ihre Hände in einer gewissen Weise an die Stirn zu führen. Dasselbe in der Pitrè'schen Sammlung im „Rè d' amuri“.

Endlich sind die Wünsche und Wunschdinge uralt

wie das Menschengeschlecht, und man braucht nicht gerade, nach Wolfgang Menzel, ein Deutscher zu sein, in dem, „je einsamer er sich zu jenen Urzeiten in seinen Wäldern fühlte, um so lebhafter die Wünsche nach der Ferne, nach unbekanntem Glück" erwachten — auch andere Völker, die ganze Welt hegt mit ewiger Hoffnung ewige Wünsche. Die Sage „von einer Stätte auf Erden, die, nicht berührt von dem Mangel und dem Kummer, von der Angst und Noth dieses Lebens, des mühelosen Genusses und der ungetrübten Freude reiche Fülle dem gewähre, welcher dorthin gelange, von einer Stätte, wo die Wünsche schweigen, weil sie befriedigt, und die Hoffnungen ruhen, weil sie erfüllt sind", wurzelt bereits tief in den Ideen des uralten Heidenthums. Es sind die Sagen, deren schon Homer und Herodot erwähnen, von den Göttermahlzeiten und Sonnentischen der Aethiopen, die durch die alte deutsche Gralsage klingen und ausklingen in dem weltbekannten Märlein vom Tischlein deck' dich, und andern den Menschen von unbekannten Mächten, Feen und Geistern gewährten Wunschdingen. Pases, der griechische Zauberer, läßt prächtige Mahlzeiten erscheinen und verschwinden. Timolaus, bei Lucian, wünscht sich Ringe, von denen der erste gesund, stark und unverwundbar, der zweite unsichtbar, der dritte liebenswürdig mache, der vierte dem Besitzer die Kraft von 10000 Menschen gebe, der fünfte einschläfere. Aehnlich liest man im „Teufelsweib" (S. 20), wo der Zauberring von den Teufeln geschmiedet wird, von Zauberringen auch an andern

Stellen. Auch bei Plato findet sich schon die Sage von dem unsichtbar machenden Ringe.

Das schönste antike Märchen, dessen goldenschöner echter Stoff viel hundertmal durch alle möglichen spätern Märchen aller Länder und Völker vererbt ward, der dennoch immer neu bleibt wie junge Liebe und neuer Frühling, und immer neu, wo Liebe mit Leide sich paart, ist das reizende altgriechische Märchen von Amor und Psyche, das schon den Apulejus so anzog, daß er es in seinen „Metamorphosen", Buch IV—VI, als eine der interessantesten Episoden verwandte.

Es beginnt ganz wie ein Märchen der Jetztzeit: „Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter." Unter diesen dreien war Psyche die jüngste und schönste. Diese liebt Eros; er bringt sie an einen weltfernen Ort, wo er mit ihr in zärtlicher Liebe verbunden lebte, jedoch ohne daß sie jemals sein Antlitz sah. Die zwei Schwestern neideten ihr das Glück und beredeten sie, des Geliebten Gestalt zu erforschen, worauf Amor auf- und davonflog. Unter vielen Mühen, gepeinigt durch schwer zu lösende Aufgaben, sucht sie ihn, bis sie ihn findet, um, durch Prüfungen geläutert, sich nie mehr von ihm zu trennen.

War diese Erzählung ursprünglich nichts anderes als ein einfaches Ammenmärchen, so benutzt es Apulejus, ihm eine tiefere philosophische Bedeutung und Deutung zu geben, indem er Eros als den großen Dämon darstellt, der die Menschen zum Guten durch Läuterung der Seele, zur Glückseligkeit erzieht. Aehnlich

wie man im deutschen Märchen vom Aschenbrödel, das dem Märchenkreis der Psyche angehört, wo die jüngste der zwei Schwestern geplagt und zu gemeinen Magddiensten angehalten wird, um zuletzt aus allen Leiden als strahlende Königsbraut hervorzugehen, eine Allegorie der im Winter gestorbenen oder gefangenen und leidenden Natur finden will. Doch lassen wir alle und jede Deutung und nehmen den Märchenstoff an sich, so finden wir ihn in unzählige Märchen verwebt, dort als breitern Streifen, hier wenigstens noch als blitzenden Goldfaden.

Den Geliebten der Psyche durfte kein Lichstrahl treffen: Licht bringt Unglück. Wer nun kennt nicht das Grimm'sche Märchen vom singenden, springenden Löweneckerchen, das nachts ein schöner Jüngling ist, aber wie ihn einmal ein Lichtstrahl trifft, als Taube fortfliegt und sieben Jahre verwandelt bleiben muß? In unsern süditalischen Märchen finden wir dasselbe Motiv in der „Tochter des Schlangenkönigs (S. 211), nur in der Umkehrung: denn hier muß die Braut unsichtbar bleiben, und der Jüngling beleuchtet sie, von seiner Mutter überredet, mit einem Stück geweihter Kerze, worauf die Leiden und schweren Prüfungen beginnen. In schon verblaßten Farben finden wir dasselbe im Eingang zu „Pappelröschen“ (S. 89), wo der grüne Vogel von der Rose durch die Neugier des Mädchens verscheucht und sie erst nach langen Prüfungen mit ihm, der zum Jüngling geworden, vereint wird. Die Psyche des griechischen Märchens irrt umher und kommt einmal an den Cerestempel,

wo sie die unordentlich durcheinandergeworfenen Garben, Kränze, Sicheln u. a. zurechtlegt. Derselbe Zug findet sich in den „Drei schönen Kronen“ (S. 129), wo das arme irrende Mädchen zu dem dunkeln Palast kommt, in dem niemand wohnt und wo alles wirr und ungeordnet durcheinanderliegt, worauf sie sich ans Ordnen begibt. Dann die drei Arbeiten der Psyche: alle möglichen bunt durcheinandergemengten Samen auszulesen, was die Ameisen für sie verrichten; die Wolle der Schafe zu sammeln, was das Schilfrohr thut; dann Wasser aus einem unzugänglichen Quell zu holen, was ein Adler für sie übernimmt. Es würde zu weit führen, wollte man nur allein alle italischen Märchen aufzählen, die diesen Zug enthalten. In einem Worte: wie ein süßes freundliches Echo, das der Geliebten oder des Geliebten Stimme erweckt, tönt durch alle unsere Märchen bald lauter, bald leiser, bald näher, bald entfernter der Name Amor und Psyche. Amor und Psyche haben sich unbewußt mit der Völkerseele verschmolzen und werden mit ihr fortleben, auch wenn sie, weniger poetisch, Hans und Grete heißen sollten.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser einleitenden, ganz allgemein gehaltenen Worte, den schönen Stoff nur annähernd zu erschöpfen; wer sich aber des weitern unterrichten will, lese im Anhang zum 5. Abschnitt in Friedländer's „Sittengeschichte Roms“, was dieser über das Märchen von Amor und Psyche sagt, ferner die Mittheilung des Professors Adalbert Kuhn, wo man die Parallelen zu der Erzählung des Apulejus

fast vollständig aufgezählt findet. Kuhn führt zwei Märchengruppen, im ganzen etwa vierzig Märchen, aus Dänemark, Schweden, Norwegen, Island, Holstein, Böhmen, Griechenland, Albanien, Walachei, Neapel, Serbien, Siebenbürgen und Indien, ferner schottische, gälische, kalmückische, vlämische, russische u. a. Märchen an und zeigt, wie es sich in allen um einen gewöhnlich in ein Thier verwandelten Menschen handelt, welchem sich eine Jungfrau vermählt, die trotz seiner abschreckenden Gestalt in Liebe bei ihm ausharrt. Das Verrathen des Geheimnisses stört in der ersten Gruppe dieser Märchen die Erlösung und führt zu Geduld- und Liebesproben, während in der zweiten dadurch unmittelbar die Mittel zur Erlösung herbeigeschafft werden.

Wenn nun Friedländer, der eine so schöne Probe geliefert, wünscht, daß die Forschungen nach Märchen in der classischen Literatur fortgesetzt werden, um, wenn nicht ganze Märchen, doch weitere Spuren derselben aufzufinden: so dient eben diesem Zwecke als vorzüglichstes Hülfsmittel eine möglichst ausgedehnte Kenntniß der Märchenliteratur, dient ferner, da das Märchen im Mythus wurzelt — denn märchenhafte Elemente werden im Mythus und umgekehrt mythische im Märchen nachgewiesen —, die Forschung auf dem Gebiete des Aberglaubens, wie er sich aus dem rein poetischen Mythus, nachdem dieser über die Religion hinweg in den platten unverständlichen Mysticismus übergegangen war, entwickelt und zu großem Theil noch erhalten hat.

Ist aber nun in dem Vorhergehenden erwiesen, daß sich in den Volksmärchen, wie sie uns heute vorliegen, zahlreiche Berührungspunkte mit dem antiken Märchen und Märchenglauben, soweit wir ihn kennen, finden, so erweist das noch nicht, daß uns diese Märchen direct aus dem Alterthum durch Tradition überliefert worden sind. Und dieser Punkt ist es, den ich gerade für Süditalien, wo von einer Volkseinheit wie in Deutschland nicht die Rede sein kann, stark anzweifeln möchte. Eine gewisse Analogie zwischen dem Volkslied und dem Volksmärchen ist leicht ersichtlich, und geschichtliche wie sagenhafte Erinnerungen werden gleicherweise in diesem wie in jenem verwebt und kommen in dem Singen und Sagen des Volkes gleichzeitig zum Ausdruck, wo sie Hand in Hand wie Bruder und Schwester durch die Jahrhunderte schreiten. Sehe man doch die deutschen Heldenlieder von den urältesten Ueberresten bis auf die spätere „Gudrun" und das „Nibelungenlied" darauf hin an, betrachte man ebenso spätere Volkslieder, in denen uralter Mythus, der sich in zahlreichen deutschen Märchen erhalten, widerklingt, so darf man sagen, daß in Deutschland so manches Märchen mit dem Volksliede gleichen Schritt hielt und dem deutschen Volke direct aus dem deutschen Alterthume von Mund zu Mund überliefert wurde.

Nicht also in Italien. Hier klingt in keinem einzigen Volksliede ein antiker Ton wider, auch nicht einer. Hier geht kein Volkslied hinter das 13. Jahrhundert zurück, und wenn ja eins aus den ersten

großen Völkerwirren herübergerettet wurde, so ging es in dem nachherigen steten Wechsel der Nationalitäten, die sich rasch wie Jahreszeiten folgten, unter den ewigen Unruhen, welche Griechen, Normannen, Lombarden, Sarazenen, Deutsche, Franzosen, Spanier u. a. erzeugten, vollständig zu Grunde. Und wie das alte Volkslied mußte auch das alte Volksmärchen untergehen und verschwinden bei einem Volke, das, wenig conservativ an sich, kaum Zeit fand, sich das Gestern zurechtzulegen, und nur in dem Heute lebte, eine wandernde Welle.

Die italienischen Volksmärchen sind deshalb, mögen sie sich in vielen Punkten mit den deutschen berühren, sicher weit jünger als viele unserer deutschen, die das Gepräge des altdeutschen oder altnordischen Mythus noch vielfältig an sich tragen und reiner erhalten haben, sodaß Wolfgang Menzel recht behalten mag, wenn er sagt, daß unsere deutsche Märchen- und Sagenpoesie, die sich seit grauen Jahrhunderten von Mund zu Mund beim deutschen Landvolke fortpflanzte, hauptsächlich die Erinnerungen der vorchristlichen Heidenreligion umfaßt, und daß alles, was sie später in ihre Strömung mit fortgerissen hat, Erlerntes von andern Völkern, nur einen verhältnißmäßig schmalen Rand um die breite Mitte des Heidnisch-Nationalen bildet — was bei den Italienern gerade umgekehrt ist. War ja noch etwas Heidnisch-Nationales erhalten geblieben, so wurde das später von dem Fremdländischen wol vollständig absorbirt.

Dieses Fremdländische ist aber das Indische.

Seit dem 10. Jahrhundert fängt man an mit Indien bekannt zu werden, und zwar waren es mohammedanische Völker, welche in dieses Land erobernd eindrangen. Alsbald auch wurden die zahlreichen Fabeln, Parabeln, Legenden und Märchen, die in der buddhistischen Religion mit Vorliebe gepflegt wurden, durch Uebersetzungen ins Persische und Arabische bekannt, und ihr Inhalt, zumeist interessant, breitete sich rasch in Asien, Afrika und Europa überall da aus, wo der Halbmond herrschte. Unter jenen Fabelsammlungen steht als bekannteste obenan das „Pantschatantra", später unter dem Titel „Hitopadeça" und seit zwei Jahrhunderten in unzähligen Bearbeitungen und Uebertragungen in der ganzen civilisirten Welt bekannt. Das „Pantschatantra" wurde unter dem Namen zweier Schakale, die in der ersten Erzählung vorkommen — Kalila und Dimna — in das Pehlewi, jene aus Persisch und Semitisch gemischte Sprache, übersetzt. Diese Uebersetzung ging verloren, doch existirt davon eine arabische, und diese war dazu bestimmt, die Reise von dem Morgen- nach dem Abendlande zu machen. Arabische Dichter bearbeiteten sie poetisch, ebenso ein Neuperser. Die neue persische Prosabearbeitung diente als Grundlage zu den Bearbeitungen, die im 15. und 16. Jahrhundert gäng und gebe waren, und welche, ins Indische übersetzt, aufs neue nach Indien zurückkehrten. Durch den Islam kamen jene Märchen außerdem zu den Afghanen und Malaien, während sie mit dem Buddhismus schon lange vorher zu den Chinesen und nach Tibet



vorgedrungen waren. Die tibetanische Grenze aber überschritten sie, um zu den Mongolen und zu den Kalmücken zu gelangen. Die Mongolen waren durch fast zwei Jahrhunderte Herren in Europa und verpflanzten jene Märchen auf europäischen Boden. Bekannt wurde jene indische Märchensammlung in Europa ferner durch eine griechische Uebersetzung des 11. Jahrhunderts, durch eine hebräische und eine spanische des 13., worauf wir sie in allen europäischen Sprachen wiedergegeben finden.

Es fragt sich nun, welche der verschiedenen in Süditalien nacheinander seßhaften Nationalitäten empfing diesen Märchenschatz aus erster Hand? Das ist aber eine Frage, die jedenfalls eine offene bleiben wird, denn bei genauem Zusehen finden wir das italische Märchen, abgesehen von der bereits angedeuteten Grundform, mit allen möglichen fremdländischen Elementen versetzt. Waren es byzantinische Griechen, Lombarden, Normannen, Sarazenen, Deutsche? Natürlich wird jede Nationalität ein empfangenes Fremdes alsbald seinem Ideenkreise angepaßt und es seiner jemaligen Anschauung angemodelt haben, dergestalt, daß der einst sarazenische Italiener seine indischen Märchen, die schon nicht ganz quellrein in seine Hände kamen, anders erzählt als der normannische oder byzantinische u. s. f., der christliche anders als der heidnische.

Dazu wurden alsbald die Märchen, wenn sie einmal seßhaft geworden waren, rasch localisirt und den einheimischen Sitten und Gebräuchen, bis auf

Namen, Thiere, Pflanzen und Hausgeräth herab, angepaßt. Waren es schwere Goldmünzen, so wechselte man sie in Scheidemünze um, sodaß ein Stück, in viele getheilt, später nur entfernt an den Werth des Ganzen erinnern konnte. Diamanten, welche, ihrer Form sicher, durch Jahrhunderte wandern können, waren es nicht, es waren feinciselirte Cabinetsstücke, an denen sich bei der langen Wanderung von Hand zu Hand die Ciselirung abgriff, wie an Münzen aus dem Alterthum, die zu classificiren nur dem Auge des Kenners möglich ist.

Dieser Kenner einer, und zwar einer der vorzüglichsten, ist Theodor Benfey, der große Orientalist und Sprachforscher, und nach ihm sind nicht blos sehr viele, sondern die meisten europäischen Volksmärchen geradezu indische, theils aus indischen hervorgegangen oder durch sie veranlaßt. Durch ihre innere Vortrefflichkeit, sagt er, scheinen die indischen Märchen fast alles, was etwa Aehnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existirte, absorbirt zu haben, kaum daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisirten fremden Gebilde gerettet haben mögen. Die Umwandlung, die sie erfahren, ist, abgesehen von der Nationalisirung, der Aufprägung eines nationalen Stempels, nachweislich fast nur Vermischung von Formen, Zügen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren.

Dies ist am ersichtlichsten bei den süditalischen der Fall. Nur die Zeit der Empfängniß, der Befruchtung italienischer Phantasie durch indische, oder des



Aufgehens derselben in dieser, wird im Dunkel bleiben.

Wenn ich aber sagte, daß sich die eingewanderten Märchen im Lande localisirten und naturalisirten, so schließe ich den Ring, indem ich das zu Anfang Gesagte wiederhole: daß der Italiener, der Bewohner des Sonnenlandes, bei heiter objectiver Anschauung dies anders vollzog als der Deutsche, wodurch ich den Titel, den ich der Sammlung gebe, rechtfertigen, wie gleichzeitig das Interesse für dieselbe anregen möchte:

Unter den Olivenbäumen.

Neapel, im Winter 1880.

Woldemar Kaden.

Süditalische Volksmärchen.

„Es war einmal .....“

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, an Gütern aber nichts als einen Esel mit Sattel und Gurt. Als es nun mit ihm zu Ende ging, rief er die Söhne, machte das Testament und sprach: „Dem Aeltesten lass' ich den Esel, dem Zweiten den Sattel, dem Jüngsten aber den Gurt.“ So starb er.

Der Aelteste wußte mit dem Esel nichts anzufangen und zog aus, ihn zu verkaufen. Er kommt an dem Hause eines reichen Kaufmanns vorbei, der schaut eben zum Fenster heraus, sieht den Bauer mit dem Esel, ruft ihn an und spricht: „Heda, guter Freund, hast du wol Lust, den Esel zu verkaufen?“ Der Bauer antwortet: „Warum nicht, mein Herr!“ Sagt der Kaufmann: „So höre, wie wir den Handel machen wollen. Ich setze alle meine Güter gegen deinen Esel. Kannst du mir nun ein Märchen erzählen, ohne zu beginnen: «Es war einmal .....», so bekommst du die Waaren und wirst ein reicher Mann. Sagst du aber: «Es war einmal ....», so verlierst du den Esel und scherst dich zum Teufel!“ Der Bauer glaubte gewonnen Spiel zu haben und schlug ein, und als ihn der Kaufmann noch fragte, wieviel Zeit er wolle, sich das Märchen zu überlegen, antwortete er: „Drei Tage.“

Die drei Tage waren um, der Kaufmann trat zu ihm und sprach: „Nun erzähle dein Märchen!“ Der Bauer sprach: „Ich bin bereit“, und hub an: „Es war einmal .....“ „Halt!“ fiel ihm der Kaufmann ins Wort, „du hast den Handel verloren. Es war ausgemacht, ein Märchen zu erzählen ohne die Worte «Es war einmal».“ Der Bauer war ganz verblüfft und sagte: „Wohl, ich habe verloren.“ Er ließ dem Herrn den Esel und ging seiner Wege. Als er nach Hause zu seinen Brüdern kam, erzählte er ihnen alsogleich, wie es ihm ergangen. „Ich zog“, sprach er, „in die Stadt, den Esel zu verkaufen. Da schaute ein Kaufmann zum Fenster heraus, der fragte mich, ob ich den Esel losschlagen wolle. Wir wetteten, ich verlor, und er hat nun das Thier.“

Die Erzählung ging dem Besitzer des Sattels zu Herzen, es kam ihm die Lust, sein Glück zu versuchen, und er ging in die Stadt. Hier traf er den Kaufmann und bot ihm den Sattel zum Verkauf an. Sie schlossen den gleichen Pact und er verlor gleicherweise. Jetzt macht sich der Jüngste mit dem Gurte auf den Weg und findet den Kaufmann, der auch alsobald bereit ist, alle seine Güter gegen den Gurt zu setzen, so er ihm ein Märchen erzähle ohne die Worte „Es war einmal“. Der Knabe geht darauf ein, und der Kaufmann fragt nur noch: „Wieviel Zeit verlangst du?“ Darauf der Knabe: „Vierundzwanzig Stunden.“

Die vierundzwanzig Stunden waren um, der Kaufmann läßt ihn rufen und sagt: „Bist du bereit, so erzähle dein Märchen.“ Da hub der Bauer an und erzählte:

Meine Mutter hat eine Glucke gehegt,
Die hat zwei Eier ins Nest gelegt.

Sie brütet, und brütet 'nen jungen Hahn,
Der fängt gar lustig zu krähen an:
„Scher' dich zum Teufel, du Kaufherrlein,
Deine Schätze, die sind jetzt mein!“

So hatte er es glücklich fertig gebracht, ohne zu sagen: „Es war einmal.“ Die Wette war gewonnen, und der Kaufmann mußte ihm alle seine Güter herausgeben.

So lebt er glücklich und zufrieden,
Uns aber, uns ist nichts beschieden.

Die weiße Zwiebel.

Ein reicher Vater, Herr vieler vieler Güter, war am Sterben. In der letzten Stunde rief er seinen einzigen Sohn, den er über alles geliebt hatte, und sprach zu ihm: „Mein theuerer Sohn, mit mir geht es zu Ende. Alles, was ich besessen, ist jetzt dein, genieße es in Frieden. Höre aber eine Warnung: Hüte dich vor der weißen Zwiebel.“ Dies gesagt, starb er.

Der Jüngling hatte viele Freunde, und gar oft wanderten sie zusammen durch die Straßen. Auf diesem Gange erblickte er eines Tags einen Bauer, der einen mit Zwiebeln beladenen Esel vor sich hertrieb. Kaum sah er die Zwiebeln, so gedachte er an die Warnung seines Vaters, und die Angst trieb ihn, schleunig davonzulaufen. Die Freunde blieben voll Verwunderung zurück und wußten nicht, wie sie sich die Sache deuten sollten. Dasselbe wiederholte sich noch einmal mit andern Gefährten, auch sie fanden keine Erklärung und suchten darum den Jüngling auf, ihn zu befragen, da sie selbst sich beleidigt fühlten. Er entschuldigte sich jedoch und erzählte ihnen von der Warnung seines Vaters und wie er sich vor der weißen Zwiebel zu hüten habe. „So ist es besser“, schloß er, „ich laufe davon, wenn ich

weiße Zwiebeln sehe." Die Freunde wollten vor Lachen bersten und sagten: „Du bist ein Narr! Denn wisse, diese weiße Zwiebel ist nicht die des Gärtners, sondern ein schönes Weib, das die Männer, welche um sie werben, zum Spiele verlockt und sich selbst als Preis des Spieles aussetzt, die Thoren aber, die darauf eingehen, nur ausbeutet und dann ins Pfefferland schickt, denn gewonnen hat noch keiner. Sie aber ist so reich geworden, daß sie nicht weiß, wohin mit allem Reichthum." So erzählten die Freunde, und fortan dachte der arme Knabe an nichts mehr als an die weiße Zwiebel, und nahm sich vor, sie aufzusuchen.

Der Gedanke war immer mächtiger geworden, und eines Tages hat er ihr einen Besuch gemacht. Wie er vor ihr stand, sagte er: „Schöne Frau, da bin ich endlich! Aus Liebe zu Euch, habe ich nicht mehr geschlafen, und gewiß würde ich verrückt geworden sein." Sie lud ihn mit höfischen Manieren zu sich ein und sagte: „Kommt nur, eßt und trinkt zuvor, wenn Ihr mich dann im Spiele besiegt, bin ich Euere Braut, wenn nicht ... nun wir werden sehen."

Sie aßen, tranken, darauf traten sie an den Tisch, zu spielen. Wer aber verlor und immer verlor, war der thörichte Knabe. Er verlor, bis alles dahin war. Wie seine Taschen leer standen, sagte die Schöne ruhig: „So, Freund, jetzt könnt Ihr gehen." Er stand und blickte in ihre schönen Augen, sah die zierliche Gestalt an, aber gehen mußte er. Er eilte nach Hause, füllte sich die Tasche aufs neue und war wieder da, denn er wollte sie durchaus zur Frau gewinnen. Wieder empfing sie ihn mit höfischen Manieren, und bald auch saßen sie beim Spiele. Aber so viel Geld er immer hervorzog, alles gewann sie,

bis er ohne einen Heller stand. Da sagte sie zu ihm: „Nun haltet nimmermehr um meine Hand an, denn Ihr habt verloren; geht nur immer nach Hause.“

Verzweifelt geht er fort und läuft aufs freie Feld hinaus und jammert: „Alles ist dahin, ich soll sie nicht haben, und doch muß sie mein werden. Welch trauriges Geschick! Ach, Seele meiner Mutter, hilf mir. Jetzt verkaufe ich das letzte Gut, gewinne ich sie mit dem nicht, so mag ich nicht mehr leben.“ Wie er so bekümmert dahinschritt, hörte er eine Stimme: „Joseph, Joseph, was hast du? Laß die Thränen!“ Er wendet sich und erblickt einen Mann, der tröstet ihn und spricht: „Verzweifle nicht, ich kann dir helfen. Erzähle mir nur deine Geschichte!“ Er erzählte, und jener antwortete: „Verkaufe also das Gut und gehe aufs neue zu der Schönen, du wirst gewinnen. Höre nur, was du thun mußt. Dieses Weib hat einen Ring, welchen sie beim Spiel abzieht und unter den Tisch legt. Dieser Ring ist verzaubert, und du mußt suchen, ihn an deinen Finger zu bringen, was dir ein Leichtes sein wird, wenn du, einen Schmerz am Fuße heuchelnd, dich bückst und ihn bei dieser Gelegenheit an den Finger steckst. Fahre dann ohne Sorge fort zu spielen, denn mit dem Ringe hältst du auch das Glück, wirst gewinnen und gewinnen, bis die weiße Zwiebel nichts mehr besitzt.“

Der Jüngling verkaufte das Gut und ging mit dem Gelde zu der Schönen. Sie war gar holdselig zu ihm und er erfreute sich ihrer großen Höflichkeiten. Nachdem sie gespeist hatten, forderte sie den Jüngling zum Spiele auf. Er verfolgte sie indessen mit den Augen und bemerkte wohl, wie sie in einem Augenblicke den Ring abstreifte und unter den Tisch warf. So beginnt das Spiel.

Joseph läßt sie einigemal gewinnen, dann aber stieß er plötzlich einen Schrei aus, als ob er einen heftigen Schmerz am Fuße empfinde, bückt sich, faßt den Ring und steckt ihn unbemerkt an den Finger. Jetzt wendete sich das Blättchen mit einem mal: so lange sie auch spielten, sie konnte nicht Ein Spiel mehr gewinnen, und zuletzt hatte sie alle ihre Habe verloren. Da erhob sie sich und sprach: „Ihr seid mein Mann! Niemand vermochte es mit mir aufzunehmen, Ihr vermochtet es und ich bin Euer!“

So wurden Joseph und die weiße Zwiebel ein Paar und lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.

Zufrieden und glücklich lebt ihr,
Das Zusehn haben wir.

Das Rosmarinsträuchlein.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten kein Kind, wünschten sich aber eins. Wie nun die Königin eines Tages im Garten lustwandelte, sah sie einen Rosmarinstrauch, der viele kleine Schößlinge hatte. Da seufzte sie und sprach: „Ach, der Rosmarinstrauch hat seine Sprossen, und ich, die Königin, habe kein Kind." Von der Zeit an ward sie guter Hoffnung, und wie ihre Zeit kam, gebar sie ein Rosmarinsträuchlein. Dieses pflanzte sie in ein Töpflein, begoß es mit Milch und ließ es nimmer aus den Augen.

Einst besuchte sie ihr Neffe, das war der Sohn des Königs von Spanien; wie der das Sträuchlein sieht, fragt er: „Frau Königin, was ist es doch mit diesem Rosmarinsträuchlein?" Sie erzählt ihm ihre Geschichte, wie sie das Pflänzlein geboren und es einmal des Tages mit Milch begieße. Da denkt der Jüngling bei sich: „Das Pflänzlein mußt du haben." Er kauft also eine schöne Vase auf sein Schiff, schafft auch eine Ziege der Milch wegen herbei, und wie alles bereitet ist, entwendet er das Sträuchlein aus dem Zimmer der Königin und führt es mit sich fort. Zu Hause angekommen, stellt er die Pflanze in sein Gewächshaus.

Nun hatte der König eine Flöte und auf dieser blies er in den frohen Stunden des Tages. Als er eines Tages so blies, that sich die Thür auf und ein schönes Fräulein stand auf der Schwelle. Er fragt sie: „Wer bist du und woher kommst du?“ Sie antwortete: „Ich bin die Rosamarina.“ Wie freute sich der König! Als sie fort war und er kaum eine freie Stunde hatte, ging er in sein Treibhaus, blies auf der Flöte, und da war auch schon das Fräulein wieder, und es war seine Freude, mit ihr zu sprechen und sie zu hören.

Als er so recht im Glücke war, mußte er in den Krieg, und beim Scheiden sagte er seiner Rosamarina: „Höre, meine geliebte Rosamarina, wenn ich aus dem Kriege zurückgekehrt bin, werde ich dreimal auf der Flöte blasen, und das sei dir ein Zeichen, daß du wieder herauskommen darfst.“ Und dem Gärtner befahl er, das Rosmarinsträuchlein viermal des Tages mit Milch zu begießen, denn würde er es bei der Rückkehr verwelkt finden, so solle ihm der Kopf abgehauen werden. Er legte die Flöte in sein Zimmer und zog davon.

Der König hatte drei Schwestern, die waren neugierig und sagten: „Was macht doch wol unser Bruder mit der Flöte? Die Aelteste nimmt sie und bläst darauf, dann nimmt sie die Mittlere und ebenso die Jüngste. Beim dritten Blasen erscheint das Fräulein. Da rufen sie: „Also deshalb war unser Bruder Stunden und Stunden lang in dem Treibhause und wollte nichts mehr von uns wissen?“ Sie nahmen das arme Fräulein und schlugen es so jämmerlich, daß es mehr todt als lebendig sich zum Rosmarinsträuchlein zurückschleppte und darinnen verschwand. Der Gärtner kommt und findet den Rosmarin des Königs verwelkt. Da jammert er: „Wehe



mir, wenn jetzt der König zurückkommt, wie wird es mir ergehen!" Er ruft seine Frau, befiehlt ihr, das Sträuchlein viermal täglich mit Milch zu begießen, und macht sich auf und davon.

Ohne zu wissen, wohin, schweift er durch das weite Land, und wie es Abend wird, findet er sich in einem Walde. Er sieht einen hohen Baum, und aus Furcht vor wilden Thieren ersteigt er diesen, die Nacht darauf zu verbringen. Um Mitternacht kommen ein Hexenmeister und eine Hexe, legen sich unter dem Baume nieder und fangen an zu schnaufen, daß es dem Gärtner ganz bange wurde. Dann fingen sie ein Gespräch an, und die Hexe fragt: „Was gibt es Neues?" — „Was es Neues gibt? Das Neueste ist, daß des Königs Gärtner in Lebensgefahr schwebt." — „Und wie das?" fragte die Hexe weiter. „Das ist eine lange Geschichte. Du mußt wissen, daß der König seiner Tante das Rosmarinsträuchlein entführte, in welchem ein verzaubertes Fräulein wohnt. Der König stellte die Pflanze in sein Treibhaus und begoß sie viermal des Tages mit frischer Milch; wenn er dann auf der Flöte blies, so kam das Fräulein heraus und sie redeten miteinander. Jetzt ist er in den Krieg, hatte aber die Flöte zurückgelassen, seine Schwestern bliesen darauf, und als das Fräulein erschien, haben sie es so zerschlagen, daß der Rosmarin, in den es zurückgekehrt, verwelken mußte. Der Gärtner aber, dem der König die Pflanze aufs Herz gebunden hatte, ist aus Furcht vor der Strafe geflohen." — „Gibt es denn", fragte die Hexe aufs neue, „gar kein Mittel, die Pflanze zu retten?" — „Es gäbe schon eins", antwortete der Hexenmeister, „aber ich kann es dir nicht sagen, denn der Rasen hat Augen und die Bäume haben Ohren." — „Ach was",

sagte die Hexe, „hier ist niemand, der uns hört.“ — „Nun, so wisse denn, wenn jemand das Blut meiner Adern und das Fett deines Hinterkopfes in einem Topfe zusammen sieden und die Rosmarinpflanze damit bestreichen würde, so käme das Fräulein gesund und munter aus der Pflanze heraus.“

Der Gärtner auf dem Baume hatte alles mit angehört und dachte bei sich: „Jetzt, Glück, steh' mir bei!“ Wie die beiden eingeschlafen waren, stieg er leise vom Baume herunter, nahm einen Knüppel und schlug sie todt. Dann nimmt er Blut und Fett, läuft nach Hause, siedet es, bestreicht die Pflanze, und wie er fertig, kommt das Fräulein heraus und das Rosmarinsträuchlein verdorrt. Der Gärtner nimmt die Schöne auf seine Arme wie ein Kind und trägt sie in seine Wohnung, gibt ihr kräftige Brühen und heilkräftige Kräuter und stellt sie alsbald wieder her.

Der König kommt aus dem Kriege zurück, und sein erster Gang ist ins Treibhaus. Er bläst dreimal auf der Flöte, aber da kommt kein Fräulein. Er geht zum Rosmarinsträuchlein und findet es verdorrt. Er ruft den Gärtner, und im hellen Zorne spricht er: „Jetzt sagst du mir, wo meine Rosmarina ist, oder ich schlage dir auf der Stelle den Kopf ab.“ Er bittet den König, zuvor in sein Haus zu kommen, allwo er ihm etwas Schönes zeigen wolle. Der König ging mit ihm und findet Rosmarina, die schönen Augen voll Thränen, auf dem Lager liegend. Er fragt sie: „Rosmarina, was ist dir geschehen?“ Sie antwortet: „Deine Schwestern haben mir es angethan, ich wäre ihren Mishandlungen erlegen, wenn mich dein Gärtner nicht durch eine Salbe errettet hätte, ihm verdank' ich mein Leben.“

Da warf er einen Haß auf die bösen Schwestern, dem Gärtner aber wendete er alle Gnade zu. Als Rosmarina völlig genesen war, bat sie der König, seine Gemahlin zu werden. Darauf schrieb er seinem Onkel einen Brief, worin geschrieben stand, daß jenes Rosmarinsträuchlein ein Jungfräulein geworden, welches gar lieblich anzuschauen und aller Liebe werth wäre. „Wollet Ihr“, so schloß er, „mit der Königin zur Hochzeit kommen, so seid Ihr uns lieb, wir werden demnächst die Ringe wechseln.“ Der Herold reiste ab und brachte dem Könige die Kunde; wie freute der sich, wie freute sich auch die Gemahlin, endlich eine Tochter gefunden zu haben. Ganz glücklich traten sie die Reise an, und als sie an Ort und Stelle waren, da schoß man mit den Kanonen. Wer das hörte, fragte: „Wer kommt da?“ Und da hieß es überall: „Der König und die Königin!“ Sie fanden die Tochter im Glücke, und sie, die ihren Vater und ihre Mutter zum ersten mal sah, erfreute sich ihrer Küsse und Umarmungen. Die Hochzeit wurde gehalten und das gab denn durch ganz Spanien ein großes Fest.

Die Alte vom Garten.

Zwei Frauen gingen an einem Kohlgarten vorüber und es kam sie die Lust an, etwas Kohl zu entwenden. Die eine derselben hatte zwar Bedenken und meinte: „Wer weiß, ob uns nicht jemand sieht.“ Die andere ging nachzuschauen und rief alsbald: „Komm nur, ’s ist kein Wächter da!“ — „Niemand da? So komme ich.“

Sie traten ein, schnitten sich zwei schöne Bündel Kohl, trugen ihn nach Hause, und das Gericht schmeckte ihnen ganz vortrefflich. Kamen auch andern Tages wieder, und obschon die Gevatterin Furcht vor dem Gärtner hatte, sahen sie doch wieder niemand, schnitten sich aufs neue zwei große Bündel Kohl und ließen sich den zu Hause trefflich schmecken.

Eine Alte aber war die Herrin des Gartens. Sie tritt hervor, sieht die Plünderung und ruft: „Wer ist mir da über meinem Kohl gewesen? Da heißt es besser aufpassen. Ich werde einen Hund am Pförtlein anbinden, und wenn die Diebe kommen, wird er seine Pflicht thun.“ So geschah es. Der Hund lag als Wache vor dem Garten. Die eine der Gevatterinnen hatte ihn gesehen und sagte es der andern, als diese wiederum den

Garten plündern wollte: „Nein, diesmal lassen wir's, ein Hund hält die Wache." — „Ach was", sagte die andere, „ein Hund? Wir kaufen für ein paar Heller Brot und werfen es ihm vor, so läßt er uns wol hinein." Sie kauften das Brot, und noch ehe der Hund zu bellen anfing, warfen sie es ihm vor, sodaß er still blieb und sie den Kohl schneiden und nach Hause tragen konnten.

Wie die Alte kommt und die neue Verwüstung sieht, schilt sie das Thier: „Was, du hast meinen Kohl rauben lassen? Wozu taugst du denn? Marsch, packe dich!" und jagt ihn fort. Darauf hat sie eine Katze zum Aufpassen hingesetzt, und hat sich von drinnen versteckt, in der Meinung, auf das Miauen der Katze herbeizukommen und die Diebe zu packen. Am andern Morgen sagt die eine Gevatterin zur andern: „Komm, holen wir uns etwas Kohl." — „Nein", sagte die andere, „wenn ein Wächter da ist, könnt' es uns schlimm ergehen." Doch Zureden half, und sie gingen. Wie sie die Katze sahen, kauften sie ein Stück Lunge, und ehe die Katze miauen konnte, warfen sie diese ihr vor. Erst nachdem der Kohl geschnitten und die Frauen schon wieder fort waren, fing die Katze an zu schreien. Die Alte schießt rasch hervor, sieht niemand, erschaut aber die neue Verwüstung und zerquetscht der untreuen Katze den Kopf. Sie spricht: „Jetzt setze ich den Hahn zum Wächter, der zeigt mir die Diebe durch Krähen an, und ich vermag sie umzubringen." Gesagt, gethan. Die eine der Gevatterinnen, die den Hahn gesehen, warnt die andere, die aber weiß Rath, nimmt etwas Hafer und wirft ihn dem Hahn vor. Während der Hahn am Fressen war, nehmen sie den Kohl und gehen weiter. Da erst krähte

der Hahn. Zu spät, die Alte dreht ihm vor Wuth den Hals um und verzehrt ihn.

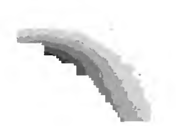
Jetzt ruft sie einen Bauer und sagt ihm: „Grabt mir eine Grube, so lang und so breit ich bin.“ Als die Grube fertig war, legte sie sich hinein dergestalt, daß nur ihr Ohr herausschaute. Wie die Frauen zum Garten kommen, sehen sie keine Seele, sammeln den Kohl und kommen, wie sie fertig sind, an der Grube vorbei. Da sieht die eine, die ein Kindlein unterm Herzen trug, einen Pilz am Boden, ruft der andern: „Sieh da, welch schöner Pilz!“ und bückt sich und zieht. Dieser Pilz war aber just das Ohr der Alten, und wie sie beide anfassen, zogen sie die Alte aus dem Boden heraus. „Ah!“ rief die, „ihr also seid meine Kohldiebe? Nun wart', jetzt will ich's euch eintränken.“ Und sie packte die, welche den Pilz zuerst bemerkte, die andere entfloh. „So, jetzt werd' ich dich bei lebendigem Leibe auffressen.“ — „Laß mich los“, bat die andere, „ich verspreche dir auch das Kind, das ich unterm Herzen trage, sobald es sechzehn Jahre alt sein wird, und ich werde gewißlich Wort halten.“ — „Es sei“, sagte die Alte, „nimm dir jetzt Kohl soviel du willst, aber vergiß beileibe nicht, was du mir eben versprochen.“ Mehr todt als lebendig kam sie zu der Gefährtin und klagte ihr, was sie für einen Pact mit der Alten geschlossen, ihr das eigene Kind nach sechzehn Jahren auszuliefern. Die andere sagte: „Ich kann dir nichts dabei helfen.“

Nach zwei Monaten kam ein Mädchen zur Welt; da weinte die Mutter und sprach: „O du armes Ding, an meiner Brust erwächsest, und jemand anderes wird dich dereinst fressen!“ — So gingen die Jahre dahin, und eines Tages, da das Mädchen sechzehn Jahre alt geworden,

ging sie aus, um Oel zu holen. Begegnet ihr die Alte, steht still und fragt: „He, schönes Kind, wessen Tochter bist du doch?“ — „Ich bin die Tochter der Frau dort drüben.“ — „Geh, mein Kind, und sage deiner Mutter: das Versprechen! weiter nichts: das Versprechen! Wie schön bist du und wie lieb, laß dich doch herzen!“ Und sie streichelte des Mädchens Wangen. „Geh jetzt und bring’ deiner Mutter diese Feigen.“

Das Mädchen erzählte der Mutter, was ihr begegnet war und wie sie ihr aufgetragen zu sagen: „Das Versprechen! Das Versprechen!“ Da erschrak die Mutter und rief weinend: „Ach, was versprach ich ihr doch! Wehe mir!“ Das Mädchen verwunderte sich und fragte: „Was weinst du denn, o Mutter?“ Die Mutter antwortete nicht, trug aber der Tochter auf, wenn sie der Alten wieder begegnen sollte, zu sagen: „Sie ist noch zu klein.“

Am nächsten Morgen traf sie denn die Alte wieder und wiederholte die Worte der Mutter; die Alte aber trug ihr dieselbe Botschaft auf wie das erste mal, und die Mutter merkte jetzt, daß sie nicht mehr zögern dürfe. Deshalb sagte sie der Tochter: „Siehst du die Alte wieder, so sage ihr von mir: «Sie solle sich das Versprechen nehmen, wo sie es finde.»“ Das sagt das Mädchen, und die Alte faßt sie bei der Hand und sagt: „So komm’ denn zur Großmutter, sie wird dich reich beschenken.“ Zu Hause angekommen, sperrt sie das Kind in einen Stall, um es fett zu machen, und geht von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob ihr das Essen anschlage. Durch ein Loch in der Thür ruft sie: „Zeig’ mir doch einmal dein Fingerlein heraus!“ Das Mädchen war aber klug gewesen, sie hatte ein Mäuslein gefangen, ihr den Schwanz abgeschnitten und den zeigte sie jetzt der Alten. Die



erschrak und rief: „Weh, weh, wie mager bist du! Iß doch, iß, deiner Großmutter zu Liebe. Ei! ei, wie mager du bist!“ Nachdem sie ihr reichlich zu essen gegeben, kommt sie wieder, läßt sie heraus und wie sie sieht, daß sie schön rund geworden, schmunzelt sie: „Sieh da, wie fett du bist, komm, wir wollen jetzt Brot backen.“ Das Mädchen war willig und bereit, knetete den Teig, formte die Brote, worauf ihr die Alte befahl, den Ofen zu heizen. Auch dieses that das Mädchen. Dann sollte sie die Brote hineinschieben, aber da sagte sie: „Alles hab' ich gethan, das kann ich nicht, das müßt Ihr schon selber machen.“ „Nun, da will ich's thun“, nickte die Alte, „reich' du mir die Brote her.“ Das Mädchen reichte sie ihr. „So, nun gib mir den großen Stein, damit wir den Ofen ordentlich verschließen.“ „Ach, Großmutter“, rief das Mädchen, „woher soll ich denn die Kräfte haben, den zu heben?“ „So hebe ich ihn“, sagt die Alte und bückt sich. In diesem Augenblick packt das Mädchen sie bei einem Beine, wirft sie in den Ofen und verschließt diesen fest mit dem Stein; so mußte die böse Hexe verbrennen. Darauf suchte sie ihre Mutter auf, die ihre Tochter schon todt geglaubt hatte, und sie zogen in das Haus der Alten, allwo sie glücklich lebten bis an ihr Ende.

Das Teufelsweib.

Es war einmal ein böses Weib mit Namen Angelika, das besaß einen Ring, welcher an Kraft der Zauberei seinesgleichen auf der ganzen Welt nicht hatte. Diesen Ring hatten sieben Erzteufel geschmiedet, und so besaß er mit gutem Grunde sieben Kräfte. Der erste Teufel war Farfaricchio, ein anderer Mahomed, noch ein anderer Malacarni: das sind drei. Dann Scranfugnino: und es sind vier. Darauf Ciritto, Codatarta und der letzte Beelzebub: so sind es alle sieben. Beelzebub aber war der Teufel Oberster und redete seine Genossen also an: „Hört da, ich habe einen großen Gedanken. In Vergleich mit frühern Zeiten, trotzdem man damals immer das Jubiläum predigte, kommt jetzt gar niemand mehr in die Hölle, mag das nun in dem vielen Predigen, im Misgeschick oder unserer eigenen Unfertigkeit seinen Grund haben. Die Hölle leert sich, wir müssen wirklich etwas thun, denn geschieht nichts, so können wir bald ganz einfach unsere Bude schließen. Aber was? Laßt uns eine neue kräftigere Zauberformel ersinnen, viele Seelen damit zu fischen. Zuerst müssen die Dummen dran, die verstehen sich von selbst, sodann die Weisen wegen gar zu großer Weisheit und dann alle die, welche uns zufällig über den Weg laufen."

Die Teufel fielen ihrem Obersten bei und schmiedeten gemeinsam den Ring mit sieben Kräften. Den haben sie dann der ältesten durchtriebensten Hexe gegeben, die am besten gar nicht auf die Welt gekommen wäre, und haben ihn ihr selbst an den Finger gesteckt. Die sieben Kräfte des Ringes aber waren: zuerst läßt er den schön und lieblich erscheinen, der ihn trägt, sodann auch jung, drittens gibt er seinen Augen die Macht, die Leute wie mit einem Magnet anzuziehen, sobald er sie anschaut, zum vierten, daß er so schön spricht wie Flötenton, fünftens vermag, wer ihn trägt, durch einen heimlichen Kuß den Leuten ein rothes Mal auf der Stirn zurückzulassen, zum sechsten saugt er ihm das Blut aus den Adern und zum siebenten können sich die, welche sich mit ihm verbinden, nicht wieder losmachen, bis sie von ihm aufgehängt werden.

Diesen Ring gaben also die sieben Teufel der Hexe Angelika und dazu die Macht, so schnell zu fliegen wie der Blitz, überall, wo sie wolle, hinzukommen und in einem Augenblicke das Erdenrund zu umschweifen. So ausgerüstet fing Angelika an Seelen zu fangen, und sie fing deren und schickte sie in die Hölle, daß diese alsbald gefüllt ward. Wer kann ihre Zahl nennen, nur die Alten können sie an den Fingern herzählen. Doch hütet euch, die Geschichte vom Ringe der Angelika ist kein Märchen, Angelika lebt noch heute und ihr Ring hat seine Kraft nicht verloren. Ueberall ist sie und schickt die armen Seelen zur Hölle, darum sind auch die Teufel ihre Freunde.

Und wer die Mär erzählt, der möge schauen,
Daß er nicht ende in des Teufels Klauen.

Alles aus einer Erbse.

Eine alte Frau wollte sich ein Gericht Erbsen kochen. Sie stand am Fenster und fing an die Erbsen zu lesen, als ihr eine durch die Finger sprang und hinabfiel auf die Straße. Unter ihr aber wohnte eine andere Frau, die hatte nichts als einen Hahn. Wie der Hahn die Erbse herankugeln sah, lief er sogleich hinzu und pickte sie auf. Die Alte hatte das gesehen und eilig stieg sie hinab zu der Herrin des Hahnes und sagte:

Meine Erbse gibst du mir,
Oder ich nehm's Hähnchen dir.

Und das sagte sie so oft und so lange, bis die arme Frau, nur um sie endlich los zu werden, ihr den Hahn überließ. Sie nahm ihn und ging damit weiter.

Da kam sie an ein Haus, vor dem ein anderes Weib saß, dieses bat sie und sprach: „Ich habe da einige Geschäfte, thue mir den Gefallen und behalte mir meinen Hahn so lange, bis ich wieder da bin.“ Die andere wollte anfangs nicht, denn sie hatte ein Schwein und dachte wol, dieses könne den Hahn fressen; endlich that sie es doch, und die Alte ging fort. Was jene vorgesehen hatte, geschah: das Hähnchen kam dem Schwein zu nahe und dieses verzehrte es mit Stumpf und Stiel.

Kommt die Alte zurück und verlangt ihr Hähnchen. Da jammert die andere und sagt: „Ich hab's vorhergewußt, was geschehen werde!“ — „Und was ist geschehen?“ — „Oh das Schwein hat dein Hähnchen aufgefressen!“ Da wurde die Alte fuchswild und rief: „Was geht mich das an? Warum hast du nicht besser aufgepaßt?

Entweder gibst mein Hähnchen mir,
Oder ich nehm's Schweinchen dir!“

Der andern half es nichts, sie mußte ihr Schwein herausgeben, und das trieb die Alte ganz vergnügt davon.

Kam sie zu einer, die hatte eine Kuh im Stalle, die bat sie und sprach: „Ich habe da etwas zu thun und bitte dich, liebe Gevatterin, mein Schweinchen so lange zu behalten, bis ich zurück bin.“ Die hatte zwar keine rechte Lust, meinte aber endlich, es könne nichts Böses dabei sein, und sperrte das Schweinchen zu der Kuh im Stall. Die Kuh kam jedoch ein böser Appetit an und sie fraß das Schwein mit Haut und Haaren auf. Beim Zurückkommen sagt die Alte: „Da bin ich, gib mir jetzt mein Schwein.“ Die andere jammerte und schlug die Hände zusammen und rief: „Das Schweinchen kann ich dir nicht wiedergeben, das hat die Kuh gefressen!“ Die Alte redete dagegen: „Schweinchen hin, Schweinchen her, was geht das mich an? Hättest du besser aufgepaßt:

Entweder gibst mein Schweinchen mir,
Oder ich nehm's Kühlein dir.“

Die andere mochte sich stellen, wie sie wollte, die Alte stritt so lange, bis sie die Kuh herausbekam, und mit der zog sie ganz vergnügt ihres Weges, sagte auch zu dem Manne, der mit ihr war: „Hast du gesehen, wie

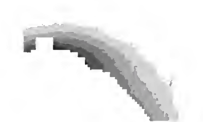
aus einer Erbse eine Kuh kommen kann? Schauen wir weiter zu!"

So gelangte sie an ein Haus, da wohnte eine Witwe mit ihrer Tochter, das war ein wunderschönes Mädchen, dem das Kuhfleisch über alles ging. Wie die Alte da ihre Kuh einstellen wollte, sträubte sich die Mutter des Mädchens und sagte: „Deine Kuh könnte gefährdet sein, kommt meine Tochter die Lust an, so verzehrt sie dieselbe, was thu' ich dann?" Endlich aber, um des Weibes unverschämten Geilens willen, nahm sie die Kuh auf ihren Hof, und die Alte ging fort. Wie gedacht, so geschah's. Die Tochter konnte ihre Lust nicht bezähmen, schnitt ein Stück nach dem andern von der Kuh herunter, bis nur noch die Knochen übrig waren. Wie die Alte zurückkam, lief ihr die Witwe entgegen und rief: „Das Unglück ist geschehen: meine Tochter hat die Kuh aufgegessen. Ich hab's dir doch vorausgesagt!" Daran kehrte sich die Alte aber gar nicht, sondern sagte: „Das geht mich gar nichts an, da trage nun die Folgen, warum hast du nicht besser aufgepaßt:

Entweder gibst mein Kühlein mir,
Oder ich nehm's Mädchen dir!"

„Mein Kind?" rief die Witwe, „mein Kind kann ich dir nicht geben!" — „Und ich", antwortete die Alte, „kann dir meine Kuh nicht lassen." Es fing ein großes Streiten an, bis die Witwe mürbe wurde und das Mädchen herausgab. Das wurde in einen Sack gesteckt, den lud sie ihrem Gefährten auf und wanderte weiter.

Sie kam auf einen Berg, da wohnte ein uraltes Mütterlein, das war eben daran, Waffeln zu backen. Die andere trat herzu und bat sie, ihr den Sack aufzubewahren, bis sie zurückkäme. Das Mütterlein befürch-



tete zwar, daß man ihr den Sack stehle, endlich ließ sie sich doch überreden, und das Weib ging fort.

Das alte Mütterlein war aber des Mädchens im Sacke Großmutter, und wie der Sack hinter der Thür lag, hörte sie auf einmal aus ihm heraus eine Stimme, die sprach:

Großmutter, Todtengesicht,
Bäckst dir Waffeln und gibst mir nichts;
Ich riech' es hinter der Thür,
Großmutter, gib auch mir!

„Das ist die Stimme meiner Enkelin", sagte das Mütterlein, „wo steckst du denn?" Und das Mädchen antwortete aus dem Sacke: „Hier bin ich, im Sacke hinter der Thür." — „Aber wie bist du dahineingerathen?" — „Mach' nur erst auf", rief jene, „dann will ich dir alles erzählen." Großmutter öffnete den Sack und ließ das Mädchen heraus und erfuhr die ganze Geschichte. Nun hatte die Alte einen großen Hund, den steckte sie mit einem Laib Brot an Stelle der Enkelin in den Sack, und die Enkelin versteckte sie im Keller. Da klopfte es an der Thür, es war die Frau, welche kam, ihren Sack zurückzuverlangen: „Heda, wollt Ihr mir wol meinen Sack zurückgeben?" „Ja, ja", erwiderte die Alte, „dort liegt er, nehmt ihn nur." Der Mann lud ihn sich auf die Schultern und stieg weiter auf den Berg, wo er ihn absetzte, um auszuruhen. Die Frau wollte nachsehen, was das Mädchen mache, bändelte den Sack auf, und heraus sprang der große Hund, der fiel wüthend über sie her und zerriß sie alle beide.

Aus einer Erbse, bittre Noth,
Fanden Mann und Weib den Tod!

Der Zauberer Virgil.

Es war einmal ein mächtiger und starker Zauberer, der hieß Virgil. Viel besser als irgendjemand auf der Welt verstand er die schwarze Kunst und wußte alle Geheimnisse. In seiner Jugend hatte er sich einmal verheirathet, war aber übel dabei gefahren, denn seine Frau war eine von den schlimmsten, war voll Fehler und Laster, ränkesüchtig, trotzig und stolz. Dabei war sie wol schön, doch darum nur um so gefährlicher, und setzte ihrem Manne die Hörner auf. Der trug sie geduldig lange Zeit, endlich aber drückten sie ihn gar zu sehr, und was er gelitten, wollte er ihr tausendfach zurückgeben.

Er schloß einen Bund mit Malagigi, dem größten Meister im Reiche der Geister und Ritter vom Besen. Dem erzählte er alles, was er um seine Frau gelitten, sodaß selbst Malagigi Mitleiden empfand und ihm das Sprüchlein sagte:

Dreh' dich! Dreh' dich fort und fort,
Die Frau sie fährt von Ort zu Ort.
Dreh' dich, dreh' dich um und um,
Drei Teufel sind um mich herum.
Ohne Zauberei und Spuk
Regiert die Frau voll List und Trug.

Dabei drehte er große und kleine Weisen und rührte den Stab: da kamen Teufel von allen Seiten herbei, wie Fliegen kamen sie, und ohne Besinnen unterwarfen sie sich Virgil als ihrem Meister. So wurde dieser der Mächtigsten einer, und auf drei Kreise und einen Ruf flogen die Teufel voll Angst herbei, die er denn bei Tag und Nacht zwang, seine Befehle, bald dieses, bald jenes zu vollführen, daß sie wie Hunde arbeiten mußten.

Die ärgste Arbeit jedoch hatten sie mit seiner Frau. Sie, die ihn zuerst rasend gemacht hatte durch ihre große Bosheit, wurde jetzt abgehetzt und im Kreise geführt wie ein Pferd in der Reitbahn. Erst gab ihr Virgil den Farfarello zum Mann, der mußte sie zerkratzen und Feuer und Schwefel auf sie fallen lassen, daß sie halbgeröstet im Bette lag. Dann gab er sie dem Lucifer, der sie mit Schwanzschlägen und Hörnerstößen so durchlöcherte, daß sie wie ein Sieb ward. Zuletzt überließ er sie dem Carnazza, der blies sie auf wie einen Dudelsack, den er dann nach Herzenslust bearbeitete. Auch kein Schatten von Güte fiel mehr auf die böse Frau, die aber diese Strafe gar wohl verdient hatte. Wol war es manchmal den Teufeln selbst zu toll, aber sie mußten der Zaubergerte ihres Meisters gehorchen, und was er befahl, auch ausführen. Endlich wußten sie aber auch nichts mehr, was sie thun sollten, und da kommt denn auch der Tod und holt sich den Zauberer Virgil. Deß waren die Teufel froh, und laufen und schließen ein Bündniß mit den verdammten Seelen, dieser Quälgeist solle ihnen nicht hereinkommen, er würde sonst alle zwingen und aufs neue zu herrschen anfangen. Eilig schließen sie die Pforten der Hölle und legen Schloß und Riegel vor.

Der Zauberer Virgil kommt an, er klopft. „Wer ist da?“ — „Ich bin’s, der Zauberer Virgil!“ — „Der Zauberer Virgil? Mach’ daß du fortkommst, für dich ist hier kein Platz.“ — „Aber wohin soll ich sonst, da ich doch verdammt bin?“ — „Das ist deine Sache, hier ist kein Platz für dich.“ So blieb Virgil draußen, er mochte flehen und weinen wie er wollte, denn seine Macht war dahin, da ihm der Tod seine Zauberruthe abgenommen.

Malagigi ging das Geschick seines Freundes zu Herzen, er überlegte, was zu thun sei, und so nahm er die verlorene Seele und die Gebeine des Zauberers Virgil, flog auf und trug sie auf eine Insel, da, wo das Meer am breitesten und tiefsten war. Hier baut er ein Grab von Steinen, wie eine große Kiste ohne Deckel, legt die Seele mitsammt dem Todtengebein hinein, sagt ein paar dunkle Worte, zeichnet drei nöthige Kreise darauf und spricht den Zauber darüber aus:

Drehe dich um und um, dreh’ dich im Lauf,
Das Meer und die Welten thun sich auf.
Es zittert die Sonne, der Mond verliert sein Licht,
Fortuna verschleiert alles dicht.

Seit der Zeit nun dieser Zauber ausgesprochen worden, geschehen wunderbare Dinge auf der Insel. Kommt einer an das Grab, das Gebein zu beschauen, so umwölkt sich der Himmel, ein Ungewitter bricht los, Blitze zucken zu Tausenden herab, sodaß es scheint als käme der Jüngste Tag. Das Meer, kaum ist es zu sagen, bäumt sich unter dem Sturm in wilden Sturzwellen, ein Teufelslärm! Und Schiffe und Barken verschluckt es wie

Pillen. Dort gilt keine Kühnheit, der Kühnste wird nur am tiefsten sinken und eines qualvollern Todes sterben, denn so will es der Zauber. Gott verhüte, daß ein Muttersohn je dahin komme!

Und wer es erzählt den Kindern und Erben,
Den lass' keines bösen Todes er sterben.

Die drei Märchen des Papagaien.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, dem kam die Lust sich zu verheirathen, und er fand denn eine Frau, die war so schön wie der junge Tag, so gütig wie die Sonne, und liebte ihren Mann über alle maßen. Eines Tages kam der Kaufmann verdrießlich nach Hause, die Frau wollte wissen, was er habe. Er seufzte und sprach: „Ich muß eine weite Reise in Geschäften machen und soll dich hier allein zurücklassen, das verstimmt mich." — „Wenn's weiter nichts ist", sagte die Frau, „das ist nicht schlimm. Ihr schafft mir an, was ich zu essen und zu trinken brauche, laßt alle Thüren und Fenster, bis auf eines hoch in der Mauer, vernageln, richtet an der Thür eine Drehscheibe ein und reist unbesorgt ab: es kann mir nichts geschehen." Der Rath gefiel dem Gemahl, er ließ Brot, Oel, Wein, Mehl und alles Nöthige ins Haus schaffen, vernagelte Thüren und Fenster bis auf eins, um Luft zu schöpfen, und richtete eine Drehscheibe ein, wie man sie in den Klöstern sieht. Dann hat er Abschied genommen und ist abgereist. Die Frau aber blieb allein mit der Magd zurück.

Es war eine Woche verstrichen, die Frau hatte nichts gethan als geweint, und das Herze that ihr weh. Die

Magd suchte sie zu trösten und sprach: „Was wollt Ihr weiter weinen? Ich weiß Euch eine Zerstreuung. Rücken wir den Tisch unters Fenster und blicken wir ein wenig auf die Straße hinab.“ Die Frau war es zufrieden, sie zogen den Tisch heran und sie lehnte sich weit zum Fenster hinaus. Das that ihr wohl und ein lautes „Ah“ kam aus ihrem Munde. Gegenüber dem Fenster aber war die Schreibstube eines Notars, der gerade mit einem Edelmann vor der Thür stand. Wie sie das „Ah“ hörten, wenden sie sich, schauen zur Höhe und erblicken die junge Frau. „Oh, welch schönes junges Blut“, rief der Edelmann, „die muß ich sprechen.“ — „Hoho!“ rief der Notar dagegen, „zuerst werde ich sie sprechen.“ Zuerst ich, zuerst du, so ging es herüber und hinüber, und das Ende war, daß sie vierhundert Goldstücke wetteten, wer der erste sein werde. Die Frau am Fenster merkte, um was es sich handelte, und zog sich alsbald zurück, und ihr Gesicht zeigte sich nicht mehr.

Der Edelmann und der Notar hatten keine Ruhe, jeder dachte die Wette zu gewinnen, und jeder sann auf Mittel, die Frau zuerst sprechen zu können. Der Notar lief hinaus aufs Feld, seinen Vetter, den Teufel, zu rufen. Der läßt sich nicht lange bitten, und wie ihm der Notar voller Hast seine Geschichte erzählt hat, fragt er ihn: „Was gibst du mir, wenn ich dir helfe? — „Meine Seele!“ rief der Notar. — „Die Seele? Gut, das ist deine Sache, jetzt verwandle ich dich in einen Papagaien. Da fliegst du und fliegst auf das Fenster jener Frau. Die Magd wird dich fangen und ihrer Herrin bringen, und die wird dich in einen schönen Käfig stecken. Was den Edelmann betrifft, so gib wohl Acht, der wird eine Alte zur Frau schicken, die muß locken und suchen die

junge Frau aus dem Hause zu bringen. Das darfst du nimmermehr geschehen lassen, du mußt ihr schmeicheln und fein bitten: «Liebe Mutter mein, bleib hier, setz' dich hier, daß ich dir ein Märchen erzähle.» Dreimal wird die Alte kommen und jedesmal mußt du dich ganz ungeberdig stellen, mußt zappeln und schreien, dir die Federn ausraufen und rufen: «Bleib, bleib! Die Alte will dich betrügen, bleib, ich will dir ein Märchen erzählen!» Dann erzählst du ihr, was dir gerade einfällt." Darauf verwandelte er den Notar in einen Papagaien, der hob sich auf und flog geradeswegs in das Fenster der Kaufmannsfrau. Es geschah, wie der Teufel gesagt hatte: die Magd fing den Vogel, übergab ihn der Herrin und diese liebkoste ihn und sprach: „Welch schöner Vogel bist du, nun werde ich nicht mehr traurig sein!" Der Papagai antwortete: „Oh du Schöne, auch ich liebe dich!"

Inzwischen zersann sich der Edelmann, wie er es anfange, die Frau zu sehen. Begegnet ihm eine Alte, die fragt ihn: „Was habt Ihr, schöner Herr?" Unwirsch antwortete der Edelmann: „Ach, was geht das dich an. Laß mich in Frieden." Da er aber weiter gehen wollte, hielt ihn die Alte fest und ließ ihn nicht, bis er, um nur loszukommen, ihr die ganze Geschichte erzählte. Da lacht die Alte und sagt: „Die Frau wollt Ihr sprechen? Dazu kann ich Euch schon verhelfen. Laßt einmal fürs erste zwei Körbe mit schönen Früchten füllen." Das that der Edelmann, und nun ging die Alte mit den Früchten an die Thür der Frau, rief und gab sich für die Großmutter aus. Die junge Frau glaubte ihr, ein Wort gab das andere, und so sagte sie als Großmutter zur Enkelin: „Wie schade, du bist immer eingeschlossen, aber

des Sonntags hörst du doch wol die Messe?" Die Junge seufzte: „Wie kann ich die Messe hören, da ich hier eingesperrt bin?" — „Höre, meine Tochter", gegenredete die Alte, „die Sache geht nicht gut, du versündigst dich, Sonntags mußt du ohne Zweifel die Messe hören, und da heute Festtag ist, laß uns sogleich gehen." Die Frau war noch unschlüssig, da fing der Papagai zu schreien an, und wie sie die Kleiderlade öffnete, um die Festkleider herauszunehmen, rief er mit bittender Stimme: „Schöne Frau, bleib, bleib! Die Alte will dich betrügen, bleib, ich erzähle dir ein Märchen." Die Sache kam der Frau jetzt selbst verdächtig vor, sie senkte den Kopf und sagte: „Geht, Großmutter, ich kann unmöglich mit Euch kommen." Und die Alte ging fort. Wie sie fort war, setzte sich die Schöne zu dem Vogel; der strich seine Federn zurecht und fing an zu erzählen.

Des Papagaien erstes Märchen.

Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter, und diese Tochter liebte es, mit Puppen zu spielen. Eine von diesen Puppen hatte sie vor allen andern lieb, sie zog sie an und aus, legte sie zu Bett und sorgte für sie wie für ein Kind. Eines Tages geht der König hinaus aufs Land, die Tochter geht mit, nimmt aber ihre Puppe mit sich, und nachdem sie gespielt, legt sie sie aus der Hand. Da es Essenszeit war, ging man zu Tische, und bald darauf fuhr der König und die Prinzessin wieder nach dem Schlosse zurück: die Puppe hatte sie vergessen. Erst in dem Schlosse erinnert sie sich ihrer, da kehrt sie schleunigst um, die geliebte Puppe zu suchen. Wie sie nun vor das Thor kam, wußte sie keine Straße

und verirrte sich. Ohne zu denken lief sie über Berg und Thal und ward ganz und gar verwirrt. Endlich kam sie zu einem königlichen Palast. Sie fragte den Pförtner, welcher König hier wohne, und der antwortete: „Der König von Spanien.“ Da bittet sie um Herberge und tritt vor den König. Der gab ihr denn Wohnung und alles, und weil er selbst keine Kinder hatte, hielt er sie wie seine Tochter und gab ihr Erlaubniß, zu thun und zu lassen, was sie nur wolle. So waltete sie bald im Schlosse wie eine Herrin; der König gab ihr auch zwölf Edelfrauen zu ihrem Dienste. In den Herzen der Edelfrauen entstand gar bald Neid und Misgunst, und unter sich sprachen sie: „Wissen wir denn eigentlich, wer diese Fremde ist? Die soll unsere Herrin sein? Das dürfen wir nicht gestatten.“ Am andern Morgen traten sie zu dem Königstöchterlein und sagten: „Wollt Ihr nicht ein wenig mit uns kommen?“ — „Ich darf nicht“, sagte jene, „der König erlaubt es nicht, doch werde ich gehen, ihn zu fragen.“ — „Geht nur, und wißt Ihr, was Ihr zu sagen habt, damit er es Euch nicht abschlage? Sagt: «Bei der Seele deiner Tochter», hört er das, so willfahrt er Euch.“

So ging die Prinzessin zum Könige. Kaum hatte dieser die Worte gehört, erzürnte er heftig und rief: „Du böses Kind! Auf! Werft sie mir in den Abgrund!“

Sie lag im Finstern, tastete sich aber weiter, kam nach und nach durch drei Thürvorhänge, fand Stahl und Zunder und zündete eine Kerze an, die dabeistand. Siehe, da lag ein schönes Mädchen, das hatte ein Schloß vor dem Munde und konnte dergestalt nicht sprechen. Durch Zeichen nur deutete es, wo der Schlüssel zu dem Schlosse liege. Die Prinzessin fand ihn und öffnete das

Schloß. Da fing das Mädchen alsbald an zu sprechen und erzählte, wie sie die Tochter eines Königs sei, die ein Zauberer entführt habe, wie der Zauberer ihr alle Tage das Essen bringe, den Mund öffne und wieder schließe, um ihn erst andern Tages wieder zu öffnen. Da fragte die andere: „Sage mir, Schwesterchen, gibt es denn gar kein Mittel, dich zu befreien?“ — „Ich weiß keins, es bleibt weiter nichts übrig, als den Zauberer, wenn er mir wieder den Mund geöffnet hat, darum zu fragen. Du lauschest inzwischen unter dem Bette, hörst es und mußt dann sehen, was du thun kannst.“ So blieben sie, das Königstöchterlein verschloß der andern vorläufig wieder den Mund und wartete, unter dem Bett versteckt, der Dinge, die da kommen sollten.

Horch, um Mitternacht entstand ein großes Brausen: die Erde thut sich auf, und unter Blitz und Donner erscheint der Zauberer, in einen schwarzen Mantel gehüllt. Hinter ihm ein Riese mit Speisen und zwei Diener mit Fackeln, das Zimmer zu erleuchten. Er schickt die Leute fort, schließt hinter ihnen zu und öffnet der Gefangenen nun den Mund. Sie aßen, und während des Essens fragt das Mädchen wie zufällig: „Schon lange plagt mich die Neugierde, was es wol brauche, mich von hier zu befreien.“ Der Zauberer antwortete: „Das ist ein bischen viel verlangt, liebe Tochter!“ Die Königstochter: „Wenn du nicht willst, laß es bleiben, mich verlangt nicht weiter, es zu wissen.“ — „Dennoch will ich es dir sagen. Höre! Man muß eine Mine rings um den Palast graben. Genau um Mitternacht, in dem Augenblicke, wo ich hereinwill, muß man sie anzünden. Du fliegst deinem Vater in den Schos, ich in die Luft. Nun weißt du's.“ — „Es ist, als ob es niemand wüßte“,

antwortete das Mädchen. Gleich darauf ging der Zauberer fort, und die erste Königstochter kroch unter dem Bett hervor, tröstete voller Freude das Schwesterchen, nahm Abschied und ging fort.

Immer weiter dringt sie in der Schlucht vor, wie sie oben hell sieht, ruft sie um Hülfe. Der König hört es, läßt ein Seil hinabwerfen und das Mädchen heraufziehen. Wie sie wieder vor dem Könige steht, erzählt sie ihm alles. Der war wol erstaunt, läßt aber die Mine graben und sie mit Pulver, mit Kugeln und Blei füllen, und das Mädchen, mit einer Uhr in der Hand, steigt wieder hinab und denkt bei sich: „Entweder beide todt, oder beide lebendig." Da tritt sie vor das Mädchen, nimmt ihr das Schloß ab, erzählt ihr, was geschehen, und huscht wieder unters Bett.

Wie die Mitternacht näher kam, zählte der König voller Sorge die Minuten. Punkt Mitternacht wird Feuer an die Mine gelegt: ein furchtbarer Krach macht das Schloß erbeben. Der Zauberer fliegt in die Luft, und die Mädchen fallen sich in die Arme und sind frei. Der König empfing sie voller Freude und rief: „O, meine Töchter! Dein Unglück ward ihr Glück. So nimm du, die du fremd ins Land kamst, meine Krone!" Aber das Mädchen sagte: „Behaltet Euere Krone, Herr König, denn da ich eine Königstochter bin, besitze ich schon eine!"

Diese Geschichte wurde bald in aller Welt bekannt und alle priesen den Muth und die Herzensgüte der Prinzessin. So lebten sie glücklich und zufrieden bis ans Ende ihrer Tage. —

Hier endete das Märchen und der Papagai fragte die junge Frau: „Nun, meine Schöne, wie hat es Euch

gefallen?" Und sie antwortete voller Freude: „Sehr schön!"

So gingen wieder acht Tage herum, da stand auch schon wieder die Alte mit den Fruchtkörben vor der Thür und begehrte die Enkelin zu sprechen. Der Papagai wurde unruhig und rief: „Hütet Euch, Schönste, die Alte kommt, Euch zu betrügen." Richtig hub die Alte an: „Heute, meine Tochter, gehst du doch sicher mit zur Messe?" Und diesmal brauchte sie nicht lange zu bitten, die Frau war bald bereit, sich anzukleiden. Als der Papagai dies sah, wurde er ganz wild, flatterte, riß sich die Federn aus und schrie: „Bleib, meine Schöne, bleib! Gehe nicht in die Messe, die Alte will dich ins Verderben stürzen. Wenn du bleibst, will ich dir auch ein schönes Märchen erzählen!" Da sagte die Frau zur Alten: „Packt Euch nur fort, wegen der Messe da kann ich meinen Papagaien unmöglich sterben lassen." Die Alte ging, rief aber noch im Weggehen: „Maledeite, wegen eines Thieres soll deine Seele verdammt werden!" Die Frau setzte sich darauf zu dem Vogel, und er erzählte ihr das versprochene Märchen.

Des Papagaien zweites Märchen.

Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter, die war so schön wie die Sonne und der Mond zusammen mit allen Sternen. Da sie achtzehn Jahre alt geworden, kam ein türkischer König und warb um ihre Hand. Sie aber sprach: „Ein Türke? Was fang' ich mit einem Türken an? Es fällt mir gar nicht ein, ihn zu nehmen." Nach einiger Zeit wurde sie schwer krank und kein Arzt vermochte ihre Krankheit zu erkennen.

Zuckungen und Krämpfe verdrehten ihre Glieder und die Augen lagen so tief in ihren Höhlen, daß man sie kaum mehr sehen konnte. Der Vater rief in seinem Kummer den Rath zusammen und sprach: „Ihr wißt alle, wie meine Tochter von Tag zu Tag elender wird, rathet mir, was ich zu thun habe.“ Die Weisen antworteten: „Herr König, erfahret, daß es ein Mädchen gibt, die dem Könige von Spanien die Tochter gerettet hat. Laßt diese fragen, wenn jemand, so kann sie Euch sagen, wie Euerer Tochter zu helfen ist.“

Da freute sich der König, denn der Rath dünkte ihn gut, und er schickte Schiffe aus, das Mädchen zu holen, und befahl: „So Euch der König von Spanien das Mädchen nicht geben will, werft ihm diesen eisernen Fehdehandschuh vor die Füße und erklärt ihm den Krieg.“ Die Schiffe fahren ab und bald sind sie in Spanien. Der Gesandte steigt aus, stellt sich dem Könige vor und übergibt ihm ein versiegeltes Schreiben. Der König öffnet es, liest und liest und fängt zu weinen an: „Die Tochter kann ich nicht hergeben, so sei es Krieg!“

Unterdessen war die Tochter eingetreten und fragte: „Was fehlt Euch, Herr König?“ Und wie sie den Brief sah: „Was befürchtet Ihr, gern will ich zu jenem Könige gehen.“ Der König erschrak: „Das wolltest du thun und mich allein hier zurücklassen?“ Das Mädchen aber beruhigte ihn und sprach: „Bald bin ich wieder bei Euch. Ich gehe und sehe, was dem Mädchen fehlt, und komme zurück.“

Sie nimmt Abschied und reist ab. In dem fremden Lande angekommen, geht ihr der König entgegen und sagt: „Mein Kind, wenn du meine Tochter wieder gesund machst, gebe ich dir meine Krone.“ Sie dachte bei

sich: „Jetzt wären's derer zwei", und laut: „Herr König, ich habe schon eine Krone. Schauen wir lieber, was dem Mädchen fehlt, und lassen wir die Kronen beiseite." Sie geht und findet die Aermste in einem erbarmenswerthen Zustande und sagt zu dem Vater: „Lasset nur sogleich Suppen und Kraftbrühen zubereiten. Darauf schließe ich mich mit Euerer Tochter ein und öffne erst nach drei Tagen, worauf Ihr mich mit Euerer Tochter entweder lebend oder todt finden werdet. Und merkt wohl auf: auch wenn ich an die Thür pochen sollte, dürft Ihr mir nicht öffnen."

Als alles bereitet war, schloß sie sich mit der Kranken ein und legte Schlösser und Riegel vor. Aber den Zunder zum Anzünden der Kerzen hatte sie vergessen, und das gab am Abend im Dunkeln eine große Verwirrung. Klopfen wollte sie nicht, schaute zum Kammerfenster hinaus und erblickte in der Ferne ein Licht. Sie nimmt eine seidene Strickleiter, steigt mit einer Kerze in der Hand hinab, um diese anzuzünden, und geht auf das Licht los. Wie sie näher kommt, sieht sie einen großen Kessel auf einem Steinblocke, ein Feuer darunter und daneben einen Türken, der mit einem eisernen Stabe im Kessel herumrührt. Sie fragt: „Was machst du da, Türke?" Der Türke antwortet: „Mein Herr Tochter wollen von König, sie wollen nicht, ich sie behexen." — „Du armes, gutes Türkchen, du bist so müde, nicht wahr? Weißt du was, lege dich hin, ruhe dich etwas aus, inzwischen will ich den Kessel rühren." Erfreut rief der Türke: „Ja, bei Mohammed, das wollen wir thun." So stieg er herunter und sie hinauf und begann mit dem Eisen im Kessel zu rühren. „Gefällt dir's so?" fragte sie den Türken. Der rief wiederum: „Ja, bei



Mohammed!" — „Nun schlafe du jetzt, ich rühre weiter."

Als er fest eingeschlafen war, steigt sie herunter, packt ihn beim Kragen und wirft ihn in den kochenden Kessel, da wurde er augenblicklich ganz steif. Darauf zündet sie ihre Kerze an und kehrt nach dem Schlosse zurück. Wie sie in die Kammer tritt, findet sie die Kranke ohnmächtig auf dem Boden liegen. Da gibt sie ihr starke Wasser zu riechen, sie erholt sich und in drei Tagen ist sie frisch und gesund. Nun klopft sie an die Thür, der König kommt und ist außer sich vor Freude, seine Tochter gesund zu finden. „O, mein Kind", sagt er, „wie soll ich dir danken? Aber bleibe bei mir, du sollst es gut haben." Sie aber spricht: „Das kann nimmermehr sein. Anfangs wolltet Ihr meinem Vater den Krieg erklären, wenn er mich nicht zu Euch ließe, jetzt wird er ihn Euch erklären, so Ihr mich hier behalten wolltet." So blieb sie nur noch kurze Zeit da, darauf reiste sie heim, beladen mit Reichthümern und Kostbarkeiten, die ihr der König mit auf den Weg gegeben hatte.

So endigt das Märchen.

„Und wie hat es Euch gefallen, o Schöne?" fragte der Papagai die Frau. Diese antwortete: „O, schön, sehr schön!" — „So bitte ich Euch, geht nicht mit der Alten, denn dahinter lauert Verrath." Sie versprach es; aber nach acht Tagen, wie die Alte mit den Körben wiederkam und sagte: „Lieb Töchterchen, heute müßt Ihr mir unbedingt den Gefallen thun und mit mir kommen" — war sie doch sogleich bereit und sagte: „Ich komme!"

Da wurde der Papagai ganz ungeberdig, schrie, rupfte sich die Federn aus und sagte: „Nein, nein, nein! Ihr

dürft mir nicht mit der Alten! Bleibt, ich erzähle Euch auch ein schönes Märchen." — „Liebe Großmutter", sagte die Frau, „Ihr seht, wie die Dinge stehen, erspart Euch fürder die Mühe, hierher zu kommen, denn wegen Euch kann ich doch meinen Vogel nicht verlieren!" Hierauf dreht sie das Rad, schließt die Oeffnung, und die Alte geht weg, böse Verwünschungen brummend. Nun setzt sich die Schöne zu dem Papagaien und der hebt zu erzählen an.

Des Papagaien drittes Märchen.

Es lebten einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn, der außer der Jagd kein anderes Vergnügen kannte. So zog er einmal auf einen ganzen Monat aus, nur von einem Diener begleitet. Wie er seinen Weg fürbaß ritt, kam er auch auf das Feld, wo die Puppe lag. Kaum sieht er sie, ruft er aus: „Meine Jagd ist zu Ende, auf! wir gehen wieder nach Haus!" Er steigt vom Pferde, hebt die Puppe vom Boden und setzt sie vor sich in den Sattel. Er staunt sie immer an und ruft einmal über das andere: „Die Puppe ist schon schön, wie schön muß erst die Herrin derselben sein!" So kommt er ins Schloß zurück, läßt in seiner Kammer eine Nische ausmauern, stellt die Puppe hinein, ein Glas davor, und dort sitzt er nun täglich vierundzwanzig Stunden lang, im Anschauen der Puppe versunken, und ruft immer wieder: „Die Puppe ist schön, wie schön muß ihre Herrin sein!" Nichts, gar nichts anderes wollte er mehr sehen, wurde ganz tiefsinnig, sodaß sein Vater die Aerzte des Landes zusammenrufen mußte. Die kamen, beschauten den Kranken



und sagten: „Herr König, diese Krankheit kennen wir nicht, Ihr müßt sehen zu erfahren, welche Bewandtniß es mit der Puppe hat.“

Der Vater ging zum Sohn, der Sohn starrte die Puppe an und seufzte: „Ach, die Puppe ist schön, wie schön muß ihre Herrin sein!“ Anderes brachte er aus ihm nicht heraus, und die Aerzte mußten, wie sie gekommen waren, wieder abziehen. Da berief der Vater in seiner Verzweiflung die Weisen des Landes und sprach: „Seht meinen Sohn, wie ist er so heruntergekommen. Er hat kein Fieber, er hat kein Kopfweh, und doch wird er täglich elender, und mein Reich wird ein anderer erben. Wißt Ihr mir denn keinen Rath?“ — „Aber, Herr König“, sagte der Aelteste da, „habt Ihr denn nie von einem Mädchen gehört, das dem König von Spanien die Tochter gerettet hat und eine andere Königstochter heilte? Laßt diese herbeiholen, und will sie ihr Vater Euch nicht freiwillig geben, erklärt ihm den Krieg. Das ist unser Rath.“

Der König sendet flugs seine Botschafter zum Könige, die haben zu sagen, er möge das Mädchen im Guten senden, wo anders, werde er sie mit Gewalt holen. Inzwischen tritt das Mädchen ein, das jene Wunder vollbracht hatte, und wie sie den König in dieser Verlegenheit findet, fragt sie: „Was doch habt Ihr, Herr König?“ — „Nichts, mein Kind, es handelt sich wieder um dich, ein anderer König will dich haben, und das bedeutet denn, daß ich nicht mehr Herr deiner bin. Was ist zu thun?“ — „O“, rief das Mädchen, „laßt mich nur gehen, denn in kurzem bin ich wieder bei Euch. So trat sie die neue Reise an.

Als sie den Königssohn sah, welcher sich wie eine



Kerze fast verzehrt hatte, indem er immer und immer nur wiederholte: „Die Puppe ist schön, wie schön muß erst die Herrin sein" — sagte sie zum Könige: „Fast zu spät habt Ihr mich gerufen, dennoch will ich sehen, was sich thun läßt. Gebt mir acht Tage Zeit, laßt Salben und Speisen hereintragen, nach acht Tagen ist er entweder frisch und gesund oder todt." Sie schloß sich nun mit ihm ein und lauschte auf die Worte des Königssohns, die man schon kaum noch verstehen konnte, da er die Seele schon zwischen den Zähnen hatte. Als sie ihn flüstern hörte: „Ah ... Pup ... schön ... wie ... Herrin sein" — erblickte sie ihre Puppe und rief: „Ah, Bösewicht, du hast mir meine Puppe gestohlen? Warte, ich will dir den Kopf zurechtsetzen."

Wie der Prinz diese Worte hörte, kam er wieder zu sich und fragte: „Wie? Ihr seid die Herrin der Puppe?" — „Ganz gewiß bin ich es!" Da kehrte er zum Leben zurück, aß die Suppe, die sie ihm gab, bis er wieder hergestellt war. Darauf verlangte das Mädchen zu wissen, wie er zu der Puppe gelangt sei, und er erzählte ihr alles. Nach acht Tagen kam der König, und sie sagten ihm, daß sie Mann und Frau werden wollten. Der König fuhr vor Freude darüber, daß sein Sohn genesen, fast aus den Kleidern, schickte Briefe: einen an den König von Spanien, ihm zu melden, die Tochter habe die Puppe wiedergefunden, einen andern an den König, dessen Tochter sie geheilt, und einen dritten an ihren Vater, worin geschrieben stand, seine Tochter sei wiedergefunden. Die drei Könige kamen mit großem Gefolge an, es wurde ein prächtiges Hochzeitsfest gefeiert, denn der Königssohn heirathete wirklich die Königstochter, und sie lebten in Frieden bis an ihr Ende.

„Nun, meine Schöne“, fragte der Papagai, „hat Euch auch das Märchen gefallen?“ — „Ja, mein Söhnchen!“ — „Aber mit der Alten dürft Ihr mir nicht gehen, hört Ihr?“

Wie sie noch so sprachen, kam die Magd gelaufen und rief: „Frau, Frau, der Herr kommt!“ Das war die Wahrheit. Der Herr kam, erschloß aufs neue Fenster und Thüren und umarmte die Frau. Wie sie zu Tische gingen, setzten sie den Papagaien in die Mitte der Tafel, und wie sie bei der Suppe waren, spritzt der Papagai dem Herrn etwas heiße Suppe in die Augen, der wird vor Schmerz zornig und will ihn schlagen. Da packt ihn der Papagai an der Kehle, erwürgt ihn und fliegt fort.

Er fliegt und kommt ins freie Feld. Hier ruft er: „Papagai bin ich, Mensch werd' ich“ — und steht als ein stattlicher Mann, wie zuvor, mitten auf dem Felde und kehrt nach der Stadt zurück. Es begegnet ihm der Edelmann, der berichtet ihm in Eile: „Habt Ihr's gehört, die arme Frau hat ihren Mann verloren, ein Papagai hat ihn erwürgt!“ — „Die Arme, die Arme“, sagt der Notar, „ist das wirklich wahr?“ Sie gehen auseinander, ohne der Wette zu erwähnen. Der Notar aber wußte, daß die Frau eine Mutter hatte, zu der ging er, um sie wegen der Heirath mit ihrer Tochter zu befragen. Die Sache ging gut, Mutter und Frau willigten ein, und sie heiratheten sich.

Am Abende fragte der Notar seine Frau: „Jetzt sage mir doch einmal, wer brachte deinen Mann um?“ Sie antwortete: „Ein Papagai.“ — „Und wie war die Geschichte mit dem Papagaien? Erzähle sie mir.“ Die Frau erzählte alles bis zu dem Augenblick, wo der Vogel

dem Herrn die Suppe in die Augen gespritzt hatte und entflogen war. „Ganz recht", sagte der Notar, „ganz recht, denn war ich nicht der Papagai?" — „Ihr?" rief ganz erstaunt die Frau, „Ihr? Was doch sagt Ihr da?" — „Ja wohl, ich, und deinetwegen war ich Papagai geworden."

Andern Tages ging der Notar zum Edelmann und ließ sich die vierhundert Goldstücke auszahlen, denn er hatte die Wette gewonnen.

Sie lebten zufrieden und glücklich und wohl,
Wir sitzen und kauen, und kauen hohl.

Schuhflicker im Glücke.

Es war einmal ein Schuhflickerlein, das lebte mit Frau und Kindern im Elend, denn sie hatten nichts zu brocken und zu beißen. Wie oft er auch mit seinem Werkzeugskorb durch die Straßen lief und rief: „Wer hat Schuhe zu bessern?" ... so kam doch niemand, der seiner Arbeit begehrte, und des Lebens müde, beschloß er, sich zu ersäufen. Wie er sich in den Strudel stürzen will, tritt vor ihn sein Glück, hält ihn zurück und sagt: „Was willst du thun?" — „Ach!" seufzte er, „das Unglück verfolgt mich und ich mag nicht mehr leben." Spricht zu ihm das Glück: „Thue das nicht. Hier nimm dieses Messer! Disteln gibt es genug, und bei jeder Distel, welche du damit abschneidest, wirst du einen kleinen Groschen finden." Er nahm das Messer, und gleich bei der ersten Probe fand er den Groschen und so fort bei jeder andern. Nun war ihm geholfen und er sang ganz laut in die Welt hinein: „Juchhei! Was für ein reicher Mann ich bin!"

Das hörten die Mönche des Klosters, an dem er just vorüberzog, sie ließen ihn hereinkommen und fragten: „Gevatter Beppo, was habt Ihr denn, daß Ihr gar so lustig seid?" — „Ei", rief er, „mir ist das Glück er=

schienen und ich bin jetzt reich.“ Dabei erzählte er seine Geschichte und zeigte ihnen das Messer vor. Die Mönche meinten, das könnten sie auch gebrauchen, und überlegten, wie sie ihn überlisten könnten. Sie gaben ihm tüchtig zu essen und zu trinken, und wie er trunken war, nahmen sie ihm das Messerchen und steckten ihm ein ganz ähnliches in die Tasche.

Er kam nach Hause, voll Freude rief er Weib und Kinder herbei und sagte: „O, wie sind wir reich!“ Die Frau dachte, er sei wol gar verrückt geworden, und sagte dies auch den Kindern; als er sie aber einlud, mit ihm hinaus aufs Feld zu kommen, gingen sie alle mit, wunderten sich aber baß, als der Vater anfing Disteln abzuschneiden. Geld hat er damals keins gefunden.

„Mit mir ist's aus, jetzt muß ich mich dennoch ersäufen“, rief er und eilte dem Flusse zu, sich hineinzustürzen. Doch wieder erscheint ihm sein Glück und sagt: „Was willst du schon wieder hier?“ — „Ach! ins Wasser will ich mich stürzen!“ — „Thue es nicht, denn ich bin gekommen, dir zu helfen. Nimm diesen Esel, bei jedem Stockstreiche, den du ihm gibst, wird er ein Häufchen Gold fallen lassen.“ Und sie gab ihm auch den Stock. Kaum ist sie fort, so fängt er an, den Esel zu schlagen, und siehe da! bei jedem Schlage ein Häuflein Goldes. Jetzt kannte seine Freude keine Grenzen, und jubelnd singt er an dem Kloster vorüber: „Juchhei, welch ein reicher Mann ich bin!“ Die Mönche rufen ihn an: „Gevatter Beppo, kommt doch einen Augenblick herein! Sagt, was singt Ihr da?“ Statt aller Worte zeigt er ihnen sein Glück durch die That, schlug auf den Esel und theilte ihnen von seinem Reichthum mit. Die Mönche sagten unter sich: „Das Thierlein wär' uns schon lieb.“

Und sie gaben ihm zu essen, machten ihn trunken, vertauschten seinen Esel mit einem andern Grauchen und stellten auch einen andern Stock dazu.

So kam er zu seiner Frau und rief: „Jetzt, Frau, jetzt sind wir reich wie der König! Nimm das Betttuch und breite es auf den Boden, nur schnell!" Frau und Kinder schauten einander an, jedes meinte, der Vater sei jetzt alles Ernstes verrückt geworden. — Die Frau sagte: „Was soll's da mit dem Betttuche?" — „Thue nur, wie ich dir geheißen!" Sie breiteten es denn auf dem Boden aus, er trieb den Esel darauf und nun schlug er auf das Thier los. Aber er mochte schlagen, was er wollte, Gold kam nicht zum Vorschein, ganz zuletzt nur ließ das geplagte Thier etwas fallen, was jedoch kein Gold war. Da jagten sie den Vater mitsammt seinem unmanierlichen Esel zum Hause hinaus.

Er lief und weinte und schrie: „Jetzt hält mich nichts mehr zurück, jetzt will ich wirklich sterben." Doch zum dritten mal erscheint ihm sein Glück: „Du kommst schon wieder?" — „Laß mich", ruft er verzweifelt, „laß mich, ich mag nichts mehr von dir wissen, ich will und muß sterben!" — „Muth, Väterchen, Muth! Ich will dir ja aus aller Noth helfen." Und das Glück gab ihm einen Korb voll Schuhleisten und sprach: „Jetzt mußt du bei den Mönchen vorübergehen und mußt ihnen sagen: «Heraus mit dem Messer, heraus mit dem Esel, oder ich mache euch die Köpfe mürbe wie frischbacken Brot!» Dann rufst du nur: «Schlagt zu, ihr Leisten!» und die Leisten werden anfangen die Köpfe zu bearbeiten. Denkst du es sei genügend, so rufe: «Genug, ihr Leisten!» und sie wandern wieder in den Korb zurück."

Er kam zu den Mönchen und sagte: „Jetzt gebt mir

einmal meinen Esel und mein Messer heraus, oder …“ Die Mönche leugneten alles rundweg ab, sie wüßten nichts. Da wurde der Schuhflicker zornig und rief: „Schlagt zu, ihr Leisten!“ Wupp! waren die Leisten aus dem Korbe und tanzten auf den Glatzen der Mönche herum, daß sie weich wie Brei wurden. Wie sie sich gar nicht zu retten wußten, schrien sie: „Halt ein! Wir wollen dir alles wieder herausgeben!“ Da sagte jener: „Genug, ihr Leisten!“ und da huschten sie wieder in den Korb. Als sie aber zur Ruhe gekommen waren, zögerten sie dennoch, die Sachen herauszugeben; da drohte der Schuster von neuem mit den Leisten. „Geben wir sie ihm“, rieth der Abt, „sonst bringt er uns noch alle ums Leben.“ So bekam er sein Messer und seinen Esel zurück. Damit man ihn auch nicht betrüge, gab er dem Esel einen Schlag, aber es war doch der echte. Jetzt heim!

„Frau!“ rief er von weitem, „nun sind wir doch reich!“ Die sagte: „Da ist der Verrückte wieder, was fangen wir mit ihm an?“ — „Frau, Frau, geschwind, breite das Betttuch aus!“ — „Was? Willst du heute durchaus Schläge haben?“ Und auch die Kinder kamen, ihn zu verspotten. Da wurde er fuchswild und rief: „Schlagt zu, ihr Leisten!“ Da ging ein Gejammer los und sie waren ihm gar gern zu Willen mit dem Betttuch. Da es ausgebreitet war, schlug er den Esel, und siehe, er ließ einen großen Haufen Goldes fallen. Nun war die Freude groß und sie umarmten und küßten den Vater, und das Glück ist nie mehr von ihrem Hause gewichen.

Wasser und Salz.

Man singt und sagt da ein wunderschön Märchen! Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Wie er mit diesen Töchtern eines Tages bei Tische saß, sagte er: „Will doch einmal sehen, wer von euch dreien mich am liebsten hat.“ Sagt die älteste: „Vater, ich liebe Euch wie meine Augen.“ Sagt die zweite: „Vater, ich liebe Euch wie mein Herz.“ Aber die jüngste sagte: „Ich liebe Euch wie das Wasser und das Salz.“ Da wurde der König zornig und rief: „Du liebst mich wie das Wasser und das Salz? Man rufe mir den Henker, denn du mußt sterben.“ Der Henker kam und führte das Mädchen fort, es zu tödten. Die mitleidigen Schwestern aber gaben ihm ein Hündchen und sagten: „Kommst du in den Wald, so tödte das Hündchen, durchlöchere das Hemd unserer Schwester und tauche es ins Blut, aber der Schwester darfst du kein Leides thun, die lässest du im Walde zurück.“

Der Henker that, wie sie gesagt, tödtete das Hündchen, durchlöcherte das Hemd und ließ dann die Prinzessin stehen. Darauf rissen sie dem Hündchen die Zunge aus, gingen zum König und sprachen: „Herr König, hier ist das Hemd Euerer Tochter und ihre Zunge.“ Da hat ihnen der König eine Belohnung gegeben.

Wie das Mädchen so allein im Walde stand, ging ein wilder Mann vorüber, den rief sie an und erzählte ihm ihr Unglück. Da fragte er sie, ob sie wol mit ihm kommen möge. „Ich komme", antwortete sie, „denn was fang' ich hier allein im Walde an?" So gingen sie zusammen fort. In der Wohnung des wilden Mannes angekommen, übergab er ihr das ganze Haus und sprach: „Hier findest du alles, was du brauchst, fürchte dich nicht, vielleicht wird dir noch Hülfe." Sie aßen, dann ging er auf die Jagd, denn er war ein wilder Mann, und sie blieb allein.

Am Morgen stand sie auf, flocht sich die Haare, wusch sich, und wie sie sich fertig gewaschen hatte, schüttete sie das Wasser aus dem Fenster. Da sah sie auf dem Fenster des Königs einen Truthahn stehen, der sang zu ihr:

Vergebens kämmst du und schmückst du dich,
Der wilde Mann frißt dich sicherlich.

Wie sie das hörte, fing sie an zu weinen. Der wilde Mann kommt dazu und fragt sie: „Was hast du?" — „Was soll ich haben? Ich hatte mich gewaschen und wie ich das Wasser wegschüttete, sang mir da drüben der Truthahn:

Vergebens kämmst du und schmückst du dich,
Der wilde Mann frißt dich sicherlich."

Der wilde Mann antwortete: „Dummes Zeug! Wenn er das wieder singt, so sage ihm nur:

Truthahn, lieber Truthahn mein,
Dein Fleisch, das gibt mir 'nen guten Bissen,

Und deine Federn ein Federkissen,
Auch muß ich die Frau deines Herren sein."

Das sagt sie denn auch am andern Morgen, und da läßt der Truthahn auf einmal alle Federn fallen. Wie der Königssohn aus dem Fenster schaut und den Truthahn ohne Federn sieht, wundert er sich baß und gibt wohl Acht. Am nächsten Morgen dieselbe Geschichte: sie wäscht sich, gießt das Wasser fort und der Truthahn singt aufs neue:

Vergebens kämmst du und schmückst du dich,
Der wilde Mann frißt dich sicherlich.

Und sie antwortet:

Truthahn, lieber Truthahn mein,
Dein Fleisch, das gibt mir 'nen guten Bissen,
Und deine Federn ein Federkissen,
Auch muß ich die Frau deines Herren sein.

Aber der Königssohn hatte auf den Truthahn gepaßt und sah, wie er den Rest seiner Federn abschüttelte. Die Königstochter bekam gleichzeitig ein so schönes Gesicht, wie man je eins gesehen. Da ging er zu seinem Vater und sagte: „O, mein Vater, ich will mich vermählen und zwar mußt du mir jenes Mädchen geben." Der Vater sagte: „Schauen wir, wem es angehört, ich meine aber, daß es in den Händen des wilden Mannes ist."

Er schickte einen Boten zu dem wilden Mann und ließ ihn fragen, ob er das Mädchen haben könne. Der antwortete: „Wenn sie einverstanden ist, ich habe nichts dagegen einzuwenden." Er rief das Mädchen, erzählte ihr, was geschehen, und obschon sie je eher je lieber den Händen des wilden Mannes entschlüpft wäre, stellte sie

sich doch, als ob es ihr leid wäre, ihn zu lassen. Die Sache nahm ihren Verlauf, und die Heirath wurde beschlossen. Dann kam der wilde Mann noch einmal zu dem Mädchen und sagte ihr: „Siehe, was du thun sollst: am Tage vor deiner Hochzeit mußt du mich tödten. Dann mußt du drei Könige einladen, zu oberst deinen Vater, und den Dienern befehlen, daß sie vor alle Gäste Wasser und Salz stellen, nur vor deinen Vater nicht.“ Sie versprach das zu thun, und nun schickte man eine Botschaft in alle drei Länder. —

Je mehr Zeit verstrichen war, desto mehr war dem Vater die Sehnsucht nach seiner jüngsten Tochter gewachsen, und der Kummer hatte ihn krank gemacht. Wie daher der Bote zu ihm kam, sprach er: „Wie kann ich gehen mit dem Kummer im Herzen und dem Verlangen nach meiner Tochter?“ Er überdachte aber: „Gehst du nicht, so beleidigst du den König, und aus Rache wird er dein Land mit Krieg überziehen.“ So ging er hin, denn der Tag der Hochzeit war da.

Am Tage vorher tödteten die Brautleute den wilden Mann, theilten seinen Leib in vier Stücke, die sie in vier Zimmer legten, das Blut sprengten sie auf den Boden der Zimmer und auf die Treppe. Das hatte ihnen der Truthahn noch gesagt. Da füllten sich die Kammern mit Gold, und kostbare Steine lagen auf der Treppe. Wie die Könige ankamen und sahen die Edelsteine auf der Treppe, wagten sie nicht, den Fuß daraufzusetzen, aber der Königssohn sagte: „Das ist nichts, geht nur getrost darüber.“ Abends war die Hochzeit und am andern Tage große Tafel. Der Königssohn bezeichnete den Platz seines Schwiegervaters und gab Befehl, dort weder Wasser noch Salz hinzustellen.

Die Königstochter kam neben ihren Vater zu sitzen, der kannte sie nicht, aß auch nicht. Da fragte sie ihn: „Herr König, warum doch eßt Ihr nicht? Schmecken Euch die Speisen nicht?“ — „O nein“, sagte er, „das ist es nicht, es ist alles sehr gut.“ — „Nun, warum eßt Ihr da nicht?“ Er entschuldigte sich: „Ich fühle mich nicht ganz wohl.“ Der Bräutigam und die Braut zwangen ihm doch ein paar Gabeln Fleisch auf, die mußte er also nehmen, kaute aber hohl wie eine Ziege, denn sie waren ja ohne Salz. Wie die Tafel zu Ende ging, fing man an sich Märchen zu erzählen, und der König erzählte die Geschichte von seiner Tochter. „Nun, Herr König“, sagte diese da, „wenn Ihr Euere Tochter sähet, würdet Ihr sie wol wiedererkennen?“ — „Ach, sie steht noch immer vor meiner Seele, wie ich sie zum letzten mal sah.“

Jetzt erhob sie sich und ging, die Kleider anzulegen, die sie trug, da sie von ihrem Vater ging, den Tod zu erleiden. Wie sie zurückkam, sagte sie: „Jetzt, mein königlicher Vater, erinnert Ihr Euch Euerer Tochter? Ich bin es! Ihr schicktet mich in den Tod, da ich Euch gesagt, ich liebe Euch wie Salz und Wasser. Versteht Ihr jetzt, was es heißt, Euch wie das Wasser und das Salz zu lieben?“ Der Vater konnte vor Freude nicht antworten, er sprang auf, umarmte sie und dann bat er sie um Verzeihung.

Sie lebten glücklich bis an ihr Ende,
Und wir, wir haben leere Hände.

Bifara.

Der König von Spanien hatte einen Sohn, wie der herangewachsen war, bat er eines Tages seine Mutter, sie möge ihn in den Wald gehen lassen, er wolle mit seinen eigenen Händen ein Stück Wild erlegen. Aber die Mutter sprach: „Mein Sohn, das kann nicht sein, denn du wirst dich verirren.“ — „O, meine Mutter“, antwortete der Sohn, „laß mich nur, ich verirre mich nicht, nehme ich mir doch viele Soldaten zur Begleitung mit. Gebt mir zwei Regimenter, und Ihr könnt ohne Sorgen sein.“ Die Königin ging zum Könige und sagte: „Unser Sohn will auf die Jagd gehen, eigenhändig ein Stück Wild zu erlegen, lassen wir ihn ziehen.“ Der König aber wollte nicht: „Wir werden den Knaben sicher verlieren.“ Die Königin bat jedoch so lange, bis der König die Hauptleute rief und sprach: „Ich empfehle Euch meinen Sohn, haltet die Augen offen über ihn, verliert ihr ihn, so verliert ihr auch euere Köpfe.“ Die Hauptleute begleiteten also mit ihren Mannen den Königssohn in den Wald. Wie sie angekommen waren, waren sie müde geworden, und der Prinz sagte zu ihnen: „Jetzt, Kinder, legen wir uns etwas schlafen, um mit frischen Kräften weiter zu können.“ So schliefen sie alle

ein, und der Königssohn stand auf und schweifte allein in dem Walde herum. Als die Soldaten erwachen und den Prinzen nicht mehr finden, fangen sie an zu jammern: „Wehe uns Armen, wir sind verloren!“ Sie durchsuchen den Wald nach allen Seiten, aber der Knabe wird nicht gefunden, und der Hauptmann sagt: „Was bleibt zu thun? Der Knabe ist dahin, kehren wir zum Könige zurück.“

Sie warfen sich dem Könige zu Füßen: „Herr König, thut mit uns, wie Ihr wollt. Während wir schliefen, ist der Knabe verschwunden.“ Der König rief die Königin und sprach: „Siehst du jetzt, wie recht ich hatte? Er konnte seinem Geschicke nicht entfliehen, und dafür können diese Braven nicht, so will ich ihnen verzeihen.“ Und er begnadigte die Hauptleute.

Der Knabe wanderte indessen Tag und Nacht und kam in eine Höhle, wo ein Einsiedler hauste. „O, heiliger Vater“, rief er, „ich habe den rechten Weg verloren, willst du mir sagen, welche Richtung ich einschlagen muß?“ — „Was soll ich dir sagen, mein Sohn? Doch höre, was du thun kannst. Gehe zu meinem ältern Bruder, er wohnt weiterhin, der kann dich besser berichten als ich.“ Wie er zu dem andern Einsiedler kam, fragte ihn der, was er so einsam da herumstreife, und der Knabe erzählte seine Geschichte. Der Einsiedler sprach ihm Muth ein, beschrieb ihm einen Weg zu der Hütte eines Zauberers, der alles verschlang, berichtete ihm, wie der Zauberer eine Tochter habe, und gab ihm ein Brot. „Geh“, sagte er, „geh und sprich mit dieser Tochter, denn die versteht Latein.*“

* D. h. ist gar klug.

Der Knabe ging weiter. Die Tochter des Zauberers kam gerade vom Wasser; wie sie den Jüngling sah, rief sie ihn an: „Schöner Jüngling, sag', was machst du hier?“ Und auch ihr erzählte er seine Geschichte und bat sie flehentlich um ihre Hülfe. „Gern“, sagte das Mädchen, „gern will ich dir helfen, aber wirst du mich zur Frau nehmen?“ Der Jüngling sagte das zu und wollte ihren Namen wissen. „Ich heiße Bisara. Und nun sieh dich wohl vor, bald wird mein Vater hier sein. Einstweilen führ' ich dich zu meiner Mutter, die ist drinnen. Mein Vater wird dich fragen, ob du bei ihm bleiben willst, und dann wird er von dir verlangen, diesen Berg da in einer Stunde zu ebnen, darauf zu säen, zu ernten, zu dreschen. Hat dir mein Vater die Aufgabe gestellt, so mußt du sprechen: «Berg, so hoch du bist, eben mußt du werden.» Darauf wird er dir einen Baum zeigen, hoch bis in die Wolken, von dem sollst du ihm das Nest mit den Vögeln holen. Zu ersteigen ist er aber nicht, und da mußt du sprechen:

So hoch du bist, neige dich itzt,
Wegen der Macht, die Bisara besitzt.

Sieh dann hier den Ofen, den heizt mein Vater, und wenn er schön rothglühend ist, wird er dich hineinschicken, ihn auszukehren, dann sprich nur:

So heiß du bist, erkalte itzt,
Wegen der Macht, die Bisara besitzt.

Jetzt gehe und sei auf deiner Hut, schöner Knabe!“

Der Jüngling tritt in das Haus, dort trifft er die Mutter, die sagt:

Geruch vom Menschen wittert herein,
Ich fress' ihn auf mit Haut und Bein.

„Ach was", sagte die Tochter, „hört die Geschichte dieses Knaben, er hat sich verirrt und sucht unsere Hülfe. Schwört mir bei Euern Zähnen, daß Ihr mir ihn nicht freßt." Das war der höchste Schwur der Alten, und sie schwor ihn der Tochter zu Liebe und ließ dann den Jüngling in eine Kiste kriechen. Da kommt der Vater, und auch er ruft:

Geruch von Menschen wittert hier,
Ich fress' ihn mit Haut und Haaren mir.

„Ach was", sagte die Tochter neuerdings, „wer weiß, was Euch in die Nase kommt, hier ist nichts Derartiges." Sie gaben dem Alten reichlich zu essen, doch immer kam er darauf zurück:

Geruch von Menschen wittert hier,
Ich fress' ihn mit Haut und Haaren mir.

Erst als er ganz satt war, sagte die Tochter: „Jetzt will ich Euch die Wahrheit sagen, es ist ein junger Knabe hierher verirrt, und schwört Ihr mir bei Euern Zähnen, daß Ihr ihm kein Leides thut, will ich ihn Euch wol zeigen, sonst fressen wir ihn allein." Der Alte rief: „Laßt ihn herkommen." Er kam, und er fragte ihn: „Ei, welch saftiger Bissen bist du, wie heißest du denn?" — „Ich heiße Salvatore." — „So, Salvatore! Nun, Salvatore, komm und iß einstweilen, morgen früh dann sollst du erfahren, was für Arbeit ich für dich habe." Der Jüngling aß, der Alte ließ ihm ein Bett bereiten, und alle legten sich nieder, außer dem Mädchen. Das

setzte sich in der Nähe nieder und hielt die Augen offen. Gegen Mitternacht rief der Alte: „He, Salvatore, jetzt sieh, wo du bleibst.“ Und die Alte: „He, Salvatore, jetzt sieh, wo du bleibst.“ Und die Tochter: „Auch ich will ihn fressen.“ So verging die Nacht.

Beim Tagen sagte der Alte: „Salvatore, siehst du jenen Berg? Den sollst du mir in einer Stunde ebnen, darauf säen, dann schneiden und dreschen: auf einer Seite das Korn, auf der andern das Stroh.“

Der Knabe gedachte der Worte Bifara's und sagte: „Berg, so hoch du bist, eben mußt du werden, und geerntet muß sein in einer Stunde.“ Als alles vollendet war, kam der Alte herbei und sagte: „Siehe da, welche Gewalt du hast! Nun aber schaue jenen Baum!“ — „Ich sehe ihn.“ — „Bemerkst du, wie hoch er ist?“ — „O gar wohl.“ — „In dessen äußersten Wipfel mußt du jetzt steigen, mir das Nest mit den Vögeln holen.“

Der Jüngling trat vor den Baum hin und rief:

So hoch du bist, neige dich itzt,
Wegen der Macht, die Bifara besitzt.

Wie er darauf dem Alten das Nest brachte, sagte der: „Ei, welche Gewalt besitzest du. Nun habe ich aber noch etwas für dich. Du mußt mir den Ofen da heizen, bis er schön roth wird, dann kriechst du hinein und kehrst mir ihn fein säuberlich.“ Der Jüngling fing an zu heizen, und als der Ofen zu glühen begann, rief er:

So heiß du bist, erkalte itzt,
Wegen der Macht, die Bifara besitzt.

Die Sache ging gut, und der Alte verwunderte sich aufs neue. Darauf mußte er mit seiner Alten auf die Reise

und sagte: „Ich werde eine Woche fortbleiben, du hütest mit Bisara zusammen das Haus."

Kaum waren sie fort, so berieth sich Bisara mit dem Jünglinge und sprach: „Jetzt ist es Zeit zu fliehen, denn mein Vater riecht zwölf, meine Mutter zehn Meilen weit, und wir müssen einen Vorsprung haben." Und die Kinder flohen.

Nach acht Tagen kommen die Alten zurück, und schon von weitem ruft der Vater: „Bisara! Bisara!" Aber Bisara antwortet nicht wie sonst. Da merkt der Alte den Braten und sagt: „Sie sind fort, fort sind sie. Nun ihnen nach, denn jetzt will ich sie fressen." Spornstreichs läuft er hinter den Kindern drein und entdeckt sie auch endlich in der Ferne. Bisara sieht ihn, wendet sich an ihren Bräutigam und ruft: „Schöner Knabe, dort kommt mein Vater! Doch sei ohne Sorge, ich verwandle mich in einen Gärtner und dich in eine Kohlpflanze." Keuchend kommt der Alte an und findet den Gärtner: „He, Gevatter Gärtner, habt Ihr nicht einen Jüngling mit einem Mädchen vorbeigehen sehen?" Der Gärtner antwortete: „Ich verkaufe Kohl, Kraut und Rüben!" Und der Alte kehrte wieder um. Seine Frau fragte ihn, was er ausgerichtet, er erzählte ihr von dem Gärtner und dem Kohl. Da rief voll Zorn die Alte: „O, warum brachst du die Kohlstaude nicht entzwei? Hättest ihn mitten durchgebrochen." — „Daran hab' ich nicht gedacht", war die Antwort des Alten. „Laß mich jetzt gehen", sagt die Frau und läuft wie der Wind hinter den Flüchtlingen her, ihr Kind zu tödten. „Schöner Knabe, meine Mutter kommt. Doch sei ohne Furcht, ich verwandle mich in einen Bach und dich in einen Aal." Wie die Alte ankommt, konnte sie den Aal nicht

fangen, verwünschte ihre Tochter und rief: „So möge er für immer deiner vergessen!“ Darauf machte sich der Alte wieder auf die Beine, fand aber eine Kapelle, mit einem Priester drinnen, auf dem Wege. Er fragt: „Gevatter, habt Ihr einen Jüngling und ein Mädchen hier vorüberziehen sehen?“ — „Wenn Ihr die Messe hören wollt, so tretet ein, es ist eben eingeläutet.“ Da rief auch der Alte im hellen Zorn: „So möge er für immer deiner vergessen.“ Wie er fort war, sagte das Mädchen traurig zu dem Knaben: „O, Salvatore, du hast gehört, welche Verwünschung meine Aeltern über mich ausgesprochen haben, sag', wirst du meiner vergessen?“ —

So erreichten sie die Stadt des Königssohnes, er ließ seine Braut vor den Thoren warten, um sie mit aller Herrlichkeit seinen Aeltern vorzuführen, und sie sprach:

Ich warte hier allein
Sitzend auf diesem Stein.
Küßt deine Mutter dich,
Vergißt du mich ...

Er schwur ihr, daß er sie nie vergesse, und geht nach dem Schlosse des Königs. Die Mutter, voller Glückseligkeit, umarmt und küßt ihn, und Bisara war vergessen. War vergessen, und der Königssohn suchte sich eine neue Braut. Die einsame Bisara fühlt das in ihrem Herzen, und sie fertigt zwei Puppen, gibt ihnen Sprache in den Mund und geht, sie zu verkaufen, vor dem Schlosse auf und ab, immer rufend: „Wer kauft sprechende Puppen? Wer kauft sprechende Puppen?“ Wie der Königssohn den Ruf hörte, ließ er das Mädchen hereinkommen und sprach: „Laß mich hören, was deine Puppen erzählen können.“ Und die Puppen erzählten

haarklein alles, was er und sie durchgelebt: die Geschichte von Salvatore und Bifara, zuletzt auch das Sprüchlein, da Bifara auf dem Steine saß und sang:

Ich warte hier allein
Sitzend auf diesem Stein.
Küßt deine Mutter dich,
Vergißt du mich.

Da kehrten dem Königssohn die entflohenen Gedanken zurück; er erkannte Bifara, warf sich an ihre Brust und küßte sie. So wurde Bifara seine Frau.

Sie lebten glücklich eins im andern
Und wir, wir müssen barfuß wandern.

Die kluge Kathrin.

Man erzählt, daß einmal ein reicher Kaufmann war, der hatte eine Tochter, die, kaum der Wiege entwachsen, so klug wurde, daß alle und über alles nur immer zuerst ihre Meinung wissen wollten. Der Vater hatte seine Freude an dem Mädchen und nannte sie nur: die kluge Kathrin. Sie studirte bald alle Dinge der Welt, die hohen wie die niedern, wußte alle Sprachen und hatte bald alle Bücher, die geschriebenen wie die gedruckten, gelesen.

Da starb ihr die Mutter. Der Kummer des Mädchens war so groß, daß sie sich in ihre Kammer verschloß und nicht mehr herauswollte. Sie aß in der Kammer, weinte und schlief darin, und kein Vergnügen, kein Spaziergang, kein Theaterspiel konnte sie mehr verlocken. Wie der Vater seine einzige Tochter so in Trübsal verfallen sah, wollte er seine Freunde um Rath fragen. Er berief die vornehmen Herren der Stadt und sprach: „Ihr Herren, es ist euch bekannt, daß ich eine Tochter habe, die mein Augapfel ist. Nun, da ihre Mutter gestorben, hat sie sich eingeschlossen wie die Schnecke in ihrer Schale und steckt nicht einmal ihre Nasenspitze heraus. Was ist zu thun?“

Die Freunde sagten: „Alle Welt kennt Euere Tochter wegen der gar großen Klugheit, die ihr geworden. Wie wär's also, wenn Ihr derselben eine große Schule errichtetet? Gewiß würde sie im Unterrichten die gewünschte Zerstreuung finden." Das leuchtete dem Vater ein; er rief die Tochter und sagte zu ihr: „Mein liebes Kind, weil du auch gar keine Zerstreuung hast, bin ich gesonnen, dir eine Schule einzurichten, wovon du die Regentin sein sollst. Was meinst du?" Der Vorschlag gefiel der Tochter, und wie die Bauleute kamen, war sie selbst mitten unter ihnen, den Bau zu leiten, denn auch davon verstand sie genug. Die Schule ward bald fertig, und nun ließ sie bekannt machen: „Freie Schule bei der klugen Kathrin."

Da kamen die Kinder, Knaben und Mädchen, und sie setzte sie bunt durcheinander ohne Unterschied des Standes. Da half keine Einrede: der Bettlerssohn wurde neben den Grafensohn gesetzt, nach dem Sprichwort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst." So begann der Unterricht. Sie lehrte alle gleich, und wer seine Aufgabe nicht wußte, bekam Schläge mit einer Peitsche, woran eine Bleikugel befesligt war.

Ihr Name war auch bis zum Königsschloß gedrungen, und der Königssohn beschloß, ihre Schule zu besuchen. Mit prächtigen Kleidern angethan, kommt er zur klugen Kathrin; aber er bekommt einen Platz wie alle andern. Und als er auf eine Frage, die sie ihm stellte, keine Antwort wußte, bekam er auch eine Ohrfeige wie alle andern, so stark, daß er meinte, die Wange müsse ihm verbrennen.

Beschämt und zornig eilt er zu seinem Vater, dem Könige, und bittet ihn und sagt: „Herr Vater, ich will

mich verheirathen, erweist mir die Gnade und laßt mich die kluge Kathrin zur Frau nehmen.“ Der König befiehlt, den Vater des Mädchens zu rufen, und wie der hört, um was es sich handelt, sagt er: „Herr König, Ihr habt nur zu befehlen, aber bedenkt, ich bin nur ein Kaufmann und Euer Sohn ist königlichen Blutes.“ — „Das thut nichts“, sagte der König, „mein Sohn will sie und das ist genug.“

Der Vater geht nach Hause und ruft Kathrin: „Kathrin, der Sohn des Königs will dich zur Frau haben. Was meinst du dazu?“ Kathrin war aber damit einverstanden. Acht Tage lang rüstete man zur Hochzeit, zwölf Mädchen waren die Brautjungfern; die königliche Kapelle ward geöffnet, und so wurden sie bald ein Paar.

Nach der Trauung befiehlt die Königin den zwölf Mädchen, der Braut die köstlichen Kleider auszuziehen, damit sie zu Bett gehen könne. Der Königssohn aber tritt dazwischen und sagt: „Ich will weder Kammerfrauen noch Kammerherren, auch keine Wachen hinter der Thür. Ich will allein sein.“ Als sie allein waren, fragt er: „Kathrin, denkst du der Ohrfeige noch, die du mir gegeben, und bereust du sie?“ Sie antwortet kecklich: „Was doch soll ich sie bereuen? Wenn Ihr wollt, könnt Ihr eine zweite haben.“ — „Was, du hast sie also nicht bereut?“ — „O, nicht einmal im Traume.“ — „Und willst du sie nicht bereuen?“ Sie fragte: „Ja, mit wem sprichst du denn eigentlich?“ Da wurde der Prinz zornig und rief: „Ich will dir zeigen, mit wem ich spreche und wer ich bin.“ Und er nahm einen Strick, sie in ein finsteres Loch hinabzulassen. Ehe er dies that, fragte er sie nochmals: „Kathrin, bereue jetzt, oder ich lasse

dich in dieses Loch hinab!" — „O, immer zu", rief Kathrin voller Muth, „da drunten ist's gewiß frischer." Da sagte er weiter kein Wort, und ließ sie in das Loch hinunter, und gab ihr nichts als einen Tisch, einen Stuhl, einen Krug Wasser und eine Schnitte Brot.

Am andern Morgen kommen Vater und Mutter, um dem jungen Paar nach des Landes Sitte einen Guten Morgen zu wünschen. Der Königssohn aber ruft: „Niemand darf eintreten, Kathrin ist krank." Dann öffnet er das Loch und fragt hinab: „Nun, wie hast du die Nacht verbracht?" Und von unten klingt es herauf: „O, frisch und angenehm!" — „Denkst du der Ohrfeige, die du mir gegeben hast?" — „Denkt nur an die, die Ihr noch kriegen werdet."

Wie zwei Tage um waren, fühlte sie großen Hunger, und da sie nicht wußte, was thun, zieht sie das Blankscheit aus ihrem Leibchen und fängt an, damit ein Loch in die Mauer zu graben. Sie gräbt und gräbt und sieht nach vierundzwanzig Stunden das Tageslicht schimmern. Da war ihre Freude groß, sie wurde aber bald noch größer, als sie durch das Loch, wie sie es vergrößert, den Schreiber ihres Vaters vorbeigehen sieht, Don Tommaso. „Don Tommaso", ruft sie, und wieder: „Don Tommaso!" Der schaut sich um und vermag sich nicht zu erklären, wie die Stimme aus der Mauer kommt. „Don Tommaso, ich bin die kluge Kathrin, geht und sagt meinem Vater, daß ich ihn augenblicklich sprechen muß."

Der Vater kommt eiligst in Begleitung des Schreibers herbei, der ihm das Loch zeigt, und die Tochter sagt: „Das Schicksal, lieber Vater, hat mich in dieses Loch verbannt; aber laßt einen Gang von unserm Hofe

bis hierher graben, laßt seine Decke mit Balken stützen und hängt alle zwanzig Schritte eine Lampe auf. Ich weiß schon, was ich zu thun habe." Der Gang war gemacht, und nun schickte ihr der Vater alle Tage köstliche Speisen in Hülle und Fülle. Der Königssohn aber schaute jeden Tag dreimal hinab und rief: „Kathrin, bereust du die Ohrfeige, die du mir gegeben hast?" Sie rief dagegen: „Was ist da zu bereuen, denkt lieber an die, die Ihr noch kriegen werdet."

Kaum wie er das Loch geschlossen hatte, ging sie zu ihrem Vater hinüber und hatte den Königssohn dergestalt zum Narren. Die Sache wurde ihm allmählich unheimlich und er beschloß, abzureisen. Er öffnete das Loch und sagte: „Kathrin, ich gehe jetzt nach Neapel, hast du mir nichts zu sagen?" — „Viel Vergnügen, macht Euch lustig, und vergeßt mir nicht Euere Ankunft zu melden. Aber Ihr wißt, was man sagt: «Siehe Neapel und stirb» — daß Ihr mir ja nicht sterbt." — „Ich soll also fortgehen?" fragte der Prinz. — „Was, Ihr steht noch immer oben? Ich wähnte Euch schon auf der Reise." Da ging er fort.

Kaum war er gegangen, läuft Kathrin zu ihrem Vater und sagt: „Lieber Vater, jetzt müßt Ihr mir helfen. Ich brauche ein Schiff, Kammermädchen, Kleider und Schmuck, das alles schickt Ihr schleunigst nach Neapel. In Neapel soll man mir einen Palast miethen, gegenüber dem königlichen Schlosse, und soll auf mich warten." Der Vater bereitete alles nach Wunsch der Tochter, und das Schiff ging ab. Unterdessen befiehlt der Königssohn eine schöne Fregatte, schifft sich ein und segelt gen Neapel. Wie die kluge Kathrin von der Terrasse ihres Vaters aus sah, daß der Königssohn abreiste,

besteigt sie eine Brigantine und ist vor ihm in Neapel, denn die Brigantine segelte schneller als die Fregatte.

Angekommen, zieht sie ihre schönsten Kleider an und spaziert vor dem Palaste auf und ab. So that sie es jeden Tag, bis sie der Königssohn sah und sich alsbald in sie verliebte. Er schickte einen Boten zu ihr, der mußte sagen: „Schöne Frau, so Ihr es erlauben möchtet, würde Euch der Königssohn wol besuchen." Sie antwortet: „Wenn es ihm gefällig ist, mag er kommen." Er kam und war voller Artigkeiten gegen sie und begann ein Gespräch: „Sagt mir, Frau, ist Euer Herz noch frei?" Sie antwortet: „Es ist noch frei, aber das Euere?" — „Auch dieses ist frei. Und nun hört, was ich Euch sage: Ihr gleicht so ganz einem Mädchen, das ich in Palermo liebte, und ich möchte Euch zur Frau haben." Die Frau sagte Ja, und nach acht Tagen wurde die Hochzeit gefeiert.

Die Zeit verging rasch, und ein Knäblein erblickte das Licht der Welt, das war so schön wie die Sonne. Sein Vater fragte: „Welchen Namen geben wir dem Kinde?" — „Neapel", antwortete die Frau, und so wurde er Neapel genannt.

Nach zwei Jahren will der Königssohn abreisen, und trotz des Zürnens seiner Frau führt er seinen Vorsatz aus. Vor der Abreise jedoch schreibt er ihr einen Brief, worin er sagt, daß das Kind als sein Erstgeborener mit der Zeit König werden solle. So ging er nach Genua. Schnell schreibt sie ihrem Vater, er solle eine Brigantine mit Möbeln, Kleidern, Kammerfrauen und allem Nöthigen nach Genua schicken, solle ein Haus gegenüber dem königlichen Schlosse miethen und sie erwarten lassen. Der Vater war der Tochter zu Willen und schickte alles nach

Genua. Sie fährt mit einem Schnellsegler dem Königssohn voraus und richtet sich noch vor ihm in dem neuen Hause ein.

Kaum sieht der Prinz die königlich gekleidete Frau, die in Schmuck und Reichthum einherging, rief er verwundert aus: „Bei allen Himmeln, diese gleicht aufs Haar der klugen Kathrin.“ Und wieder schickt er einen Diener zu ihr, mit der Bitte, sie besuchen zu dürfen. Sie erlaubt es, und er kommt und fragt die alte Frage: „Seid Ihr noch frei?“ — „Ich bin Witwe“, antwortet Kathrin, „und Ihr?“ — „Ich bin Witwer und habe einen Sohn. Ich sehe Euch an und Ihr gleicht aufs Haar einer Frau, die ich in meiner Heimat kannte!“ — „Da ist nichts zu verwundern, sieben müssen sich auf dieser Welt einander gleichen.“ Kurz, in acht Tagen waren sie ein Paar.

Die Monate verflossen, und wie die Stunde der Geburt kommt, wird ihr ein Knabe, schöner noch als der erste war. Und wie der Prinz fragte: „Welchen Namen geben wir dem?“ sagte sie: „Genua“, und so wurde er Genua getauft.

Doch kaum sind zwei Jahre um, so hält es den Königssohn nicht länger und er will abreisen. „Aber wie möget Ihr mit einem Wickelkind abreisen!“ fragte sie. — „Das lass' ich dir und einen Zettel, worauf ich kundthue, daß es mein Kind und zwar der Kronprinz ist.“ So rüstete er sich zur Abreise nach Venedig. Inzwischen hat die kluge Kathrin schon an den Vater geschrieben und ihn um die neue Sendung gebeten, und sie erreicht auch Venedig in ihrer Brigantine schneller als der Prinz mit seiner Fregatte, und richtet sich ein.

Wie sich der Königssohn ein wenig in der Stadt

umthut, sieht er an einem Fenster die Frau sitzen, staunt und ruft: „Bei allen Himmeln, diese gleicht ganz und gar der klugen Kathrin! Wie geht das zu? In Neapel dieselbe, in Genua dieselbe, und jetzt wieder hier! Aber nein, wie wäre das möglich? Kathrin liegt im Loche, jene ist in Neapel· und die dritte in Genua ... und doch, und doch gleicht sie allen Dreien.“ Er schickt seinen Boten, besucht sie und sagt zu ihr: „Das ist mir doch zu sonderbar: Ihr gleicht einer Frau, die ich in Palermo, in Neapel und in Genua kennen gelernt!“ — „Da ist nichts Sonderbares“, antwortete sie, „sieben müssen sich auf dieser Welt einander gleichen.“ Wiederum fragt er, ob sie frei sei, und wie sie ihm sagt, sie wäre Witwe, sagt er, er sei Witwer und habe zwei Kinder. Nach acht Tagen haben sie sich geheirathet.

Da auch diesmal die Zeit erfüllt war, bekam sie eine Tochter, schön wie ein Stern. Der Prinz fragt: „Wie nennen wir die?“ Kathrin antwortet: „Venezia.“ Und so geschah es.

Zwei Jahre waren vergangen, da sagte eines Tages der Prinz: „Weißt du was? Ich denke, meine Reise ist beendigt, ich kehre am besten wieder nach Palermo zurück und lasse dir einen Schein, daß diese da meine Tochter und zwar königliche Prinzessin ist.“ Kathrin mochte sich sträuben, wie sie wollte, er reiste ab; aber sie reiste ihm hintennach. In Palermo angekommen, geht sie in das Haus ihres Vaters, geht durch den unterirdischen Gang und kriecht in das Loch. Der Königssohn kommt an, sein erster Gedanke ist natürlich, nach Kathrin zu schauen. Er ruft hinab: „Kathrin, wie geht's dir?“ Und sie von unten: „Gut, ganz gut.“ — „Hast du die Ohrfeige bereut, die du mir gegeben hast?“

— „Was sprichst du nur von der? Denke nur an die, welche du noch zu kriegen hast.“ — „Kathrin, bedenke dich wohl! Ich werde mich verheirathen!“ — „Verheirathet Euch, mit wem Ihr wollt, kein Mensch hält Euch ab.“ — „Aber bedenke, so du bereust, bist du wieder meine Frau.“ Aber Kathrin antwortet: „Ich habe nichts zu bereuen.“

Da also gar kein Mittel anschlägt, sie zu bekehren, beschließt er, sie für todt zu erklären und sich neuerdings zu vermählen. Er schickt Boten in alle Welt, um die Bilder aller heirathsfähigen Prinzessinnen zu haben. Die Bilder kommen und er findet, daß die Tochter des Königs von England die allerschönste sei. Er läßt ihr sagen, sie möge mit ihrer Mutter kommen, da er sie zur Frau nehmen wolle.

Es kommen die Prinzessin und ihr Bruder und werden im königlichen Schlosse empfangen. Wie das Kathrin vernimmt, läßt sie für ihre drei Kinder Neapel, Genua und Venezia schöne königliche Kleider machen, und am nächsten Tage, wo die Trauung stattfinden sollte, kleidet sie sich als Königin, was sie auch in Wirklichkeit war, an, nimmt Neapel, der als Kronprinz, und Genua und Venezia, die als Prinz und Prinzessin geschmückt waren, setzt sich in die Galakutsche und fährt vor das Schloß. Den Kindern sagt sie: „Wenn ich Euch sage: küßt Euerm Vater die Hand, so geht hin und thut also.“ So traten sie ein.

Der Königssohn saß auf dem Throne; sie ruft: „Neapel, Genua und Venezia, küßt Euerm Vater die Hand!“ und läßt sie vorgehen. Der Königssohn erstarrt vor Schreck und ruft: „Ah, das also ist die versprochene Ohrfeige, nun, sie ist stark genug.“ Steigt aber vom

Thron hinunter und drückt die Kinder an sein Herz. Die Prinzessin von England stand da wie aus den Wolken gefallen, und reiste andern Tages wieder ab.

Kathrin hat ihrem Manne das ganze Geheimniß erzählt, und er konnte nichts anderes thun, als sie um Verzeihung zu bitten für die vielen Kümmernisse, die er ihr bereitet, und von dem Tage an liebte er sie in Treuen.

So lebten sie glücklich und zufrieden,
Uns ist auch nicht ein Bißlein beschieden.

Der Albanese.

Man erzählt von einem Kräutersammler, dem war das Glück so abhold, daß er nicht einmal mehr Kräuter finden konnte und nicht wußte, wovon leben. Er hatte aber drei Töchter, wovon die jüngste Rosa hieß. Zu dieser Rosa sagte er eines Tages: „Willst du nicht mit mir kommen, um Kräuter zu suchen, vielleicht bin ich glücklicher mit dir.“ So ging die Tochter mit ihm. Aber so sehr auch sie ausschaute, sie konnte nichts finden. Endlich bemerkte sie einen großen Pilz und faßte ihn, um ihn auszureißen. Sie stieß jedoch auf Widerstand, der Pilz war tief in den Boden hineingewurzelt, und allein vermochte sie nicht, seiner Herr zu werden. Sie rief den Vater herbei, und beide vereint strengten sich jetzt an, den Pilz aus dem Boden zu reißen. Sie ziehen und ziehen, und ziehen einen Albanesen am Ohr aus dem Boden hervor, der ruft sie an: „Was macht ihr zwei hier?“ Sie entschuldigen sich, daß sie seit langer Zeit schon an einem Pilz gezogen und ihn nicht haben beleidigen wollen. Der Albanese hört nicht weiter darauf, sondern fragt den Alten: „Willst du mir wol deine schöne Tochter hier lassen? Siehe, sie wird es bei mir gleich einer Königin haben, denn hier unten bewohne ich einen prächtigen Palast.“ Der

Vater konnte nichts als Ja sagen, und auch die Tochter sagte alsbald Ja. Darauf schenkte der Albanese dem Vater einen Beutel mit Goldstücken, und Rosa trug ihm auf, ihre Schwestern zu grüßen. „Hast du noch Schwestern“, fragte sie der Albanese, „und wieviel?“ — „Zwei“, antwortete das Mädchen. — „Dann mögen sie, wenn sie dich sehen wollen, nur immer hierher kommen.“ Der Kräutersammler ging vergnügt nach Hause und erzählte seinem Weibe, was da geschehen war.

Rosa betrat mit dem Fremden einen unterirdischen Gang und bald darauf einen Palast, in welchem Gold, Silber und Edelsteine in Fülle umherlagen, und er sagte zu ihr: „Alles, was du da siehst, ist dein, so du mir in Treuen ergeben bleibst und thust, was ich dir befehle.“ — „Das will ich thun“, antwortete das Mädchen. Nun aßen sie und tranken, und nach drei Tagen sprach der Albanese: „Ich muß für einige Zeit von Hause fort. Ich lasse dir diese Hand von frischem Fleische, die verspeisest du, während ich fern bin; thust du es nicht, so bist du verloren.“

Wie Rosa allein ist, schaut sie die Hand an, aber es erfaßt sie ein Grauen, sie zu verspeisen. So zerstampft sie dieselbe in einem Mörser und wirft sie in ein Loch. Die erste Frage des Albanesen, wie er zurückkehrt, ist: „Rosa, aßest du die Hand?“ Zitternd antwortet sie: „Ja, ich aß sie!“ Da ruft er: „Hand, Hand, Händchen mein, sag', wo steckst du?“ Und die Hand antwortete: „Hier im Loche.“ — „So hast du also meinem Befehle nicht gehorcht? Nun empfange die Strafe.“ Und mit einem Rucke reißt er ihr den Kopf ab und schleudert ihn und den Leichnam in eine Kammer auf einen Haufen zu den andern.

Einmal kam der Vater beim Kräutersammeln wieder an jenen Ort, der Albanese erscheint und sagt ihm: „Deine Tochter ist wohlauf und wohnt in einem goldenen Palaste, aber sie bittet dich, ihr die andere Schwester zur Gesellschaft zu schicken.“ Der Vater versprach, andern Tages ihm seine Tochter Kathrin zu bringen, und wieder empfing er einen Beutel Goldes. Wie er nach Hause kommt, freut sich diese über die Kunde von Rosa, und daß Kathrin ihr Glück theilen solle, und gibt ihm die andere Tochter gern mit.

Kathrin stieg in die Oeffnung hinein und hinab in das Loch. Hier ging alles wie mit der ersten: er ließ ihr bei seiner Abreise die Hand und gab ihr den gleichen Befehl. Aber auch Kathrinen war es unmöglich zu gehorchen, und sie mußte ihr Leben lassen.

Wie der Kräutersammler zum dritten male an den Ort kam, nahte ihm der Versucher aufs neue und forderte die dritte Schwester, welche Antonia hieß, gab ihm einen dritten Beutel, und der Vater brachte ihm auch Antonia. Antonia aber war eine von den siebentausend Gewitzigten, und als der Albanese auch ihr die Hand zurückließ, dachte sie fein nach, wie sie aus dem Dinge kommen könne. Sie nimmt die Hand, bindet sie sich auf den Leib, und als der böse Geist zurückkommt und fragt: „Händchen, wo bist du?“ antwortet diese vom Bauche des Mädchens her: „Hier bin ich!“ Da meint er, Antonia habe sie gegessen, und weil er sie so gehorsam findet, schüttet er ihr sein Herz aus und sagt ihr alle Geheimnisse desselben, auch gibt er ihr die Schlüssel zu allen Zimmern und zu der Schatzkammer, wo der Herrlichkeiten so viele lagen, daß es eine Pracht war.

Einmal, da sie allein war, erschließt sie alle Zimmer

und kommt an eins, das ganz voll menschlicher Körper war: Körper von Kaisern, Königen, Prinzen und Fürsten, Männern und Frauen, und darunter lagen auch ihre beiden Schwestern mit abgerissenen Köpfen. Sie begann zu klagen und zu jammern, erblickt aber ein Gefäß mit einer Salbe, sie nimmt von der Salbe und bestreicht damit den Hals der Todten, und beide kommen wieder ins Leben zurück. So belebt sie nach und nach alle Todten, die da lagen, die ihr Leben durch den Albanesen verloren hatten, aber durch ein Wunder immer frisch geblieben waren, als wären sie eben erst gestorben. Da entstand ein buntes Gewirr, und die Freude der zum Leben Erwachten kann man gar nicht erzählen. Alle drängten sich zu ihrer Retterin: dieser wollte sie zur Frau, jener zur Tochter, ein dritter zur Schwester, ein vierter zur Mitherrscherin über sein Reich, kurz, jeder wollte ihr etwas Liebes erweisen. Endlich kam man überein, daß Antonia die Tochter des Königs von Portugal sein sollte, und so geschah es. Darauf luden sie alle Schätze des Bösen auf und entflohen.

Wie vom Blitz getroffen stand der, als er nach Hause kam, die Todten entflohen und die Schätze entführt fand. Was sollte er thun? Er sann auf einen Betrug, und weil er ein schlimmer Zauberer war, gelang er ihm auch. Er schloß sich in einen Glasschrein ein und ließ sich nach Portugal tragen und ausrufen: „Seht doch, welch schöne Statue! Wer will sie kaufen?" Der König und seine neue Tochter schauen gerade zum Fenster heraus, als der Händler vorübergeht, er fragt das Mädchen: „Antonia, wollen wir die Statue kaufen?" Diese, als ob ihr eine Ahnung durchs Herz zöge, sagte weder Ja noch Nein, aber der König kaufte sie doch und ließ den Glasschrein im Zimmer

der Tochter aufstellen. So kommt die Nacht, und der Albanese, der sich von innen eingeschlossen, suchte jetzt heraus und an das Mädchen zu kommen, um ihr Böses anzuthun. Bei dem ersten Geräusch erwachte sie jedoch und rief die Diener. Die kommen, finden aber nichts und gehen wieder. Das Geräusch läßt sich von neuem hören, und sofort auch ruft sie wieder die Diener. Sie kommen und finden alles in Ordnung, auch die Statue steht wie aus Marmor gemacht. Endlich beim dritten male bemerkt sie doch, wie die Statue sich bewegt. Auf ihr Geschrei kommen alle Leute herbei, denen befiehlt sie jetzt, die Statue an Händen und Füßen zu packen und in einen eisernen Käfig zu sperren. Davon bekamen alle die, welche der Böse einst so arg behandelt, Kunde und eilten nach Portugal, ihn im Käfig zu sehen und ihre Wuth an ihm auszulassen. Sie tractirten ihn mit Worten und Stößen so arg, daß er seine schwarze Seele aufgeben mußte. Dann feierte man ein großes Fest.

Das Märchen vom sprechenden Bauche.

Man erzählt: Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn, den hätte der Vater gern verheirathet, aber der Sohn wollte nicht und fand immer die Entschuldigung: „Herr König, ich bin noch zu jung." So oft der König auch von der Heirath sprach, immer aufs neue bekam er die Antwort: „Ich bin noch zu jung." Als der König nun gar nicht nachließ und immer mehr in den Sohn drang, glaubte dieser einen Ausweg gefunden zu haben und versprach, seinem Vater zu Willen zu sein, wenn er ihm eine Frau verschaffe, die mit dem Bauche reden könne.

Da rief der König die Weisen des Landes zusammen und sprach: „Ihr wißt, mein Sohn soll heirathen, er will es auch, verlangt aber eine Frau, die mit dem Bauche reden könne. Die Frau muß herzu, denn ich kann mein Reich nicht in fremde Hände fallen lassen. Rathet mir also, wo finde ich sie?" Es erhob sich ein alter Weiser und sprach: „Heilige Krone, mein Rath ist der: schickt zwölf Edelleute und zwölf Maler in die weite Welt hinein, alle Länder sollen sie durchschweifen; der geht nach Portugal, jener nach Spanien, ein anderer nach England und so fort. Welcher von ihnen die Frau

findet, die mit dem Bauche redet, der malt sie und bringt Euch das Bild. Gefällt dies Euerm Sohne: gut! Gefällt's ihm nicht, nun so hat man gethan, was man thun konnte."

Hierauf erging ein Befehl des Königs, daß zwölf Große des Landes, jeder von einem Maler begleitet, abreisen und sich über die Welt vertheilen sollten: einer da-, der andere dorthin!

Einer der zwölf nun, es war der Fürst von Butera, nimmt sich einen guten Maler, ruft seine Diener, sitzt zu Pferd und reist noch selbigen Tages ab. Wie er unterwegs ist, kommt ein böses Wetter mit Regen und Wind, vor lauter Nebel verlieren sie die Straße und finden sich mit einem mal in einem dichten Walde. Die Diener verlieren sich von ihrem Herrn, und dieser irrt allein mit dem Maler weiter. Wie sie an das Ende des Waldes kommen, sehen sie einen Alten, der hackt di Erde, und der Fürst ruft ihm zu:

„Sei gegrüßt, du Mann der Erde!"

Worauf der Alte antwortet:

„Willkommen, Mann der Kriegsbeschwerde!"

„Was machen die Zwei?"

„Bald gehn sie zu Drei."

„Und die aus der Weite?"

„Sind kurz, mir zu Leide."

„Auf den Bergen liegt Schnee?"

„Zeit wär' es, meine ich, mehr als je."

Dann legt der Alte die Hacke weg und führt den Fürsten und den Maler nach seiner Hütte. Drinnen saß die Tochter und webt, und der Fürst ruft ihr beim Eintreten zu: „O Mädchen, das Leinen webet ...."

Sie antwortet: „O Ritter, sieh, was dir schwebet!"

Und der Vater fragte sie: „Wo ist die Mutter?“

Das Mädchen antwortet: „Sie ging zu zeigen das Licht der Welt einem, der's nie noch gesehen hat.“

„Und deine Großmutter?“

„Erweiset einem Ehren, der keine mehr empfangen kann.“

„Und was machst du?“

„Ich lasse tanzen, ohne zu spielen.“ — *

Dann sagt der Vater zum Fürsten: „Ihr müßt Euch begnügen mit dem, was Ihr zu essen findet, wenig genug.“ Die Mutter und die Großmutter kamen nach Hause, und man setzt sich zu Tische. Während sie aßen, flüstert der Prinz dem Maler zu: „Wenn deren Bauch spräche, so wäre sie wol eine Frau für den Königssohn, denn sie hat keinen Makel.“ Darauf ging man zur Ruhe. Die Mutter des Mädchens hatte aber vergessen, dem Fürsten den Zunder zurechtzulegen; wie er nun in der Nacht aufsteht, die Kerze anzuzünden, tastet er vergeblich danach umher. Er sucht und sucht und geräth im Dunkeln auch in das Zimmer des Mädchens, und beim Herumfühlen tastet er unversehens auf ihren Leib. Er erschrickt, denn der Bauch fängt alsbald an zu sprechen: „Rühr' mich nicht an, ich bin des Königs!“ Er zieht die Hand zurück und streift ihn wieder, und nochmal ertönt's: „Ich hab's dir gesagt: rühr' mich nicht an, ich bin des Königs!“ Der Fürst geht zum Maler zurück,

* Dies ureinfache Räthselspiel bezieht sich anfangs auf die Beine (die Zwei), den Stock (zu Drei), die weitsichtigen, dann kurzsichtigen Augen und die weißen Haare des Alten. Die Mutter ist Kindsfrau, die Großmutter Bestatterin, die Tochter webt.

weckt ihn und sagt: „Wißt Ihr, was ich gefunden? Drinnen liegt ein Mädchen, das redet mit dem Bauche.“ — „Was?“ rief der Maler, „die müssen wir morgen malen und das Bild dem Könige bringen.“

Wirklich wird am andern Morgen das Bild gemacht, dann verabschieden sie sich von den Leuten und der Fürst sagt: „Lebt wohl, in ein paar Tagen werden wir uns wiedersehen.“ In der nächsten Herberge machte der Maler sein Bild fertig, der Fürst band es sich an den Hals und so ritten sie bald der Heimat zu. Nach und nach kamen auch die übrigen Edelleute mit den Malern zurück, und wie sie alle beisammen waren, stieg der König auf den Thron und berief seine Räthe. Elf Bilder hatte der Königssohn gesehen, keins wollte ihm gefallen, an jedem entdeckte er irgendeinen Fehler. Da tritt der Fürst von Butera hervor und spricht: „Mein Herr, so Euch auch dieses Bild misfällt, gibt es keine Frau für Euch.“ Er verbeugt sich und überreicht ihm das Bild, das er am Halse hatte. „Ja“, rief der Königssohn, „diese mag mir wohl gefallen, aber spricht ihr der Bauch?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Nun dann wird diese meine Gemahlin.“

Nun bereitete man prächtige Kleider, vier Galakutschen, und zwölf Mädchen wurden als Brautjungfern berufen. Darauf zog man aus, der Fürst, die Mädchen und die Diener, die Erkorene abzuholen. Der Alte sah die Wagen kommen, daß sie aber kamen, seine Tochter zu holen, daran dachte er nicht. Sie halten vor seiner Thür, der Fürst steigt heraus, verneigt sich vor dem Mädchen und verkündet ihr, der Königssohn wolle sie zu seiner Frau haben. Gleich auch kleiden die Kammerfrauen sie an, kämmen und schmücken sie prächtig und

heben sie in den Wagen. Sie weint vor Glück, umarmt weinend Vater und Mutter und reist ab.

Im Schlosse erwartete sie der König, die Königin und deren Sohn. Dieser bietet ihr den Arm und führt sie in den Saal, wo ein großes Fest gefeiert ward. Ehe er zu Bett geht, sagt er noch zu seiner Mutter: „Königliche Mutter, wenn meine Braut heut Abend schläft, berührt ihr, ich bitt' Euch, den Bauch, damit ich Gewißheit habe, daß dieser spreche." Die Königin versprach es ihm. Sie tritt auch nach Mitternacht, als das Mädchen in festem Schlummer liegt, in die Kammer und berührt leise ihren Bauch. Alsbald tönt es: „Rühr' mich nicht an, ich bin des Königs." Sie zieht die Hand zurück, geht zum Sohne und sagt: „Sei zufrieden, was du suchtest, hast du gefunden." So wurde am andern Tage die Hochzeit gefeiert. —

Nun waren in dem Lande des Königs zwei Kaufleute, die waren Gevattern und liebten sich einander von Herzen. Einer derselben besaß eine schöne Stute, die war tragend. Zu dem kommt der andere, bittet ihn und sagt: „Gevatter, ich muß über Land, wollt Ihr mir nicht Euere Stute vor den Wagen leihen?" Der gibt sie ihm gern, er spannt an und fährt fort. Wie er unterwegs Herberge macht, wirft die Stute im Stalle ihr Füllen. Er wartet noch zwei Tage und kehrt dann wieder nach Hause zurück. Hier angekommen, führt er die Stute in den Stall des Gevatters, das Füllen behält er bei sich.

Der Knecht sieht die Stute, läuft und berichtet seinen Herrn. „Wie", ruft dieser, „sollte mein Gevatter wirklich so schlecht an mir handeln?" Er glaubt es nicht, geht zu dem andern und sagt: „Wär' es möglich, daß

solche Geschichten zwischen zwei Gevattern geschehen konnten?“ — „Was willst du denn eigentlich?“ fragt der andere, „nicht deine Stute, sondern mein Wagen hat das Fohlen bekommen, darum ist es mein. Glaubst du's nicht, so verklage mich.“ Sie gehen zum Schulzen, vor den Richter: der Besitzer der Stute hat unrecht. Sie gehen vors Tribunal: er hat unrecht. Aus Zorn ruft er da: „Wie, dieser Schurke von Gevatter soll beweisen, daß Weiß Schwarz, Recht Unrecht sei? Jetzt geh' ich zum König!“ Er geht in das königliche Schloß und findet den Königssohn. Er wirft sich vor ihm nieder und ruft: „Gnade, o Herr! Höret meine Geschichte und urtheilt selbst.“ Aber auch der Königssohn gibt ihm unrecht.

Da rauft er sich die Haare und beim Hinabgehen weint er bitterlich. Das hört die junge Königin, sieht ihn und begehrt zu wissen, warum er weine? Er erzählt ihr unter Thränen seine Geschichte, und sie sagt: „Gräme dich nur nicht, sei still und unbesorgt. Besuche mich durch jene geheime Treppe, droben werde ich dir sagen, was du zu thun hast.“ Da wurde er ruhig, ging zu der jungen Königin, das ist die, welcher der Bauch redet, die sagte ihm: „Heut Mitternacht mußt du vor das Schloß laufen und um Hülfe rufen, so laut du nur immer kannst, immerzu und immerzu. Die Wachen werden herzulaufen, der Königssohn wird ans Fenster kommen und dann läßt er dich auch hinaufholen. Dann geh' nur, und fragt er dich, was da los sei, so antwortest du: «O, Herr, die Fische kommen aus dem Meere und klettern die Berge hinan!» Da wird er sagen: «Wie ist das möglich?» Und du antwortest:

«Gerade so möglich, als wenn ein Wagen ein Fohlen wirft», und dann schau, wie die Sache endet."

Wie der König auf der Straße so gar jämmerlich Hülfe! Hülfe! schreien hörte, läßt er den Schreier zu sich in den Palast kommen und fragt ihn: „Was hast du? Was fehlt dir? Ist Gefahr im Anzuge? Rede!" Der andere sagt: „O, Herr, wir sind verloren! Die Fische kommen aus dem Meere und klettern auf die Berge!" Der Königssohn antwortete: „Dummes Zeug, wie ist das möglich?" — „Und wie ist es möglich, daß ein Wagen ein Fohlen wirft?" Wie der Königssohn dies hörte, sprach er: „Es ist gut, das Fohlen gehört dir ... aber du hast mit meinem Kalbe gepflügt, dieser Speichel kam nicht aus deinem Magen."

Kaum dämmerte der Tag, so weckte er die junge Königin und sagte: „Höre, weil du dich in meine Geschäfte gemengt hast, so müssen wir uns trennen. Nimm dir aus dem Schlosse, was dir gefällt, und gehe deiner Wege." — „Herr", antwortete sie ihm, „Ihr müßt mir einen Monat Zeit lassen." — „Meinetwegen auch das noch!"

Nun läßt sie viele Arbeiter rufen: Maurer, Schmiede, Tischler und Maler, und befiehlt ihnen, ihr in vier Wochen einen Palast zu bauen, anders wie dieser, doch diesem gegenüber. Pünktlich wurde der Palast fertig, und am Vorabende des Tages, wo sie das Schloß verlassen sollte, bat sie ihren Gemahl, noch einmal mit ihm speisen zu dürfen. Wie er zusagt, mischt sie ihm einen Schlaftrunk in den Wein, sodaß er nach kurzer Zeit fest eingeschlafen ist. Darauf läßt sie ihn in den neuen Palast hinübertragen.

Wie er am andern Morgen erwacht, weiß er nicht,

wo er ist, und kann sich gar nicht zurechtfinden. .Er meint zu träumen und schläft wieder ein, beim Erwachen war es aber noch immer dasselbe. Zuletzt ruft er seine Frau: „Heda, wo sind wir?“ Gleichzeitig gedenkt er seines Befehls und wie die Frist abgelaufen, und fragt sie: „Bist du noch immer hier?“ Sie antwortet: „Wie so denn: immer noch hier? Sagtest du nicht, ich dürfe das mit fortnehmen, was mir gefiele? Du gefielst mir aber am besten und so habe ich dich mit fortgenommen: du bist bei mir.“ Da lächelte der Gemahl und sagte: „Du hast recht. Zuerst hast du mich mit der Stute angeführt, jetzt mit dem Palast. So höre meinen Vorschlag: nimm du Krone und Scepter und regiere das Reich ganz nach deinem Gutdünken, denn du hast, wie ich jetzt einsehe, Verstandes genug, dich und andere glücklich zu machen.“ Und so geschah es.

Gewonnen.

Es lebte einmal eine Alte, welche eine schöne Enkelin hatte. Sie waren so arm, daß sie nur von den Spenden guter Leute lebten, darum hieß auch das Mädchen Arm-Schönchen. Eines Tages kam ein Marktschreier ins Haus und zwar einer von denen, die die Leute glauben machen, daß sie die Zukunft prophezeien können, womit sie armen Frauen das Geld aus der Tasche locken. Er machte sich auch an Arm-Schönchen und überredete sie, sich von ihm weissagen zu lassen. Das arme Mädchen hatte aber nichts, was sie ihm geben konnte, als die Decke vom Boden, und da der Marktschreier damit zufrieden war, reichte sie ihm ihre Hand dar. Er machte das Kreuz hinein und sagte ihr, sie werde dereinst den Sohn des Königs zum Gemahl bekommen. Arm-Schönchen lachte der sonderbaren Weissagung, doch blieb sie ihr im Sinne haften und sie bewegte sie in ihrem Kopfe hin und her.

Das Haus des Mädchens stand aber nicht weit vom Schlosse des Königs, und an demselben Tage, wo ihr die Weissagung geworden, schaute der Königssohn zum Fenster heraus, lachte und sprach:

Deine Decke, die hast du verloren,
Der Königssohn ist dir nicht erkoren.

Arm-Schönchen antwortete: „Wir wollen's abwarten.“

Dieser von oben und jener von unten,
Im Königssohn hab' ich den Bräut'gam gefunden.
Ich hoffe zu Gott im Himmel droben,
Zur Königin werd' ich noch erhoben.
Ich hoffe auf Gott zu allen Zeiten,
Der Königssohn wird mir einst wandeln zur Seiten.

Der Königssohn lachte zwar, aber ein Funke war ihm ins Blut gefallen und der wollte nicht auslöschen.

Wie die Alte nach Hause kam und die Decke nicht mehr vorfand, raufte sie sich die Haare und schrie gar jämmerlich, sodaß ihr der Königssohn, um sie zu beruhigen, eine von den seinen ins Haus tragen ließ. Acht Tage vergingen, und der Königssohn dachte an weiter nichts, als Arm-Schönchen zu necken, indem er ihr jeden Tag dasselbe Verschen vorsagte. Dabei war aber jenes Fünkchen in seinem Herzen ein Feuer geworden, das hoch emporlohte und nicht mehr zu löschen war. Da kam seine Mutter, welche die Geschichte mit angehört hatte, auf den Gedanken, ihn zu verheirathen, denn die Neckerei mit Arm-Schönchen mußte ein Ende nehmen. Sie sprach mit dem Sohne, und der Sohn versprach, ihr zu Willen zu sein, so sie ihm ein Mädchen brächte, das Arm-Schönchen gliche. Da war nun freilich guter Rath theuer, dennoch meinte sie einen Ausweg finden zu können.

Sie besprach die Heirath mit einer Königstochter und ließ diese zu sich ins Schloß kommen, darauf berief sie die Alte und sagte ihr, sie wolle Arm-Schönchen haben, um sie mit dem Königssohn zu vermählen an Stelle der wahren Braut, wenn auch nur auf eine

Stunde, weil er eine Braut gewollt, die dem armen Mädchen völlig gliche. Die Alte theilte der Enkelin das Spiel mit, und die war bereit hinzugehen. Prächtig gekleidet stellte sie sich am nächsten Abend dem Königssohne vor, der sie für die Prinzessin hielt und, weil sie das gewünschte Gesicht hatte, heirathete.

Arm-Schönchen machte aber keine Anstalten, sich in die Brautkammer zurückzuziehen, sie kannte den Befehl der Herrscherin, sich bei passender Gelegenheit zu verstecken und die Königstochter hineinhuschen zu lassen, welche die wahre Braut sein sollte. Der Königssohn ahnte nichts von dem Betruge, erst wie er in die Brautkammer trat, merkte er, was geschehen war. Da schrie er so laut er konnte: „Verrath! Verrath!“ Die Dienerschaft kam herbeigelaufen, Arm-Schönchen wurde aus ihrem Versteck gezogen, und die Königin-Mutter hatte das Spiel verloren. Sie machte aber eine gute Miene dazu, gab ihnen ihren Segen, und so wurde der Spruch Arm-Schönchen's wahr:

> Ich hoffe auf Gott zu allen Zeiten,
> Der Königssohn wird mir einst wandeln zur Seiten!

Pappelröschen.

Es war einmal ein Fürst, der hatte eine Tochter, in die er ganz vernarrt war. Das Mädchen war von der sanften Art, sie liebte nicht Feste und Vergnügungen, sie liebte einzig einen Rosenstock. Dieser Rosenstock trug jedes Jahr eine Rose und im Kelche derselben erwuchs ein Samenkorn. Eines Tages hatte sie nicht Acht gegeben: es fliegt ein grüner Vogel herbei, setzt sich auf die Rose, pickt den Samen auf und schwingt sich auf und davon. Das Mädchen beginnt zu weinen und klagt: „Wehe mir! Welches Unglück! Der grüne Vogel hat den Rosensamen geraubt, ich muß den grünen Vogel haben! Ich muß den grünen Vogel haben!“ Der Vater, der vor Liebe zu seiner Tochter gar nicht wußte, was er thun sollte, rief eilig seine Räthe zusammen, und einer der Weisen sprach: „Der grüne Vogel wird sicher wiederkommen, dann stellt man ein Netz. Sobald er sich zeigt, wird er gefangen, und alles ist gut.“ Die Diener stellten das Netz bei der Rose, und das Mädchen lauschte versteckt. Da fliegt er herab, kommt näher, sieht aber das Mädchen und ruft: „Weh, weh! Ich komme nicht wieder!“ Und im Fortfliegen noch: „Weh, weh! Er kommt nicht wieder!“ Das Mädchen streckte die

Arme aus und rief: „Ich will den grünen Vogel haben! Den grünen Vogel!“ Doch das war vergebens, niemand konnte ihr den Vogel verschaffen.

Jetzt ließ sich das Mädchen ein Pilgergewand fertigen, hären und zwei Muscheln auf der Brust, nahm einen schwarzen Stab zur Hand und ging zur Hinterpforte des Palastes hinaus. Sie wandert und wandert, überschreitet Berge und Thäler und hat viele Abenteuer. So kam sie eines Abends schon ganz im Finstern vor eine Einsiedelei. Sie bietet dem Einsiedler durch die Thür ihren Gruß, und der ruft erschreckt: „Alle guten Geister ...“, und fängt an, sie zu beschwören. „Was thut Ihr da, meine Seele ist getauft und gefirmelt gleich der Euern“, sprach, ihn beruhigend, das Mädchen. Der Einsiedler fragte sie: „Was hast du in diesem Walde zu suchen?“ — „Mein Vater“, antwortete sie, „beging eine Sünde und ich büße für ihn. Aus Barmherzigkeit gebt mir einen Bissen Brot und Herberge für die Nacht!“ Das gab ihr der Alte gern. Das Mädchen aß, trank und legte sich auf das Moos der Einsiedelei. In der Frühe weckte sie der Eremit, sie beteten zusammen, und als sie weiter gehen wollte, schenkte er ihr ein Stücklein Wachs und sprach: „Nimm dies, meine Tochter, das dient dir, wenn du es brauchst.“ So wanderte sie ihre Straße weiter und kam im Dunkelwerden wieder an eine Einsiedelei. Sie rief vor der Thür: „Gruß im Namen Jesu und Mariä.“ Aber der Einsiedler erschrak doch und sprach: „Im Namen Gottes beschwöre ich dich!“ — „Beschwört mich nicht! Warum? Ich bin getauftes und gefirmeltes Fleisch wie Ihr.“ — „Meine liebe Tochter, was machst du zur Nachtzeit in diesem schrecklichen Walde, zwischen wilden Thieren und giftigem Ge-

würm?" — „Ach, Vater", antwortete das Mädchen, „ich habe eine große Sünde begangen und gehe, sie zu büßen. Doch gebt Ihr mir etwas zu essen?" Sie ißt, trinkt und geht dann zur Ruhe. Am andern Morgen verrichten sie in Gemeinschaft das Gebet, und wie sie weiter zieht, gibt ihr der Alte ein Stücklein Schnur und sagt: „Meine Tochter, nimm dies, das dient dir, wenn du es brauchst."

Endlich erreicht sie eine Stadt und sieht den königlichen Palast ganz mit Trauerflören umhängt. Sie fragt die Wache am Thor, was es da gebe, und die antwortet: „Es ist große Trauer, denn der Sohn der Königin ist verschwunden und man weiß nicht wohin." Da sagt das Mädchen: „Geht und bittet die Königin um ein Obdach für eine müde Pilgerin." Die Wache geht und die Königin läßt sie eintreten. Sie sieht das Mädchen und sagt verwundert: „So klein lauft Ihr in der Welt herum, wozu das?" — „O, Frau Königin", antwortet das Mädchen, „ich beging eine große Sünde und muß jetzt sieben Jahre lang Buße thun." — „Bleibe bei mir!" bat sie die Königin. „O nein, Frau Königin", antwortete die Kleine, „ich muß weiter, doch bitte ich Euch, mir zum Abschiede ein Andenken zu gewähren." — „Wähle!" sagte die Königin und ließ sie alle ihre Kostbarkeiten, Kleinode und Ringe sehen. Die Pilgerin sah einen kleinen Ring mit einem Demant drin, wählte diesen und sprach: „Dies sei das Angedenken." Den aber wollte die Königin just nicht entbehren und meinte: „Wähle alles andere und laß mir den Ring, ihn kann ich dir nicht geben, er kommt von meinem Sohne." Sie redeten hin und her, das Mädchen bestand auf seiner Wahl und versprach der Königin: „Wenn Ihr mir den laßt, so kehre ich sicher zurück." Auf dieses Versprechen

hin gab die Königin endlich nach und ließ ihr den Ring. Mit drei der Angedenken: dem Wachs, der Schnur und dem Ring, in der Tasche reiste das Mädchen weiter.

Sie kommt an einen Berg, an dessen Fuße sitzt ein kleiner Sklave, den fragt sie um ihren Weg. Wie er hört, daß sie Obdach suche, sagt er: „Steige hier die Hälfte des Berges hinan, dort wirst du einen Palast finden, klopfe nur an, man wird dir aufthun.“ Sie erreichte den Palast, hörte aber beim Anklopfen die Stimme der Hexe von drinnen und erschrak gar sehr. Die Thür öffnet sich langsam und heraus tritt ein gewaltiger Riese, der war so groß, daß sie ihn anzuschauen den Kopf weit zurückbiegen mußte, der fuhr sie an: „Was willst du hier, du Dingelchen, du? Wenn dich die Hexe hört, frißt sie dich mit Haut und Haar.“ Und da war auch schon die Hexe da, ein langes, dünnes Weib, das nur von Menschen, Schafen, Ziegen, Ochsen lebte, die sie wie Pfefferkuchen fraß. Die bückt sich und fragt: „Was willst du hier? Ei, setzt mir doch einmal den Kessel bei, ich will mir schnell ein Süppchen machen.“ Der Riese bittet für das Mädchen und sagt: „Laßt das junge Blut heut Abend in Ruhe. Laßt mir das Pappelröschen gehen.“ Er nannte sie Pappelröschen, weil sie so schlank und fein war wie diese Gartenblume.

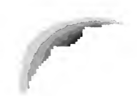
Am andern Morgen, ehe die Hexe fortging, rief sie das Mädchen und sprach: „Pappelröschen, putze mir die Kessel, ich gehe aus mir Speise zu suchen. Komme ich zurück und du bist nicht fertig, zerschmelze ich dich im Tiegel zu Fett.“

Des Kupfers war aber sehr viel, und wenn das Mädchen auch wie ein Bär gearbeitet hätte, nicht in zwei Tagen würde sie es fertig gebracht haben. Darum

lehnte sie sich an das Fenster und weinte gar bitterlich. Plötzlich sah sie auf der Halde drüben den grünen Vogel, auch der Riese sah ihn und sagte: „Jetzt kannst du Hülfe haben.“ Er ging hinab und erzählte dem Vogel den Kummer des Mädchens, der rief: „Hat sie denn nicht das Stücklein Wachs? Das werfe sie ins Feuer, und was sie braucht, wird ihr werden.“ Pappelröschen wirft das Wachs ins Feuer, und augenblicks erscheinen eine Menge Riesen, die greifen in das Kupferzeug hinein: dieser nimmt einen Kessel, ein anderer einen Tiegel, jener einen Topf und so fort, und fangen an zu putzen und zu scheuern, daß das ganze Kupfer in einem Hui! geputzt war und spiegelblank an der Wand hing. Was aber sollte nun mit den Riesen geschehen, die jetzt, die Hände im Schos, herumsaßen? Auch hier wußte der grüne Vogel Rath, er trug dem Riesen auf: das Mädchen solle das Feuer ins Wasser werfen und sie werden verschwinden. Und sie verschwanden.

Wie die Hexe nach Hause kam und das blank gescheuerte Kupferzeug sieht, sagte sie: „Pappelröschen, das riecht nach fremdem Schweiß! Morgen werden wir uns weiter sprechen.“ Sie befahl dann den Knechten, dem Mädchen eine Keule zu geben von einem Ochsen, den sie eben geschlachtet. Die warf Pappelröschen zum Fenster hinaus, sie mochte sie nicht anrühren. Und wieder erblickt sie den grünen Vogel, der in zierlichem Fluge vor ihr herumschwebte, hüpfte und sprang.

Am nächsten Morgen rief die Hexe: „Pappelröschen, heute sollst du alle unsere Betten, Decken und Ueberzüge auftrennen, waschen und wieder füllen. Ich gehe indessen meinen Tagesbedarf zu holen, komme ich zurück und du bist nicht fertig, schneide ich dich in Kochstücke.“



Sie ging, und die Aermste blieb weinend zurück. Der Riese fragt sie um ihre Thränen, und sie erzählt ihm ihr Leid. Da geht der Riese wieder zum grünen Vogel, und der läßt ihr rathen, sie solle den Faden abwickeln, den sie habe, und es werde alles gut gehen. Sie wickelt den Faden ab, und es erscheinen eine Menge Arbeiter: einer trennt auf, ein anderer nimmt die Wolle heraus, dieser stäubt sie aus, jener wäscht sie und so fort, bis das Ganze vollendet war. „Was aber fange ich nun mit den Arbeitern an?" fragte das Mädchen. Der Riese, der den grünen Vogel auch darum befragte, erfuhr von diesem, sie brauche den Faden nur zu verbrennen und sie werden verschwinden. Wirklich geschah es so. Und als die Hexe kam und fragte: „Sind die Betten bereit?" zeigte ihr das Mädchen die fertige Arbeit. Sie hörte die gleiche Rede der Hexe und empfing zum Abendbrot ein halbes Schaf, das sie wieder aus dem Fenster warf.

Andern Tages zeigte ihr die Hexe eine große Kiste voll Leinwand und sprach: „Diese Leinwand mußt du mir zu Hemden schneiden, nähen, waschen und bügeln. Wirst du nicht fertig, so röste ich dich wie einen Fisch." Der Riese fand Pappelröschen weinend, errieth ihre Gedanken und ging zum grünen Vogel, der sagte: „Das ist meine letzte Hülfe, weiteres kann ich nicht thun. Jetzt soll sie den Ring der Königin nehmen, den Demant herauslösen und ihn in die Sonne legen, da wird ihr alles, was sie wünscht." Da kommen große Frauen herbei, schneiden die Leinwand, nähen, bügeln und die Arbeit ist im Handumdrehen vollendet. Und wie sie auf des Vogels Rath den Stein wieder in das Gold fügt, verschwinden auch die Frauen. Da ist auch die Hexe

wieder da mit einem todten Stier auf dem Nacken, den sie an diesem Tage gefangen. Noch keuchend rief sie: „Pappelröschen, wo sind die Hemden?“ Das Mädchen zeigte ihr die fertige Arbeit, und die Alte sagte: „Das riecht nach fremdem Schweiße. Sorge dich nicht, morgen mußt du doch sterben!“

Am nächsten Morgen fliegt der grüne Vogel herein, die Hexe ruft: „Vogel bist du, Mensch werde!“ Und da wurde der Vogel zum Menschen, der sprach zu der Hexe: „Warum willst du Pappelröschen tödten?“ Sie wurde aber grob und sprach: „Was scherst du dich darum? Marsch, packe dich fort!“ Darauf ruft sie den Riesen herbei und befiehlt ihm, das Mädchen unter die wilden Ziegen zu stoßen, daß diese sie umbringen. Der Riese packt sie auch beim Halse und trägt sie hinunter, begegnet aber dem grünen Vogel, welcher ihm einen Stab gibt und sagt: „Nimm diesen Stab, sobald du an der Halde bist, schlägst du den Boden damit, so wird ein grünes Kornfeld hervorsprießen, woran den Ziegen der Hunger vergeht.“ Der Riese kam zu den Ziegen, die rochen kaum das Menschenfleisch, als sie in großen Sprüngen herbeieilten, das Mädchen zu fressen. Kaum schlägt aber der Riese mit dem Stabe auf den Boden, so schießt eine Kornsaat hervor, ein paar Ellen hoch, und jetzt stürzen sich die Ziegen auf diese. Acht Tage war Pappelröschen bei der Heerde, da kommt die Hexe nachzusehen. Ehe sie aber die Ziegen erreichte, mußte sie an einem Hirten vorüber, der mit seiner Tochter die Schafe hütete. Als diese Tochter sie kommen sah, rief sie: „Wartet, Mutter Hexe, ich habe etwas für Euch!“ Schnell schlachtet sie Schafe und Böcklein, bratet sie an einem großen Feuer, trägt zwölf große

Brote herbei und ein Faß Wein und bereitet der Hexe ein großes Mahl. Die verschlang alles und hätte noch mehr verschlungen, denn ihr Magen hatte keinen Grund. Die Güte des Mädchens nun hatte sie gerührt, und sie sprach: „Niemand noch hat dies Mitleid mit mir gehabt, du bist ein gutes Mädchen und sollst dafür die Frau meines Sohnes werden.“ Sie trug das Mädchen nach Hause, setzte es vor ihrem Sohne nieder und sagte: „Hier, mein Sohn, ich habe dir deine Frau mitgebracht.“ Der grüne Vogel sprach: „Gut, Mutter, aber weißt du, wenn Pappelröschen noch am Leben ist, lassen wir sie holen, sie als Magd zu halten.“ Die Mutter war einverstanden, und das Mädchen kommt zurück. Wie die Hexe fort war, nimmt der grüne Vogel den Ring des Befehls und sagt: „Geschwind eine dicke Fackel und in dem Leibe derselben Pulver und Blei, damit die Zimmer der Hexe in die Luft gesprengt werden.“ Darauf gab die Hexe dem Sohne die Schäferin zur Frau, und Pappelröschen mußte jene Hochzeitsfackel halten. Als die Fackel bis zu einem gewissen Punkte herabgebrannt war, bat der Bräutigam die Braut: „Halte du mir sie jetzt einen Augenblick und geh' damit zu meiner Mutter!“ Bei dieser angekommen, platzt die Fackel, und der Riese, Pappelröschen und der Jüngling entfliehen. Die Hexe war aber nicht todt, sie hatte sich bald aus der Betäubung aufgerafft und machte sich jetzt daran, die Fliehenden zu verfolgen, um sie zu erwürgen. Pappelröschen dreht in ihrer Angst den Ring und wünscht sich und ihren Gefährten in einen kupfernen Thurm, sodaß, wie die Hexe ankam, sie ihnen nichts anhaben konnte und sich vor Zorn in die Hände biß. Und wieder dreht Pappelröschen den Ring und befiehlt, daß die Alte massives

Gold werde und zwanzig Ellen tief in die Erde verschlagen sein solle. Und es geschah. Darauf wünscht sie einen schönen Palast herbei mit Dienern, Pferden und Wagen, mit Gold- und Silberzeug — und siehe, auch der stand sofort zur Stelle. Jetzt kleidet sie sich als Königin und geht in den Trauerpalast jener Königin, läßt die Trauerflöre wegnehmen, und wie sie die Königin darob befragt, antwortet sie: „Kennt Ihr mich nicht mehr, Frau Königin?“ Die Kammerzofe erkannte sie sogleich und rief: „Das ist ja die kleine Pilgerin!“ Nun erinnerte Pappelröschen die Königin an alles, da ward die Freude groß, noch größer aber, wie sie erfuhr, daß ihr Sohn aus den Händen der Hexe befreit und am Leben sei, denn die Königin war seine rechte Mutter.

Pappelröschen drehte den Ring noch einmal, und eine Schar Riesen kam herbei, die gruben die Gold gewordene Hexe aus der Erde, luden sie auf einen Wagen, spannten funfzig Joch Ochsen davor und fuhren sie vor den Palast der Königin. Dort wurde ein großes Fest gefeiert, das war die Hochzeit des Königssohnes und Pappelröschen's. So wurde aus dem Trauerpalaste ein Haus der Freude.

Die Elster.

Es wird erzählt von einem Herrn, der hatte eine Elster. Diese diente ihm im Hause und that alles, was er ihr befahl. War aber der Herr ausgegangen, so eilte sie in den Garten des Nachbars, gegenüber dem Hause ihres Herrn, und aß die Feigen von den Bäumen, die darinnen standen. Sie besaß einen Zauber, denn immer wenn sie in den Garten ging, schüttelte sie zuvor alle ihre Federn ab und wurde ein schönes Fräulein. Dann kam sie zurück, nahm ihr Federkleid wieder und war eine Elster wie zuvor, bereit ihrem Herrn zu dienen. Rief er sie, so flog sie geschwind herbei und setzte sich ihm aufs Knie, und das war seine Freude.

Einstmals kommt der Herr nach Hause, findet die Elster nicht, findet aber die Federn auf dem Stuhle. Er ruft, niemand antwortet. Da merkt er, daß hier ein Zauber walte, und verbrennt alle Federn. Jetzt kommt das Fräulein zurück, sieht ihre Federn nicht mehr und erschrickt. Da tritt der Herr vor und ruft: „Also du warst die Elster? Wenn die Dinge also stehen, will ich dich wol zu meiner Frau nehmen.“ Und so geschah es, sie heiratheten sich, und er hat es nie bereut, die Elster zur Frau zu haben.

Märchen gesagt und Märchen gesungen,
Erzählt jetzt das eure, denn mein's ist verklungen.

Das Märchen von der jungen Gräfin.

Man singt und sagt: Es war einmal ein Graf, reich wie das Meer, und glücklich, denn er hatte ein Schwesterlein, das war so schön, daß es gar nicht zu sagen ist, und war jung an Jahren. Er liebte sie so sehr und wünschte, daß kein Mensch sie sähe und niemand sie kenne, darum hielt er sie fest in dem Palaste eingeschlossen. Dort plagte sie die Langeweile; beobachtet und eingesperrt wie ein Hund, vermochte sie es nicht mehr auszuhalten. An den Palast des Grafen stieß aber das Schloß des Königs, und wie es Nacht war, bohrte sie ganz leise ein Loch unter einem Bilde in die Mauer, und siehe, das Loch endigte im Zimmer des Königs unter einem andern Bilde, sodaß niemand weder von der einen Seite noch von der andern etwas merken konnte.

Eines Nachts nun hebt sie das Bild ein wenig auf und sieht neben dem Königssohne, der auf seinem Lager ausgestreckt war, einen angezündeten zierlichen Kronleuchter. Da fragt sie leise:

Goldner Leuchter, Silberleuchter, sag' mir doch:
Schläft der Sohn des Königs, oder wacht er noch?

Und der Leuchter antwortet:

Schönes Fräulein, schöne Maid, tritt sicher ein,
Denn er schläft, magst ohne Fürchten sein.

Da trat sie ein und legte sich leise zur Seite des Königssohnes nieder. Wie der erwachte, umarmte er sie und küßte sie und sprach:

Schönes Mädchen, sag', wer bist du, wer?
Und aus welchem Lande kommst du her?

Da lachte sie mit ihrem silbernen Stimmchen und antwortete:

Königssohn, Ihr fragt mich da vergebens,
Schweiget stille und genießt des Lebens.

Da er aufs neue erwachte und seine schöne Göttin nicht mehr fand, kleidete er sich eilend an und rief alle Räthe zusammen und erzählte ihnen die Geschichte, so da geschehen war, und fragte: „Jetzt sagt mir, was muß ich thun, um sie zu halten?" — „Heilige Krone", antworteten die Räthe, „wenn Ihr sie umarmt, bindet Euch ihre Haare an Euerm Arme fest; will sie dann fort, muß sie Euch ja wol aufwecken."

Die Nacht kommt und mit ihr die junge Gräfin. Wieder fragt sie:

Goldner Leuchter, Silberleuchter, sag' mir doch:
Schläft der Sohn des Königs, oder wacht er noch?

Und der Kronleuchter antwortet:

Schönes Fräulein, schöne Maid, tritt sicher ein,
Denn er schläft, magst ohne Fürchten sein.

So schlüpft sie hinein und legt sich wiederum leise neben den Schlafenden nieder. Wie er erwacht, fragt er:

Schönes Mädchen, sag', wer bist du, wer?
Und aus welchem Lande kommst du her?

Da lacht sie heimlich und spricht:

Königssohn, Ihr fragt mich da vergebens,
Schweiget stille und genießt des Lebens.

So schliefen sie ein; vorher aber hatte der Königssohn die schönen Haare der jungen Gräfin um seinen Arm gewickelt. Da nimmt die Gräfin eine Schere, schneidet das Goldhaar durch und entflieht. Der Königssohn erwacht, findet sich wieder allein und ruft seinen Rath: „Hört, meine Göttin hat mir die Haare zurückgelassen, sie selbst ist verschwunden. Was soll ich thun?" Der Rath sprach: „Heilige Krone, bindet ein Ende der Goldkette, die sie am Halse trägt, um Euern Hals, so kann sie Euch nicht entfliehen."

In der nächsten Nacht guckte die junge Gräfin durch das Loch, der Goldleuchter brannte, und sie fragte wieder die gleiche Frage und erhielt die gleiche Antwort. Und wie sie der Königssohn in seinen Armen hielt, wollte er wiederum wissen, wer sie wäre, und wieder wurde ihm die gleiche Antwort:

Königssohn, Ihr fragt mich da vergebens,
Schweiget stille und genießt des Lebens.

Da wand sich der Königssohn ihre Kette um den Hals und schlief ein. Sie aber schneidet die Kette mitten durch und entflieht. Ganz verzweifelt ruft er am andern

Morgen den Rath zusammen und erzählt ihm, wie auch dies Mittel fehlgeschlagen. Da sprach der Weisesten einer: „Heilige Krone, setzt ein Becken mit Safranwasser unter das Bett, so wird sie mit der Schleppe ihres Kleides hineintauchen und muß, wenn sie fortgeht, eine Spur am Boden zurücklassen, der folgt Ihr dann."

Der Königssohn bereitete das Becken mit Safranwasser und legte sich nieder. Um Mitternacht lauschte die junge Gräfin herein und rief:

Goldner Leuchter, Silberleuchter, sag' mir doch,
Schläft der Sohn des Königs, oder wacht er noch?

Und wie sie der Kronleuchter beruhigt, schlüpft sie hinein und legt sich leise neben den Prinzen nieder. Er erwacht, fragt sie wieder nach ihrem Kommen, und sie antwortet wie immer. Als der Königssohn entschlummert war, erhebt sie sich leise und will entfliehen. Da taucht ihre Schleppe in das Becken mit Safranwasser. Sie aber merkt es, windet die Schleppe säuberlich aus und entflieht, ohne eine Spur zurückzulassen.

Und nun kam sie nicht wieder. Vergebens erwartete er sie Nacht für Nacht, sie war verschwunden. Viele Monde gingen hin, da erwacht er eines Morgens und findet neben sich ein rosiges Kindlein liegen, so schön wie ein Engel vom Himmel. Eilend kleidet er sich an und ruft die Räthe zusammen. Die Räthe kommen, er zeigt ihnen das Kindlein und sagt: „Das ist mein Kind! Woran aber erkenne ich jetzt die Mutter?" Der Rath hat geantwortet: „Heilige Krone, laßt verkünden, das Kindlein sei gestorben, laßt es in der Mitte des Domes ausstellen und verordnet, alle Frauen der Stadt

sollen kommen, es zu beweinen. Dann seht wohl, die, welche am meisten weint, ist seine Mutter."

So geschah es. Alle Frauen der Stadt kamen, sagten und klagten etwas und gingen wieder, wie sie gekommen waren. Endlich kommt auch die junge Gräfin. Wie sie das Kind sieht, fängt sie heftig zu weinen an, zerrauft sich das Haar und ruft in einem fort: „Mein Kind, o, mein Kind!"

Weil, ach, gar zu schön ich war,
Schnitt ich durch mein goldnes Haar.
Weil ich meint', die Schönst' zu sein,
Riß mein Kettchen ich entzwei.
Weil zu schön ich mich gedäucht,
Ward mein Saum von Safran feucht.

Wie der Königssohn und die Räthe dies hörten, fingen sie an zu schreien: „Dies ist die Mutter! Diese und keine andere!" Da tritt der Graf mit gezücktem Schwerte hervor und will die Schwester tödten. Aber der Königssohn springt dazwischen und ruft:

Wo ist hier Schmach? Zurück den Stahl!
Schwester des Grafen und Königs Gemahl!

So wurde sie die Gattin des Königs. —

So lebten jene zufrieden im Glück,
Wir aber bleiben leer zurück.

Die Stieftochter.

Es war einmal ein Mann, dem war die Frau gestorben, und nur ein Töchterlein war ihm geblieben. Dieses wollte er nicht allein lassen, und so nahm er, nachdem das Trauerjahr um war, eine zweite Frau, sodaß das Mädchen jetzt eine Stiefmutter hatte. Nicht alle Stiefmütter lieben die Stieftöchter, und diese mochte die ihre nun gar nicht ausstehen und quälte sie, wo sie nur wußte und konnte. So gab sie ihr jeden Morgen eine schwere Arbeit, und essen durfte sie erst dann, wenn sie diese vollendet hatte.

Eines Tages fand ihr Vater auf dem Felde ein Schäfchen, das brachte er seiner Tochter nach Hause, denn er liebte sie gar sehr, obschon er der zweiten Frau nichts davon merken lassen durfte. Das Schäfchen blickte dem Mädchen ins Gesicht und sah, daß es gar abgehärmt und traurig war, da fing es an zu sprechen: „Um die Arbeiten sorge dich nicht mehr, lege sie mir nur zwischen meine Hörner, und alles wird gemacht werden.“ So that das Mädchen, und siehe, die Arbeiten waren in einem Nu vollendet.

Die böse Stiefmutter aber bekam Wind, die Arbeiten waren in einem Ave Maria gemacht, das war

nicht des Mädchens Werk. Sie lauschte und erfuhr, wie die Dinge standen. Wie der Mann abends heimkam, war ihr erstes Wort: „Höre, das Schäfchen muß geschlachtet werden, es soll unser Osterlamm sein.“ Der Mann sagte gar nichts dazu, das Mädchen aber weinte bittere Thränen um das Schaf. Dieses jedoch tröstete und sprach: „Weine nicht, sorge dich auch nicht um mich, sondern laß mich getrost schlachten. Von meinem Fleische issest du keinen Bissen, sammelst aber alle meine Knöchlein und begräbst sie unter dem Fußboden.“

Das Schäfchen wurde geschlachtet, und das Mädchen that so, wie es ihm zuvor geheißen. Nach einiger Zeit kamen zwölf Jungfrauen aus dem Boden, wo sie die Gebeine begraben, die kleideten sie und schmückten sie mit Gold und Silber und führten sie zum Feste des Königs. Als der König dieses Mädchen sah, war er wie geblendet, er sah nur sie und wich den ganzen Abend nicht von ihrer Seite. Als sie wegging, gab er seinen Dienern Befehl, ihr zu folgen, damit er wisse, woher sie komme.

Sie merkte aber, daß ihr die Diener folgten, und löste alsbald ihre Flechten, daß die Perlen auf den Boden fielen und die Diener im Auflesen ihre Spur verloren. Der König wurde ganz zornig, und am nächsten Abend befahl er ihnen bei Verlust ihres Kopfes, den Weg des Mädchens zu finden. Beim Weggehen warf sie diesmal den Dienern ihren Schuh hin und entkam. Die Diener brachten den Schuh zum Könige, der nahm ihn und ließ verkünden: „Diejenige, an deren Fuß dieser Schuh paßt, soll meine Gemahlin werden.“ Kaum wurde dies bekannt, so liefen Frauen und Mädchen von allen

Orten und Enden zum Könige, aber keiner wollte der Schuh passen.

Die Stiefmutter, ihrer Stieftochter einen Hohn zu bereiten, führte diese auch zum Könige. Wie groß aber war ihr Aerger und Erstaunen, als sie sehen mußte, daß jener der Schuh wie angegossen paßte. Und da war auch schon die Musik da und das Hochzeitsfest wurde mit großem Pomp gefeiert.

Sie führten ein gar herrlich Leben,
Uns haben sie nichts davon gegeben.

Der geraubte Schleier.

Da lebte einmal ein Jüngling, der führte schon lange ein recht armseliges Hundedasein und war verzweifelt an sich und der Welt. Eines Tages, wie er so gar nichts zu essen hatte, auch noch keinen Tropfen Wasser getrunken, setzte er sich am Strande des Meeres nieder, zu warten, ob ihm nicht irgendwie das Glück blühe. Wie er so eine Zeit lang gesessen, näherte sich ihm ein Mann aus dem Morgenlande, der sprach: „Was fehlt dir, schöner Knabe, daß du hier sitzest und Trübsal bläsest?" Der Jüngling antwortete: „Was soll ich haben? Hunger hab' ich und nichts zu essen, und alle meine Hoffnung ging schon längst zunichte." — „O, mein Sohn", erwiderte der andere, „sei fröhlich und wohlgemuth, du gehst mit mir, ich gebe dir zu essen und zu trinken, Geld und Gut und alles, was dein Herz nur begehrt." Da erwachte im Knaben neuer Muth und er ging mit dem Fremden. Sie wanderten hierhin und dorthin und kamen zuletzt an den Fuß eines Berges. Dort schlug der Mann mit einem Stabe auf die Erde, diese öffnete sich und hervor kam ein geflügeltes Roß. „Dieses besteigst du", sagte der Mann aus dem Morgenlande zum Jüngling, und dann: „Siehst du den Gipfel

des Berges? Dort finden sich große Schätze an Gold und köstlichen Steinen, mit diesen beladest du das Roß und auf ein Zeichen bringst du sie zu mir."

So geschah es: der Knabe bestieg das Flügelpferd und im Fluge war er droben. Da lagen denn auch die Schätze: Goldbarren, Demanten, Brillanten, in Menge aufgehäuft, daß man sich gar nicht satt daran sehen konnte. Auch der Jüngling stand und staunte, belud aber schnell das Pferd damit, und wie ihm der Mann aus dem Morgenlande das Zeichen gab, setzte er sich darauf und flog hinab. Der Mann lobte ihn ob seiner Kühnheit und schickte ihn noch zweimal hinauf, indem er das letzte mal sagte: „Geh, und was du jetzt findest, ist dein." Er hatte gehorcht und war eben daran, das Pferd zum dritten mal zu beladen, als der Mann das Zeichen mit dem Stocke gibt, worauf das Pferd hier oben und der Mann unten in einem Nu verschwanden. Nun war er oben und konnte nicht mehr hinunter, denn der Berg war hoch. So fing er denn auf gut Glück zu gehen an, hierhin und dorthin, und findet eine Alte, die ihn fragt: „Wohin, schöner Knabe, und was thust du in dieser Gegend?" Darauf erzählt er ihr seine Geschichte und die Tücke des Mannes aus dem Morgenlande. „Genug, genug", rief die Alte, „den Mann kenne ich, jedes Jahr schickt er einen hier herauf und läßt ihn dann oben, unbekümmert um sein Geschick. Komme mit mir, ich mache dich reich und glücklich." Da dachte der Knabe bei sich: „Auch die will mich reich machen; sollte es aber gehen, wie das erste mal, so erwürge ich die alte Hexe."

Sie gingen ein Stück und kamen an einen schönen Brunnen, da sagte sie ihm: „Siehst du diesen Brunnen?

Nun merke wohl auf! Hierher kommen jeden Tag zwölf Tauben, um zu trinken. Nachdem sie getrunken, werfen sie sich ins Wasser und werden zu zwölf schönen Mädchen, so schön wie die Sonne, mit Schleiern vor dem Gesicht. Du hältst dich in der Nähe versteckt und wirst sie miteinander spielen sehen. Wenn sie mitten im besten Spielen sind, entreißest du der Schönsten den Schleier und birgst ihn schnell auf der Brust. Dann aber darfst du dich nicht erweichen lassen, wenn sie bittet und fleht: «Gib mir den Schleier, meinen Schleier gib mir zurück!» Denn wisse, bekommt sie den Schleier, so wird sie alsbald wieder zur Taube, schwingt sich auf und fliegt den andern nach."

So hatte die Alte gesprochen, und der Jüngling verbirgt sich an einer Stelle, wo er nicht gesehen werden konnte, und erwartete in Schweigen den nächsten Tag. Der nächste Tag kam, und wie die Stunde sich nahte, wo die Tauben kommen sollten, hörte er ein Geräusch wie Flügelschlagen, das kam näher und näher, und wie er aufschaut, sieht er einen Flug Tauben. Da bückt er sich und sagt: „Stille, stille, sie sind es!" Die Tauben ließen sich am Brunnenrande nieder, tauchten ihre Schnäblein ein und warfen sich dann ins Wasser und wurden zu zwölf Jungfräulein, so schön, daß sie wie Engel vom Himmel aussahen. Nun begann auch das Spiel voll Anmuth, ein Neigen und Beugen herüber und hinüber, das war eine rechte Lust zu schauen.

Doch der Augenblick war gekommen: kühn springt der Jüngling aus seinem Versteck hervor, entreißt einer der Schönen den Schleier, steckt ihn in ein Kästchen, das die Alte ihm gegeben, und birgt dieses auf der Brust. Da wurden alle Jungfrauen wieder zu Tauben und schwangen



sich in die Luft bis auf eine, die voller Angst hin- und herlief und den Jüngling in einem fort nun bat: „Gib mir den Schleier, gib mir meinen Schleier wieder!“ Er aber antwortete: „Krähe nur, du süßes Hähnchen, dein Stimmchen ist gar zu schön!“ Die Alte hatte ihm auch schon den Weg nach Hause gezeigt, und so kam er wieder zu seiner Mutter. Zu der sagte er: „Liebe Mutter, hütet mir des Mädchens wohl, das rathe ich Euch, käme sie weg, so würde es unser Unglück sein.“ Sie aber beruhigte ihn und sprach: „Schon gut, schon gut! Ist doch niemand hier, der sie fortschicken möchte.“

Das schöne Mädchen blieb jetzt mit der Mutter allein und lag dieser den ganzen Tag in den Ohren mit der Bitte: „Gib mir den Schleier, gib mir den Schleier!“ Endlich hatte die Mutter das Bitten satt und konnte es nicht länger mehr mit anhören. Sie sprach: „Gleichst du mit deinen unausgesetzten Bitten doch einer Schelle ans Ohr gebunden, ich ertrag's nicht mehr, du sollst deinen Schleier haben.“ Sie durchsucht die Truhe und findet ein Kästchen, öffnet es und findet einen Schleier darin. Sie zeigt ihn dem Mädchen: „Vielleicht ist es dieser, meine Tochter?“ Kaum erblickt diese den Schleier, so windet sie sich ihn um den Kopf, wird zu einer Taube, schwingt sich zum Fenster hinaus und verschwindet.

Die Alte war wie vom Blitz getroffen; voll Verzweiflung rief sie: „Was fang' ich jetzt an, was thu' ich, wenn mein Sohn zurückkehrt und sein Mädchen nicht mehr findet?“ Und da war der Sohn auch schon an der Thür, tritt herein und findet das Mädchen nicht mehr. Da faßt ihn Verzweiflung, er läuft hinaus und sucht den Ort, wo er den Mann aus dem Morgenlande zuerst gefunden ... Kurzum: noch zweimal machte er

dasselbe durch, zweimal bestieg er auf dem Flügelrosse den Berg, zweimal verschwand es und zweimal noch lehrte ihn die Alte, den Schleier zu rauben. Beim dritten male endlich hatte ihm diese gesagt: „Unglückseliger! Du wußtest, wie alles kommen mußte, und hast dich nicht gehütet; so höre, wie du es jetzt anzufangen hast. Sobald der Schleier in deinen Händen ist, bringe ihn mir, ich werde ihn besorgen.“ So that er, kaum hatte er den Schleier entwendet, trug er ihn zu der Alten, welche ihn sofort verbrannte. Jetzt konnte er ruhig sein, dankte der Alten und führte die Jungfrau nach Hause. Dort angekommen, fragte er sie, wessen Tochter sie wäre, und sie antwortete, sie sei die Tochter des Königs von Spanien. Wie der Jüngling dies hörte, wurde sein Herz voll Freude und er dachte: „Jetzt werde ich reich!“ Was that er also? Er reist mit dem Mädchen fort und geht geraden Wegs zu ihrem Vater, dem Könige von Spanien. Im Palaste angekommen, läßt er ihm melden, es sei ein Jüngling da, der ihm seine Tochter zurückbringe. Voll Freude gibt der König den Befehl, die beiden vor ihn zu lassen. Wie freute er sich erst, da er seine Tochter erblickte! Zwölf Jahre lang hatte er sie nicht gesehen, und umarmte und küßte sie jetzt, wie nur ein Vater seine Tochter küssen kann. Sofort auch wurde ein großes Fest gerüstet, und dann wollte er den Retter seiner Tochter belohnen, das that er, indem er ihm dieselbe zur Frau gab. Und wie er hörte, der Jüngling habe auch seine Mutter noch, ließ er diese kommen und sie mußte mit ihnen im Palaste wohnen.

Zufrieden und glücklich lebten jene,
Und wir, wir stochern uns die Zähne.

Die Kaiserin Trebisonda.

Es war einmal ein Meerfischer, der wünschte sich seit langem schon einen Sohn, seiner Frau aber schien das Mutterglück versagt zu sein, und so hatten sie an nichts mehr Freude. Nach Jahren endlich ward ihre Bitte erhört und sie bekamen einen wunderschönen Sohn. Wie es nun kam, wer weiß das? Aber nach der Geburt des Kindes drehte sich das Glücksrad, sodaß der Vater kein einziges Fischlein mehr bestricken konnte, sodaß es seiner Familie gar oft an dem Nöthigsten fehlte. Inzwischen war Joseph, so hatten sie den Sohn genannt, herangewachsen, da sagte eines Tages der Vater zu ihm: „Mein Sohn, ich weiß nicht mehr, woher Brot schaffen, das Meer will mir nichts mehr geben, gehen wir hinaus in den Wald und schneiden wir dort Holz.“

Sie gingen und arbeiteten wacker mit Säge und Axt, als sie eine Stimme hörten, die rief: „Heda, ihr Wichte, was macht ihr da? Der Wald ist mein, wie dürft ihr hier Holz fällen?“ Der Fischer schaut auf und erblickt eine schöne Frau, er zieht seine Mütze vor ihr und sagt: „Verzeiht mir, o Herrin! Der Hunger trieb uns zu diesem Werke, ist es unrecht, wir haben's nicht gewußt.“ Die Frau antwortete: „Arm bist du?

So nimm diesen Beutel mit Gold und laß mir deinen Sohn, du kannst nach Hause gehen."

Der Vater wurde sehr betrübt und begann zu weinen; nach besserer Ueberlegung aber meinte er, es wäre besser so und das Glück seines Sohnes, so nahm er das Geld und ließ seinen Sohn zurück. Wie er fort war, fragt die Frau den Sohn nach seinem Namen: „Joseph." — „Nun, Joseph, so komme mit mir in jenen Palast." Kaum jedoch waren sie eingetreten, so fand sich der Jüngling allein, und ein großes Gefolge trat an ihn heran, das ihn mit allen Ehren umgab. „Wir sind Ew. Majestät unterthänigste Knechte!" ... „Was befiehlt Ew. Majestät" ... so scholl es von allen Seiten, und Joseph, der sich nicht denken konnte, daß man diese Worte an ihn richte, schaute sich um, ob irgendwer Großes hinter ihm stände. Man führte ihn mit Bücklingen und Reverenzen in einen Saal, wo eine reichgedeckte Tafel stand; an diese mußte er sich setzen, und wieder warteten sie ihm auf, als ob er ein König wäre. Am Abend wurde er in das Gemach der Kaiserin Trebisonda geführt.

So floß ein Jahr voll Lust und Herrlichkeit dahin, am Ende dieses aber kam Joseph die Lust, Vater und Mutter wiederzusehen, und sein Herz wurde von Sehnsucht ergriffen. Da sagte er eines Tages zu der Kaiserin: „Herrin, meine Seele verlangt nach Vater und Mutter, laß mich hinziehen, ich komme dir wieder zurück." Sie willigte ein, sprach aber: „Du darfst gehen, aber genau nach einem Jahre mußt du wieder hier sein. Kommst du um Einen Tag zu spät, dann wehe dir und den Deinen! Nimm noch diesen Ring, bist du treu, so wird er dir in allen Lagen dienen."

Joseph verließ sie und ging geraden Weges zum Hause seines Vaters, er fand es nicht mehr. Die Leute, die er danach fragt, antworten ihm: „Der Fischer? O, der ist zum reichen Manne geworden, dort der Palast ist sein.“ Joseph eilt dahin, ein Kammerdiener empfängt und fragt ihn, ob er den Fürsten sprechen wolle, denn das war der Fischer jetzt, und der Prinz antwortet: „Führt mich denn zum Fürsten.“ Er fand seinen Vater, gab sich ihm aber nicht zu erkennen und stellte sich, als ob er wegen Geschäften gekommen wäre. Im Laufe des Gespräches fragte ihn Joseph, ob er keine Kinder habe. Er antwortete: „Ich hatte einen einzigen geliebten Sohn, den wollte die Kaiserin Trebisonda, und ich mußte ihn ihr lassen. Seitdem weiß ich nicht, lebt er noch oder ist er todt. Mein armer Sohn!“ — „Und würdet Ihr“, fragte Joseph weiter, „diesen Sohn wiedererkennen, so Ihr ihn sähet?“ — „Ich weiß nicht, jetzt ist er wol groß geworden, dennoch meine ich, ihn zu erkennen.“ — „Nun, so seht mich genau an: ich bin Euer Sohn Joseph.“ Der Vater hörte das, sprang auf und umarmte den Sohn und rief: „Jetzt lasse ich dich nicht mehr, jetzt bleibst du bei mir. Siehe, ich bin so unermeßlich reich, daß ich nicht weiß, was ich mit meinen Reichthümern anfangen soll, und alles, alles ist dein!“ — „Davon sprechen wir nicht, mein Vater“, sagte Joseph, „ich bin Kaiser und meine Herrin gab mir nur ein Jahr Zeit, nach Ablauf dieses muß ich zu ihr zurück. Versäume ich nur Einen Tag, so droht dir und mir großes Unglück!“ Bald auch verließ er seinen Vater, denn er wollte zuvor die Welt noch ein wenig sehen, und kam in ein Land, dessen König seine Tochter verheirathen wollte, und zwar sollte sie den Sieger im Turnier zum

Gemahl nehmen. Joseph geht zum Turnier, gewappnet und gerüstet, besteigt ein stattliches Roß — das alles hatte ihm der Ring gegeben — und reitet in die Schranken. Der Kampf begann, und er war der Ritter tapferster. Er siegte, aber sobald sein Gegner im Staube lag, sprengte er auf und davon, unbekümmert um den hohen Preis. So ging es das erste, so ging es das zweite mal, und der König erzürnte in seinem Herzen, daß der fremde Ritter den Preis verschmähte. So gab er Befehl, ihn, wenn er wiederkomme, zu verhaften, damit er erfahre, wer dieser sonderbare Ritter sei.

Als er darum beim dritten Siege sein Roß wandte, fielen diesem die Herolde in die Zügel und führten den Ritter vor den König. Der König sagte: „Ist das ritterlicher Brauch, zu siegen und dem Preise zu entsagen? Warum kommt Ihr nicht, von mir meine Tochter zu verlangen?“ Da antwortete der Jüngling mit Stolz: „Herr König, Euere Tochter sollte ich nehmen? Ich sage Euch, Euere Tochter ist nicht werth, meiner Herrin die Schuhriemen aufzulösen.“ Bitter empfand der König diese Worte und rief: „Werft mir den da in den Kerker. Und wenn deine Frau, ihre Herrlichkeit zu offenbaren, nicht in drei Tagen hier ist, so hast du dein Leben verwirkt.“ Joseph, im Kerker angekommen, befiehlt dem Ringe, daß die Kaiserin mitsammt ihrem ganzen Hofstaate in drei Tagen hier erscheine und sich dem Könige vorstelle.

Der erste Tag vergeht, es vergeht der zweite, der dritte bricht an, doch niemand kommt. Joseph wurde zum Tode geführt ... da auf einmal hört man ein großes Getöse: zahllose Wagen fahren heran, geleitet von Kriegern und Dienern zu Fuß und zu Roß. Jeder fragt: „Was



ist das? Wer kommt?" Und Joseph: „Das ist meine Herrin." Eine prächtige Kutsche fährt vor, und der König meint, das müsse die Kaiserin sein. Aber nein! Diese und die andern sind nur die Kutschen der Edelleute, der Damen und Diener. Immer schönere Kutschen kommen heran, und immer meint der König, dies müsse die Kaiserin sein; aber sie kam noch immer nicht. Ganz zuletzt erscheint der Wagen der Kaiserin Trebisonda. Die aber war so prächtig, daß dem Könige und seinem ganzen Hofe der Mund vor Erstaunen offen stehen blieb. Wie die Kaiserin heraussteigt, gab es viele Complimente und Entschuldigungen von seiten des Königs, daß er ihrem Gemahl so hart entgegengetreten. Sie machte es kurz und führte Joseph mit sich fort.

In einer Ebene angekommen, verschwindet mit einem mal alles: Wagen, Gefolge, auch die Kaiserin, und Joseph bleibt allein und einsam auf der weiten Heide zurück. „Was thu' ich nun?" fragt er sich. Der Ring? Aber der Ring gehorchte ihm nicht mehr, und so war die letzte Zuflucht dahin. Wie er so verlassen stand, erblickt er drei Räuber, die einen Streit miteinander hatten. Er nähert sich ihnen und fragt sie: „Was habt ihr da zu streiten?" — „O, Herr", sagen sie, „wir haben da diese drei Dinge zu theilen und zanken uns, wer das eine oder das andere haben soll." — „Laßt mich doch die drei Dinge sehen." — „Hier sind sie: eine Börse, die sich, geleert, immer aufs neue mit Gold füllt, dann ein Paar Stiefel, welche so schnell wie der Wind laufen, und zuletzt ein Mantel, der seinen Träger unsichtbar macht. Dieser will den Mantel, jener die Stiefel und ich den Beutel, und wir können uns nicht einigen." — „Gebt mir die Sachen in die Hand", sagte

der Jüngling, „ich werde ihre Echtheit prüfen und dann entscheiden.“ Sie gaben ihm die drei Dinge, er prüft die Börse, und richtig, so oft er sie leert, so oft füllt sie sich aufs neue. Er zieht die Stiefel an und hängt den Mantel um, und jetzt fragt er: „Könnt ihr mich noch sehen?“ — „Nein, Herr!“ — „Nun, so werdet ihr mich auch nicht mehr sehen“, und mit diesen Worten machte er sich aus dem Staube.

Er kommt zu dem Palaste der Kaiserin mit einem Windstoße, der alle Glasscheiben zerbricht, tritt ein und verbirgt sich unter dem Lager. Wie die Kaiserin zur Ruhe geht, klopft er an die Wand. Die Kaiserin erschrak und rief ihre Zofen herbei, die sahen indeß niemand. So geschah es noch zu dreien malen, dann sprach die Kaiserin: „Jetzt ist's gut, Joseph, komm' herein.“ Er kam und sie sprach: „Du Böser, was hast du mir gethan. Hatte ich dir nicht gesagt, daß du nur ein Jahr ausbleiben solltest, und bliebest so lange? Doch ich verzeihe dir! Wir sind jetzt Mann und Frau und wollen des heiligen Friedens genießen.“

Sie lebten glücklich und zufrieden,
Uns Armen, uns ist nichts beschieden.

Die Gaben des Nönnleins.

Es waren einmal ein paar arme Leute, die lebten ihre Tage gar kümmerlich dahin. Wie der Vater eines Tages in den Wald auf die Arbeit gehen mußte, sagte er zu seiner Frau: „Wenn die Suppe fertig ist, schicke sie mir durch unser Töchterlein zu.“ Die Suppe war gekocht, und die Tochter sollte sie hinaustragen, fürchtete sich aber den Weg zu verlieren. Da gab ihr die Mutter eine Schürze voll Kleien, sie hinter sich auf den Weg zu streuen, damit sie den Rückweg finde. Wie sie beim Vater war, wehte ein starker Wind und verwehte die Kleien; so fand sie den Rückweg nicht. Es dunkelte bereits, und sie fing an zu weinen und zu sprechen: „Jetzt kommt die Nacht, ich finde mich nicht mehr nach Hause! Ach, was fang' ich an.“ Wie sie gar so sehr weinte, tritt ein Nönnlein daher, tröstet sie und zeigt ihr den rechten Weg, schenkt ihr auch ein Tafeltüchlein und sagt: „Nimm dies, das wird euch in euerer Armuth gar gut helfen, denn willst du essen, brauchst du nur zu sagen, was du wol möchtest.“ Das Mädchen hörte auf zu weinen und machte sich zufrieden auf den Heimweg, und weil sie gerade hungerig ward, setzte sie sich an dem Feldrande nieder, verlangte bescheidentlich von

dem Tüchlein ein wenig Mehlbrei, Fleisch und Brot, und siehe! das Tüchlein gab ihr alles.

Voller Freude zeigt sie der Mutter die Gabe, ihr die Kraft des Tüchleins rühmend, und da der Vater nach Hause kommt, setzen sie sich alle drei um den Tisch, das Mädchen wünscht Speise und Trank herbei, und sie essen und es bleibt noch in Fülle übrig. So lebten sie von da an herrlich und in Freuden.

Der Bruder des Vaters, ein reicher Geizhals, der die Leute bisher als blutarm gekannt hatte, verwunderte sich jetzt baß über das Leben dieser Familie. Er wollte wissen, wie dies zugehe, und kam eines Tages und fragte die Frau: „Sag' mir doch, wie mag es geschehen, daß ihr auf einmal ein so prächtiges Leben führt, ihr müßt ja goldene Schätze gefunden haben?" Wie sie im Elend waren, hatte er sie nie besucht, und jetzt, wo er nicht zu fürchten brauchte, daß sie von dem Seinen verlangten, stellte er sich doch, als ob er in der Noth wäre, und verlangte Hülfe von dem Bruder, dem er nie welche hatte angedeihen lassen. Der mochte es nicht glauben, war aber gutmüthig genug und erzählte dem reichen Bruder die Geschichte von der Gabe des Nönnchens und zeigte das Wundertüchlein vor. Wie es kam, wer weiß das? Kurzum, der Reiche ließ nicht nach mit Drängen und Drohen, bis er das Tüchlein in der Tasche hatte und es nach Hause trug. So war die Freude der Armen auf einmal aus. Dem Bruder aber gab das Tüchlein nichts her.

Wie nun der Arme eines Nachts mit knurrendem Magen im Bett liegt, erscheint ihm das Nönnlein und macht ihm Vorwürfe, daß er ihre Gabe so leichtsinnig verschenken konnte. Er fängt zu jammern an und erzählt

ihr, wie er seinem Bruder, der sich über Hunger beklagte und ihm den ganzen Tag in den Ohren lag, diese seine Bitte um das Tüchlein nicht habe abschlagen können. „Aber gebt mir ein anderes", schloß er, „ich werde es besser benutzen. Gebt mir ein anderes, oder wir sterben vor Hunger." Das Nönnlein neigte sich ihm in Gunst und gab ihm ein zweites Tuch. „Aber", sagte sie, „das dient dir und deiner Frau und deinem Kinde, sonst niemand mehr. Verschenkst du auch dieses, so erwarte nichts mehr von mir."

Am nächsten Mittag breiteten sie das Tüchlein über den Tisch, und wiederum hatten sie, was sie wünschten an Speise und Trank. Der Bruder und dessen Frau lagen auf der Lauer, und gar bald wußten sie, woher denen das neue Glück gekommen. Sofort ging er wieder zu seinem Bruder, und es geschah nochmals, was nicht hätte geschehen sollen: der Bruder zeigte sich verhungert und arm, und der andere, gutmüthig wie er denn war, ließ sich von ihm auch das zweite Tuch abschwatzen, und die alte Noth begann von neuem.

Zu spät kam ihm die Reue, und er bat das Nönnlein, ihm zu erscheinen, er wolle ihr seine neue Bedrängniß vortragen. Sie kam, war aber bös und sprach: „Du hast gute Geschäfte gemacht! Auch die zweite Gabe hast du verschleudert? Nun will ich nichts mehr von dir wissen." Sein Flehen bewegte sie aber doch, und als er fest versprach, daß er nicht wieder so dumm sein werde, sagte sie: „Hier ist ein neues Tüchlein und ein Stock. Kommt dein Bruder wieder und bedrängt dich, auch dieses aus dir herauszulocken, so befiehlst du dem Stocke und er wird ihm und dir, der in seiner Beschränktheit sein Bestes weggibt, die Wege weisen. Und

damit du lernst, wie es gemacht wird, will ich dir eine Probe geben, verdient hast du sie!" Sie rief: „Stock, schlag zu!" Und der Stock tanzte auf dem Rücken des Mannes herum, bis er versprach, fortan vernünftiger zu sein. Er hat auch sein Wort gehalten.

Märchen gesagt und Märchen gesungen,
Erzähle jetzt deines, denn meins ist verklungen.

Schneeweiß-Feuerroth.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten noch kein Kind und wünschten sich doch so sehr, eins zu besitzen. Sie thaten auch ein Gelübde und versprachen, so ihnen ein Kind geboren werde, sieben Jahre lang zwei Fontainen springen zu lassen: die eine mit Oel, die andere mit Wein. Und siehe, ihr Wunsch wurde erfüllt: die Königin bekam einen wunderschönen Sohn.

Alsogleich wurden auch die zwei Fontainen errichtet, und die Leute aus dem Lande kamen und schöpften Oel und Wein sieben Jahre lang. Wie die sieben Jahre um waren, hörten sie auf zu fließen. Da kam ganz zuletzt noch eine Hexe. Sie fand die Brunnen vertrocknet, nahm einen Schwamm, trocknete die letzten Tropfen auf und drückte sie in ein Fläschchen. Bei diesem Geschäft sah sie der junge Königssohn, und da er gerade mit Kugeln spielte, wirft er sie, muthwillig wie er war, der Alten gegen die Flasche, daß sie zerbricht. Da drohte ihm die Alte und sprach: „Ich kann dir nichts anthun, denn du bist des Königs Sohn, aber das lasse ich dir: nicht Rast und nicht Ruhe findest du und nicht heirathen kannst, solange du nicht Schneeweiß-Feuerroth

findest." Der kluge Knabe merkt sich die Worte der Alten und schreibt sie auf ein weiß Papier, das er verschließt, sagt aber niemand etwas davon.

Wie er achtzehn Jahre alt geworden, wollten ihn sein Vater und seine Mutter verheirathen. Er gedachte der Verwünschung, nahm das Papier hervor und sagte: „Ehe ich nicht Schneeweiß-Feuerroth finde, kann ich mich nicht verheirathen." Er verabschiedete sich also von seinen Aeltern und zog mutterseelenallein in die weite Welt hinein. Er ging und suchte, Monate verstrichen, aber er fand nichts. So fand er sich eines Abends müde und erschöpft auf freiem Felde, in dessen Mitte ein Haus stand. Am Morgen sah er eine Hexe kommen, eine Ungestalt mit einem Gesicht, das Schrecken einflößte, die ruft: „Schneeweiß-Feuerroth, laß mir deine Zöpfe herunter, daß ich hinaufsteigen kann." Wie er den Namen hört, kehrt ihm der Muth zurück, und er sagt: „Hier also ist sie!" Indessen hat auch Schneeweiß-Feuerroth ihre langen Zöpfe heruntergelassen, und an ihnen kletterte die Hexe hinauf. Oben angekommen, setzte sie sich zum Essen, das konnte der Prinz sehen, der hinter einem Baume versteckt war.

Andern Morgens stieg die Hexe wieder herunter, und kaum war sie fort, so kam er hinter dem Baume hervor und rief: „Schneeweiß-Feuerroth, laß mir deine Zöpfe herunter, daß ich hinaufsteigen kann." Jene glaubte, es sei die Alte, löste ihre Zöpfe, und der Königssohn stieg hinauf. Wie er oben war, sagt er: „Ach, mein Schwesterchen, was habe ich ausgestanden, um dich zu finden!" Und er erzählte ihr seine Geschichte, die Verwünschung der Hexe, da er noch sieben Jahre alt war.

Sie ist freundlich zu ihm, reicht ihm Speise und



Trank und sagt ihm: „Hüte dich, schöner Jüngling, denn findet dich die Hexe hier, so frißt sie dich. Verbirg dich also." Schon kam die Drachenmutter über das Feld her, und der Königssohn verbarg sich. Sie rief von unten: „Schneeweiß-Feuerroth, laß mir deine Zöpfe herunter, daß ich hinaufsteigen kann." Das Mädchen, um sie freundlich zu stimmen, ruft eilig: „Ich komm' schon, ich komme, meine Mutter!" Und läßt ihre Zöpfe hinab. Droben beim Essen dient sie ihr freundlich und gibt ihr dann wacker zu trinken, bis sie trunken war. Dann schmeichelte sie ihr und sprach: „Mütterchen mein, was doch müßte ich thun, um von hier fortzukommen? Nicht daß ich die Meinung hätte, Euch zu verlassen, denn ich bin ja gern bei Euch, aber der Neugierde wegen. Bitte, sagt es mir, Mütterchen!" — „Was du zu thun hast, um hier herauszukommen? Ah, das ist schwer. Da mußt du alles, was hier ist, bezaubern, daß ich Zeit verliere. Ich rufe und statt deiner muß mir der Stuhl antworten, der Schrank, die Lade. Wenn du dann dich nicht am Fenster zeigst, steige ich hinein, dich zu suchen, und finde ich dich nicht, verfolge ich dich. Da ist es nöthig, daß du dir die sieben Fadenknäuel verschaffst, die ich verwahrt halte, denn erblickst du mich hinter dir, mußt du das erste davon fortwerfen, um mich aufzuhalten, und so nach und nach alle andern bis zum siebenten."

Das Mädchen behielt die Worte der Hexe gar wohl im Gedächtniß, sie freute sich in ihrem Herzen, verhielt sich jedoch still. Als die Hexe am andern Morgen weggegangen war, berieth sie mit dem Königssohne, was sie zu thun habe. Sie lief durch das ganze Haus und rief die Dinge an: „Tischlein mein, wenn die Mutter kommt, antworte du für mich! Stühlchen mein, antworte du

für mich, und du Schränkchen!" So verzauberte sie alles, steckte die Knäuel zu sich und entfloh mit dem Jünglinge, schnell, wie zwei Vögel.

Wie die Hexe zurückkommt, ruft sie wie gewöhnlich: „Schneeweiß=Feuerroth, laß mir deine Zöpfe herunter, daß ich hinaufsteigen kann!" Da antwortete das Tischchen: „Ich komme, Mutter, ich komme!" Sie wartete ein Weilchen, und als niemand kam, wiederholte sie ihren Spruch. Da antwortete das Schränkchen: „Mutter, ich komme schon, ich komme!" Wieder wartet sie ein Weilchen. Wie auch jetzt niemand kommt, ruft sie aufs neue hinauf, und jetzt antwortet die Lade: „Ich komme!" So gewannen die Flüchtlinge Zeit und liefen, was sie laufen konnten. Da aber im Hause nichts mehr war, was Antwort geben konnte, merkte die Alte, was geschehen, und schrie: „Verrath! Verrath!" Sie setzt rasch eine Leiter an, steigt hinauf, sucht das Mädchen, findet es nicht, findet auch die Fadenknäuel nicht und ruft: „Ei du Verruchte, das hast du mir gethan? Jetzt will ich dein Blut trinken!" Und nun lief sie, dem Geruche folgend, hinter den Flüchtigen drein. Nach langem Laufen erblickte sie die beiden in der Ferne und rief: „Schneeweiß=Feuerroth, sieh dich um, ich komme." Hätte sich diese nun umgeschaut, so wäre sie verzaubert worden. Sie warf aber, wie die Hexe näher kam, das erste Knäuel hinter sich, und da erhob sich ein hoher Berg auf dem Wege. Der hielt die Hexe wol etwas auf, dennoch erklimmte sie ihn und erreichte drüben bald wieder die Fliehenden. Das Mädchen wirft das zweite Knäuel, und augenblicklich erscheint eine Fläche voller Messer und Stacheln, sodaß die Alte beim Darüberlaufen ganz zerschnitten und zerstochen wurde und das Blut nur so von



ihr troff: dennoch war sie hinterdrein. Da wirft Schneeweiß-Feuerroth das dritte Knäuel, und ein entsetzlicher Strom rauscht hervor, den die Hexe nur mit Mühe durchschwimmt. Halb todt steigt sie ans andere Ufer, aber die Verfolgung setzt sie fort. Dem Flusse folgt eine Quelle voll giftiger Schlangen, dann andere Schrecknisse, und die Hexe, todmüde geworden, muß innehalten, schleudert aber dem Mädchen eine Verwünschung nach und ruft: „Daß dich der Königssohn beim ersten Kusse seiner Mutter vergesse!“ Sie schrie so laut, daß ihr die Brust zersprang, so starb sie. —

Der Jüngling wandert und wandert mit seinem Mädchen, und endlich erreichten sie die Heimat, wo der Palast des Königs stand. Da sprach er zu dem Mädchen: „Bleibe hier und warte, bis ich zurückkomme. Deine Kleider würden sich für den Königspalast nicht schicken, ich gehe dir schönere zu holen, um dich alsdann meinem Vater und meiner Mutter zuzuführen.“ So blieb sie.

Wie die Königin ihren geliebten Sohn wiedersieht, wirft sie sich ihm an die Brust, um ihn zu küssen. Er hält sie zurück und sagt: „Theuere Mutter, küsse mich nicht, ich habe ein Gelübde gethan, mich von dir nicht küssen zu lassen.“ Der Mutter thut das Herz weh und sie vermag sich solches nicht zu erklären, brannte aber vor Verlangen, dem Sohne den Kuß zu geben. Als er nun eines Nachts im tiefen Schlafe lag, schlich die Mutter in seine Kammer und küßte ihn ...

Schneeweiß-Feuerroth war vergessen. —

Einsam stand das Mädchen mitten auf der Straße, ohne zu wissen wo und wohin. Kam eine Alte des Weges und sah das Mädchen, schön wie die Sonne, und

wie es weinte bitterlich. „Was hast du, meine Tochter?“ — „Was soll ich haben? Ich weiß selber nicht, wie ich hierher gekommen.“ Die Alte tröstete sie und lud sie ein, mit in ihr Haus zu kommen. Das Mädchen hatte geschickte Hände zu aller Arbeit und wußte auch um die Zauberei. Sie fertigte jetzt feine Sachen und die Alte ging, sie zu verkaufen; so brachten sie beide ihr Leben durch. Eines Tages verlangte die Junge, die Alte solle ihr zwei Flicken Zeug aus dem Königsschlosse bringen, sie brauche sie zu einer Arbeit. Die Alte ging und brachte wirklich die Flicken. Nun waren da zwei Tauben, ein Männchen und ein Weibchen, die bekleidete Schneeweiß-Feuerroth fein säuberlich mit Kleiderchen, die aus den Flicken gemacht waren, sodaß es eine Pracht war, sie zu sehen. Darauf flüstert sie den Thieren in die Ohren und sagt: „Du bist der Prinz und du bist Schneeweiß-Feuerroth. Der König sitzt zu Tisch und ißt, so fliegt hin, erzählt ihm alles, was ihr erlebt.“ Da nun König und Königin, der Königssohn und alle Großen zu Tische saßen, kommen die schönen Tauben herein und setzen sich zumitten auf dem Tische nieder. Alle staunten und riefen: „Wie schön sind sie!“ Jetzt fing die Taube, welche Schneeweiß-Feuerroth sein sollte, an zu sprechen: „Lange ist es her, doch weißt du noch, wie dein Vater die Springbrunnen mit Wein und Oel versprach, daß du geboren werdest. Weißt du noch?“ Und der Tauber antwortete: „Wohl weiß ich es noch.“ Dann fuhr die Taube fort: „Denkst du noch an die Alte, der du das Fläschchen zerbrachst? Denkst du daran?“ Und wieder antwortete der Tauber: „Ich denke daran.“ — „Und hast du die Verwünschung vergessen, welche dir die Alte zurief, nicht heirathen zu dürfen, wenn du

nicht Schneeweiß-Feuerroth gefunden? Hast du sie vergessen?" — „Ich habe sie nicht vergessen", erwiderte der Tauber. So gemahnte ihn die Taube nach und nach an alles, was geschehen war und was sie gemeinschaftlich erlebt hatten. Zuletzt sagte sie: „Weißt du noch, wo die Alte uns nachlief, und hast du die andere Verwünschung vergessen: vom Kuß der Mutter? Hast du Schneeweiß-Feuerroth doch vergessen?" Wie die Taube von dem Kusse sprach, fiel es dem Königssohn wie Schuppen von den Augen, der König und die Königin wußten sich keine Deutung.

Dann nickten die Tauben, flogen zum Fenster und vom Fenster schwangen sie sich in die blaue Luft hinein. Der Königssohn rief: „Heda, schaut mir, wohin diese Tauben fliegen! Gebt Acht, wohin sie fliegen!" Die Diener laufen und sehen, wie sie sich auf einer Hütte im freien Felde niederlassen. Zu dieser Hütte eilt der Königssohn, findet richtig Schneeweiß-Feuerroth, umarmt sie und ruft: „Ach, du Aermste, was hast du um meinetwillen leiden müssen. Doch jetzt komm, alles ist gut!" Er führte sie zu seiner Mutter, die staunte und sagte: „Was für eine Schönheit bringst du da!" Er erzählte seine Geschichte und erbat sich Schneeweiß-Feuerroth zur Frau. Die Aeltern waren es wohl zufrieden, man wechselte die Ringe und feierte die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit.

Das waren sie, und wir?
Wir sitzen nüchtern hier.

Meine drei schönen Kronen!

Es war einmal eine Wäscherin, die hatte eine Tochter. Als die Wäscherin eines Tages unterwegs war, erwischte sie ein Unwetter, sodaß sie krank nach Hause kam. Es blieb ihr wenig Zeit, sie gab der Tochter einen Laib Brot und eine Flasche Oel und sprach: „Nimm dies Brot und dies Oel, daß du mir nicht Hunger leidest, ich gehe ins Krankenhaus.“ Darauf schloß sie die Hausthür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Im Krankenhause ging es schlimm, sie bekam das Fieber und verlangte den Beichtiger. Nachdem sie gebeichtet, übergab sie ihm den Schlüssel und sprach: „Frommer Vater, ich muß in Verzweiflung von hinnen gehen, denn ich habe eine Tochter, der ich auch gar nichts hinterlassen kann.“ Der Beichtiger tröstete sie und sagte: „Verzage nicht, liebe Tochter, für dein Kind werde ich sorgen. Gern will ich sie in mein Haus aufnehmen, wo ihr meine Mutter und Schwester zur Seite stehen werden.“ So starb die Frau. Der Priester hatte den Schlüssel in der Tasche, aber an das Mädchen dachte er nicht mehr. Es kam der Samstag, wo seine Mutter ihm die Taschen zu wechseln pflegte, da fand sie den Schlüssel. „Mein Sohn, was für ein Schlüssel ist das?“

Der rief: „O, wie konnte ich das vergessen!“ — und eilt, dem Mädchen zu öffnen. Wie er den Schlüssel in die Pforte steckt, ruft das Mädchen von drinnen: „Mutter, bist du's?“ Da tritt der Priester ein: „Still, meine Tochter, deine Mutter ist in meinem Hause.“ Und er führte sie fort. Kaum betritt sie des Priesters Haus, ruft sie auch wieder: „Mutter, Mutter!“ — aber die Mutter war nicht da. Zuletzt mußten sie ihr es denn sagen: ihre Mutter sei im Paradiese. Von der Zeit an fand sie keine Ruhe mehr im Hause, und eines Tages war sie verschwunden.

Sie irrt durch das Land, hierhin und dorthin, und sieht endlich einen großen Palast, schwarz von oben bis unten. Sie tritt ein und durchwandert die weiten Räume. Sie kommt an die Küche: da liegen viele gute Dinge ungekocht herum; sie betritt die andern Zimmer: da fehlt die ordnende Hand schon lange. Behend nimmt sie einen Besen und fegt die Corridore, dann säubert sie die Kammern, putzt die Leuchter, ordnet die Betten, räumt das Weißzeug ein, scheuert und stäubt, sodaß der Palast gar bald in frischer Schöne glänzt. Dann geht sie in die Küche, nimmt ein Hühnlein und bereitet etwas Brühe, zündet die Kerzen an und zieht sich zurück.

Da, um Mitternacht, hört sie eine Stimme, die klagt: „O, meine drei schönen Kronen! O, meine drei schönen Kronen!“ ... Und diese Stimme kam dem Palast immer näher. Dann trat eine schwarze Frau ein, die schaut sich verwundert um und spricht: „O, wie gut! wie schön! Woher kommt diese Schöne? Heran, mein Sohn! Heran, meine Tochter. Bist du ein Mann, so wirst du mein Sohn sein, bist du ein Weib, so lohne dir's Gott!“ Als das Mädchen das hört, kriecht sie

hervor und wirft sich ihr zu Füßen. Da ruft die Frau: „O, meine Tochter, Gott lohne dir diese Liebe, die du mir darbringst. Sieh, des Morgens gehe ich aus, meine drei schönen Kronen zu suchen. Sei du also die Herrin. Du findest die Schlüssel an den Thüren stecken, schalte und walte, wie es dir gut däucht."

Eines Tages, wie das Mädchen allein war, durchlief sie den ganzen weiten Palast. Sie kam an eine kleine Thür, öffnete sie und erblickte drei schöne Jünglinge, die lagen da mit offenen Augen, aber starr und stumm. Schnell schließt sie wieder ab und denkt bei sich: Ob dies nicht die drei Söhne dieser Frau sind? Am Abend dann kam die Frau zurück und jammerte wieder und rief: „O, meine drei schönen Kronen!" Wie sie aber durch die Zimmer schritt, sagte sie: „Tochter mein, Gott lohne dir die Liebe, die du mir darbringst."

Wie das Mädchen eines Tages von den Fenstern herab in den Garten schaute, sah sie eine Eidechse mit drei kleinen Eidechsen. Augenblicks aber schießt eine andere hervor und tödtet die drei kleinen. Die Eidechsenmutter, kaum daß sie die todten Kinder sieht, dreht und wendet sich, kriecht dahin und dorthin, zuletzt beißt sie ein gewisses Kraut ab, eilt zu den Kleinen zurück und fängt an sie mit dem Kraute zu reiben, eins nach dem andern, und alle drei werden wieder lebendig. Wie der Blitz wirft das Mädchen einen Stein nach der Eidechse, sodaß diese das Kraut fallen ließ, läuft in den Garten, nimmt es und pflückt dann einen Korb voll davon. Nun erschließt sie die kleine Thür, wo die Jünglinge lagen, reibt den ersten mit dem Kraute, reibt und reibt, bis er wieder zu sich kam. Kaum schlug er die Augen auf, sagte er: „Lieb Schwesterchen, wie dank' ich dir, du

hast mir das Leben wiedergegeben.“ Sie aber geht zur Küche, tödtet ein Hähnchen, bereitet etwas Brühe und flößt sie dem Erwachten ein. Darauf macht sie ihm ein Bettchen, bettet ihn fein und geht zu den andern beiden Brüdern. Auch diese geben bald Lebenszeichen von sich, auch sie bekommen die Brühe und das Bettchen und legen sich nieder. Wie sie sich erholt haben, fragen sie, wo die Frau Kaiserin sei. Da dachte das Mädchen: Also die Frau ist eine Kaiserin? Und zu den Jünglingen sagte sie: „Bleibt hier still, die Frau Kaiserin sollt ihr sehen.“ Wie die Frau nun zurückkam und klagte: „O, meine drei schönen Kronen!“ — fing das Mädchen mit ihr zu plaudern an und fragte: „Wohin doch geht Ihr immer?“ — „Ach, meine Tochter, ich gehe, meine drei schönen Kronen zu suchen!“ — „Aber sagt mir, wer sind diese drei schönen Kronen?“ — „Höre, meine Tochter! Als ich meinen Gatten noch hatte, besaß ich drei schöne Söhne, die verschwanden dann plötzlich und sie suche ich jetzt.“ So sprach die Frau, das Mädchen aber sagte: „Ich bitte eine Gnade von Euch: geht von morgen an nicht mehr aus. Euere drei Söhne werdet Ihr finden.“ — „O, Tochter, ist das die Wahrheit?“ — „Glaubt mir, Ihr sollt sie finden.“ — „Und wie lange soll ich daheimbleiben?“ — „Acht Tage.“ — „Acht Tage? Gut, von morgen an gehe ich nicht mehr aus.“

In der Zeit gab das Mädchen den Söhnen zu essen, ohne daß die Kaiserin etwas merkte, dann diente sie der Kaiserin, kämmte sie, schmückte sie und zeigte sie den Söhnen, ohne daß die Mutter sie sehen konnte, durch eine Thürspalte. So verstrichen vier Tage, da sagte das Mädchen zur Kaiserin: „Jetzt macht nur Euere Ein-

ladungen, denn nächsten Sonntag habt Ihr Euere Söhne." Die Kaiserin weinte vor Rührung und Freude. „Meine Tochter, wie soll ich dir lohnen, was du an mir thust?" Und lud nun alle Großen des Landes ein und küßte das Mädchen vielemal auf den Mund. So kam der Sonnabend heran, und da rief sie das Mädchen und sprach: „Meine Tochter, wenn ich meine Söhne in Wahrheit wiederfinde, so sollst du den ältesten zum Gemahl haben."

Am Festtage kamen alle Herren und Edelleute, die Grafen und die Großen, deren Herrin die Kaiserin war, die traten in den Thronsaal, und gleich darauf kam auch die Kaiserin, das Mädchen am Arm, das sie mit prächtigen Kleidern gekleidet hatte, und führte es den Herren vor.

Dann ging eine Thür auf, und die drei Jünglinge traten heraus. Man denke sich die Freude! Die Mutter wirft sich ihnen an den Hals, umarmt sie und weint blutige Thränen. Die Musik fängt an zu spielen, der Kaplan war bei der Hand, die Trauung zwischen der Jungfrau und dem ältesten Sohne zu vollziehen, und dieser wurde auch sogleich Kaiser über das ganze Land.

Im Glücke erfreuten sie sich des Lichts;
Wir sitzen im Dunkeln und haben nichts.

Die schöne Fiorita.

Es war einmal ein König, der hatte vier Kinder: drei Mädchen und einen Knaben, und das war sein Thronfolger. Eines Tages sagte der König zu seinem Sohne: „Mein lieber Sohn, ich will, daß deine Schwestern heirathen, und zwar sollen sie den ersten besten Mann nehmen, der um Mittag an unserm Schlosse vorübergehen wird." Zu jener Stunde aber gingen vorüber: zuerst ein Schweinehirt, dann ein Jäger, zuletzt ein Todtengräber. Alle drei ließ der König hereinrufen und sagte dem Schweinehirten, daß er die älteste, dem Jäger, daß er die zweite, und dem dritten, dem Todtengräber, daß er die jüngste Tochter heirathen müsse. Die guten Leute glaubten zu träumen; als sie aber merkten, wie es dem Könige wol Ernst war, verbeugten sie sich und riefen, ganz betäubt von ihrem Glück: „Herr König, Euer Wille geschehe!" Der Prinz wurde ganz traurig, denn er liebte die jüngste Schwester vor allen, und so jammerte es ihn, daß sie die Frau eines Todtengräbers werden sollte. Er flehte den König an, sein Schwesterlein zu verschonen, dieser jedoch wollte von nichts wissen.

Aber die Hochzeit vermochte er nicht mit anzusehen, er stieg in den Garten hinab, um mit seiner Trauer

allein zu sein, und siehe, in dem Augenblicke wo der Priester in der königlichen Kapelle die drei Paare segnete, fing der ganze Garten in den allerschönsten Blumen zu blühen an, und aus einer leichten Wolke kamen die Worte: „Beglückt, wer einen Kuß vom Munde der schönen Fiorita bekommt.“ Der Königssohn bebte am ganzen Leibe, sodaß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Dann kam ihm aufs neue der Schmerz über die verlorenen Schwestern, er lehnte sein Haupt an einen Olivenbaum, weinte bitterlich und blieb lange Zeit in tiefe Gedanken versunken. Erst spät erwachte er aus seinem Traum und sprach: „Ich kann nicht länger bei meinem Vater bleiben. Ich will in die Welt hinaus und nicht eher Frieden haben, als bis ich den Kuß von den Lippen der schönen Fiorita bekommen habe.“

So wandert er dahin, wandert über Meer und Land, über Berge und Ebenen, doch fand er niemand, der ihm Kunde gäbe von der schönen Fiorita. So verflossen drei Jahre. Eines Tages, da er aus einem Walde trat, that sich vor ihm eine schöne Aue auf. Auf der Aue steht ein Palast, vor dem Palast ein Brunnen, und er geht darauf los, seinen Durst zu löschen. Ein Kind von zwei Jahren, das in der Nähe des Brunnens spielt, sieht ihn, fängt zu weinen an und ruft die Mutter. Die Mutter kommt, und kaum sieht sie den Jüngling, läuft sie ihm entgegen, umarmt und küßt ihn und schreit freudevoll: „Willkommen, mein Bruder! Willkommen! Kennst du deine Schwester nicht?“ Er hatte sie anfangs nicht erkannt, wie er ihr aber näher ins Gesicht schaute, erkannte er sie wohl und rief: „Sei gegrüßt, o Schwester mein!“ Das war ein rechtes Fest. Sie führte ihn zu ihrem Manne, und auch der war erfreut, ihn zu

sehen. Alle drei küßten voll Liebe das Kind, welches bewirkt hatte, daß der Jüngling nicht fremd an dem Hause vorübergegangen war.

Hierauf verlangte den Prinzen, zu wissen, was aus den andern beiden Schwestern geworden, und er erfuhr, daß es ihnen wohl gehe und sie mit ihren Gatten ein prächtiges Leben führten. Der Prinz wunderte sich, der Schwager aber erzählte, daß das Glück bei ihnen eingekehrt sei, nachdem sie die Bezauberung eines Magiers erfahren. „Ist es möglich, meine beiden andern Schwestern zu sehen?“ fragte der Prinz. Der andere antwortete: „Am zweiten Tage, so du immer gegen Sonnenaufgang wanderst, findest du die zweite, am dritten dann die dritte.“ — „Aber ich muß den Weg finden, der mich zur schönen Fiorita führt, und wer sagt mir, ob der gegen Sonnenaufgang oder gegen Sonnenuntergang geht?“ Der Schwager sagte: „Auch der geht gegen Sonnenaufgang, und doppelt glücklich wirst du sein, erst die Schwestern zu sehen und dann Kunde zu bekommen von der jüngsten über die schöne Fiorita. Ehe du jedoch abreisest, möchte ich dir ein Andenken geben. Nimm diese Schweinsborsten, sobald du in Gefahr bist und meinst, dich allein nicht retten zu können, wirf die Borsten auf den Boden und du rettest dich.“ Der Prinz nahm die Borsten, dankte dem Schwager und machte sich auf den Weg gen Sonnenaufgang.

So kam er andern Tages an den Palast der zweiten Schwester, auch hier war die Freude groß, und auch dieser Schwager gab ihm ein Angedenken. Wie er denn ein Jäger war, schenkte er ihm ein Büschel Vogelfedern, ihn anweisend, wie er sie zu brauchen habe. Er dankte und ging weiter. Am dritten Tage erreichte er die dritte

Schwester. Sie empfing den Bruder, der sie immer mehr als die andern geliebt hatte, noch freundlicher als jene, herzte und küßte ihn, und so auch ihr Mann. Der schenkte ihm am Ende ein Todtenknöchlein, das er brauchen solle wie die andern Gaben, und das Schwesterchen vertraute ihm, daß die schöne Fiorita nur eine Tagereise entfernt wohne und er die sicherste Kunde über sie von einer Alten haben könne, der sie, die Schwester, manche Wohlthat erwiesen. Zu dieser Alten schickte sie ihn zunächst.

Als der Prinz den Ort erreichte, wo die schöne Fiorita, die auch eine Königstochter war, lebte, ging er stracks zu der Alten. Kaum wußte diese, daß er der Bruder jener war, die ihr so viel Gutes gethan, empfing sie ihn wie ihren eigenen Sohn. Zum Glück stand das Haus der Alten dem königlichen Schlosse gegenüber und sah gerade auf das Fenster, an dem sich die Schöne jeden Tag bei Sonnenaufgang zeigte. Wirklich erschien sie andern Tages in der Frühe am Fenster, kaum bedeckt von einem weißen Schleier. Als der Prinz diese Blume von Schönheit sah, wurde er so bewegt, daß er beinahe umgefallen wäre, wenn ihn die Alte nicht gehalten hätte. Doch beredete ihn diese, den Gedanken, die schöne Fiorita heirathen zu wollen, aufzugeben, indem sie sagte, der König wolle seine Tochter nur dem geben, der einen gewissen versteckten Ort errathe, und den, der dies nicht könne, tödte. Sie erzählte auch, wie viele Prinzen auf diese Weise schon das Leben verloren hätten. Es war aber alles vergebens, er antwortete, er werde sterben, wenn die schöne Fiorita nicht sein würde.

Da erfuhr er von der Alten, der König kaufe für

seine Tochter die seltensten Musikinstrumente, und hierauf baute er seinen Plan. Er ging zu einem Cimbalfabrikanten und sagte: „Meister, ich möchte ein Cimbal, das drei Stücke spielt, jedes Stück einen Tag lang, und macht mir's auf die Weise, daß sich ein Mensch drinnen verbergen kann. Ich bezahle dir tausend Dukaten dafür. Ist es fertig, so verberge ich mich darin, du gehst und läßt es vor dem Fenster des Königs spielen, kauft der es dann, so verkaufe es ihm unter dem Beding, daß du es jeden dritten Tag zum Stimmen abholen darfst."

Dem Manne gefiel das Geschäft, er machte alles genau so, wie es der Prinz angeordnet hatte, ging mit dem Instrument vor den König, der kaufte es und nahm auch die Bedingung des Verkäufers an. Darauf ließ er es in das Schlafzimmer seiner Tochter tragen und sagte: „Sieh, mein Kind, dir soll es an keinem Vergnügen fehlen, nicht einmal, wenn du auf dem Bett liegst, ohne schlafen zu können."

Neben der Schlafkammer der schönen Fiorita schliefen ihre Kammerfrauen. Als alle schliefen, kommt der Prinz aus dem Cimbal hervor, denn er hatte sich wirklich darin verborgen, und ruft leise: „Fiorita, schöne Fiorita." Voll Schrecken erwacht sie, ruft ihre Frauen: „Kommt schnell herbei, es hat mich hier jemand gerufen." Die Frauen laufen eilend herbei, finden aber niemand, denn schon war der Prinz in sein Versteck zurückgekehrt. Noch zweimal wiederholte sich dasselbe, die Frauen kommen, finden niemand, und endlich sagt die Prinzessin: „Es mag wol ein Traum sein. Sollte ich wieder rufen, so bleibt, wo ihr seid, ich befehle es euch." Diese Worte hörte auch der Prinz, und kaum waren die Zofen fort und wieder eingeschlafen, näherte er sich dem Lager

der Schönen und rief: „Schöne Fiorita, gib mir einen Kuß von deinem Munde, sonst sterb' ich." Erschrocken und zitternd am ganzen Leibe rief sie nach den Zofen, die aber dachten an ihren Befehl und kamen nicht. Und sie sagte zum Prinzen: „Du bist der Glückliche und hast gesiegt. Komm her!" Und sie gab ihm den Kuß, und auf den Lippen des Prinzen blieb eine wunderschöne Rose zurück.

„Nimm diese Rose", sagte sie, „trage sie auf dem Herzen, sie wird dir Glück bringen." Das that der Prinz und erzählte seiner Schönen seine Geschichte von dem Tage an, da er das väterliche Haus verlassen, bis auf die List, die ihn in ihre Kammer gebracht hatte. Die schöne Fiorita freute sich seiner Kühnheit und sagte ihm, daß sie ihn wol zu ihrem Gemahl wolle, er aber, ehe dies sein könne, viele Schwierigkeiten zu überwinden habe, die ihm der König, ihr Vater, in den Weg legen werde. Da sei zuerst der Ort aufzufinden, wohin der König sie zusammen mit hundert andern Jungfräulein verstecke, alle in gleicher Weise gekleidet und verschleiert. „Ob dieser Aufgabe", sagte sie, „mache dir jedoch keinen Kummer: die Rose, die du mir von den Lippen genommen und die du deshalb immer auf dem Herzen tragen mußt, wird dich mit Kraft des Magnets erst nach dem Versteck und dann in meine Arme führen. Der schwierigere Theil ist dir aufbehalten, doch da mußt du selbst zusehen, wie du dich herausziehst. Da walte unser gutes Glück!"

Sogleich ging nun der Prinz zum Könige und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Er sagte sie ihm zu, wenn er seine Aufgaben vollbringe. Die Rose half ihm gar leicht über die erste hinweg: er fand die schöne

Fiorita unter hundert Jungfräulein heraus. Damit war aber dem Könige nicht Genüge gethan. Er ließ den Jüngling in ein großes weites Gewölbe einschließen, das war voll Früchte, diese Früchte solle er in einem einzigen Tage essen, oder er werde den Kopf verlieren. Da fiel dem Jünglinge der Muth, zum Glück erinnerte er sich an die Schweinsborsten und an den Rath, den ihm der Schwager gegeben hatte. Er warf die Borsten auf die Erde, und siehe, da kamen eine Menge Schweine herbei, immer mehr und immer mehr, die fraßen die Früchte bis auf den letzten Stiel auf und verschwanden. So war auch das gethan.

Schon aber kam der König mit einer neuen Aufgabe hervor. Er verlangte, daß der Prinz die Prinzessin durch den allersüßesten Gesang der allerschönsten Vögel der Welt in Schlummer singen ließe. Da gedachte der Prinz der Federn, die ihm der Schwager Jäger gegeben, und wirft sie auf den Boden. Siehe, da flattern herbei die allerschönsten Vögel und fangen einen Gesang an so lieblich, daß auch der König in Schlaf fällt. Ein Diener jedoch, dem er vorher Befehl gegeben, mußte ihn sogleich wieder wecken, und nun sagte er zu dem Brautpaar: „Jetzt gehört ihr euch ganz in euerer Liebe; morgen früh aber will ich ein Kind von zwei Jahren bei euch finden, welches sprechen und euch bei Namen nennen kann, sonst müßt ihr doch noch sterben."

Der Prinz und die Prinzessin gingen voll Trauer hinweg, doch tröstete sie der Prinz und sprach: „Laß uns zur Ruhe gehen, wer weiß, ob bis morgen nicht eine Hülfe erscheint!" In der Frühe erinnert er sich des Todtenknöchleins, das ihm der Todtengräber geschenkt.

Er warf es vom Bett aus auf den Boden, und siehe, ein wunderschöner Knabe erschien, der hatte einen Goldapfel in der rechten Hand und rief sie: „Vater und Mutter!“ Der König tritt in die Kammer, der Knabe geht ihm entgegen und legt ihm den Goldapfel in die Krone, die der König auf dem Kopfe hatte. Da küßte der König das Kind, segnete die Brautleute, und indem er die Krone abnahm, um sie dem Schwiegersohne aufzusetzen, sagte er: „Die ist jetzt dein!“

Nun bereitete man große Feste am Hofe für die Hochzeit, dazu wurden die drei Schwestern mit ihren Männern auch geladen. Und auch der Vater des Prinzen, der seinen Sohn schon längst verloren glaubte, eilte, als er diese frohe Kunde erhielt, herbei, um ihn zu umarmen und ihm seine Krone zu schenken. So wurden der Prinz und die schöne Fiorita König und Königin über zwei mächtige Reiche und lebten von da an glücklich und zufrieden.

Beutel, Mäntelchen und Wunderhorn.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, außer den drei Söhnen besaß er nichts als ein Haus, und auch dieses mußte er eines Tages, da Noth an den Mann kam, verkaufen, bis auf drei Steine, die vor der Thür standen. Wie er sterben wollte, bat er die Nachbarn, ihm einen Notarius zu rufen, das Testament aufzusetzen. Die Nachbarn lachten und sprachen: „Das Testament? Du hast ja nichts deinen Söhnen zu hinterlassen.“ Die Söhne, die das hörten, meinten auch, es sei nicht von nöthen. Der Vater bat aber so lange, bis einer kam und ihn fragte, was er schreiben sollte. „Ich hatte“, sagte der Sterbende, „ein Häuslein, dies verkaufte ich und behielt mir und meinen Söhnen nur die drei Steine vor, die vor der Thür stehen. Von diesen drei Steinen vermache ich meinem Erstgeborenen den ersten, meinem zweiten den andern, und der jüngste soll den dritten haben.“ So starb er.

Die Söhne wußten nicht, was anfangen, und da sie der Hunger plagte, sprach der älteste: „Was soll ich ferner in diesem Lande? Wer weiß, wo mir mein Glück blüht! Jetzt grabe ich mir den Stein heraus, den mir der Vater hinterlassen, und ziehe fort von hier.“

Die Herrin des Hauses wollte ihm den Stein abkaufen, er aber bestand auf seinem Rechte und grub ihn aus. Auf dem Grunde fand er ein kleines ledernes Beutelchen, das steckte er zu sich, lud den Stein auf und ging in ein anderes Land. Dort angekommen, setzte er sich nieder, um auszuruhen. Er zog das Beutelchen hervor, es war leer, und er sprach traurig vor sich hin: „O, Beutelchen, wäre ein Hellerlein in dir, daß ich mir Brot kaufen könnte.“ Kaum hatte er dies gesagt, so lag ein Heller im Beutel. Nun faßte er Muth und sprach: „Beutelchen, gib mir hundert Dukaten!“ Und auch die gab ihm der Beutel, und so oft und so viel er sagte, alles bekam er, bis er unermeßlich reich wurde, so reich, um sich einen Palast zu bauen gegenüber dem Schlosse des Königs. Dort schaute er jeden Morgen heraus, und weil auch die Königstochter herausschaute, so machte er ihr bald süße Augen, und sie fing an seinem Herzen über die maßen theuer zu werden. Ihr näher zu kommen, machte er dem Könige einen Besuch als Nachbar, und die Prinzessin merkte gar bald, daß er ein reicher Mann sein müsse, reicher selbst als ihr Vater. Wie er darauf mit ihr sprach, sagte sie: „Gern nehme ich Euch zu meinem Gemahl, aber sagt mir zuvor, woher Euch solcher Reichthum kommt.“ Der Thor zeigte ihr das Beutelchen und erklärte ihr, wie es zu benutzen wäre. Da wurde die Prinzessin froh, gab ihm beim Essen einen Schlaftrunk unterm Wein, nähte ein Beutelchen, genau wie das seine, das sie zu sich steckte, und kümmerte sich nicht weiter um den Betrogenen. Der merkte nur zu bald, wie die Dinge standen, das Beutelchen gab nichts mehr her, und als er alles Vorhandene aufgezehrt, auch den Palast verkauft hatte, mußte er als ein



armes Landläuferlein weiter wandern und wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte.

Da hörte er einst, wie sein mittlerer Bruder reich geworden wäre, zu dem machte er sich also auf den Weg, ihm sein Misgeschick zu erzählen. Der Bruder kam ihm voll Liebe entgegen, und als ihn jener um den Grund seines Reichthums fragte, erzählte er, wie auch ihn der Hunger geplagt und er, da er nicht mehr wußte, was thun, den Stein ausgegraben und ein Mäntelchen gefunden habe. Das Mäntelchen aber hatte eine geheime Kraft besessen, denn als er es zum Scherz um seine Schultern warf, bemerkte er, daß ihn die Leute nicht mehr sehen konnten. So oft er den Versuch machte, immer geschah es, daß ihn niemand von den Umstehenden weiter sehen konnte. „Als mich jetzt der Hunger plagte“, fuhr er fort, „ging ich in eine Schenke, nahm mir ungesehen Brot und Wein und ging weg, ohne daß mich jemand angehalten hätte. Mein Werk setzte ich bei Goldschmieden und Kaufherren fort, raubte auch die Geldpost des Königs aus und wurde schließlich so reich, daß ich nicht mehr wußte, was alles mit meinem Gelde anfangen.“ — „Wenn das so ist“, sagte verwundert der andere, „so bitte ich dich, lieber Bruder, leihe mir das Mäntelchen ein wenig, bis ich wieder auf einen grünen Zweig gekommen, dann geb' ich's dir zurück.“ Der Bruder gab ihm das Mäntelchen und sprach: „Geh' hin und brauche seiner zu deinem Glücke.“ Der Aelteste nahm darauf Abschied und wanderte ins Land hinein. Das Mäntelchen that seine Pflicht, und sein jetziger Besitzer trieb es ärger, denn zuvor sein Bruder; wo irgend Gold und Silber lag in Schränken und in Kisten, das wurde von ihm mitgenommen. Aber die Königstochter

kam ihm nicht aus dem Sinn, und als er genug zusammengebracht, ging er schnurstracks wieder zu ihr. Wie die ihn reicher erfand denn zuvor, neigte sie sich ihm voll Holdseligkeit und fragte ihn schmeichelnd: „Gern will ich deine Gemahlin sein, aber sage mir, woher kommt dir solcher Reichthum, daß du selbst reicher bist als mein Vater?“ Er vertraute ihr sein Geheimniß, zeigte ihr auch das Mäntelchen, und es geschah, was geschehen mußte: die Königstochter führte ihn zur Tafel und sprach: „Jetzt essen und trinken wir, ein Vergnügen findet sich dann schon.“ Seelenvergnügt aß er und trank den rothen Wein und merkte es nicht, der Thor, wie jene wieder falsches Spiel spielte und ihm einen Schlaftrunk in den Wein mischte. Er schlief fest ein, die Prinzessin nahm ihm sein Mäntelchen, fertigte ein ganz gleiches, das sie an Stelle des ersten steckte, und er merkte den Betrug nicht eher, als bis er in ein Haus trat, wo sechs starke Brüder wohnten, an deren Tisch er sich ungesehen zu setzen meinte. Sie sahen ihn aber gar wohl, und wie er ungeladen über ihre Speisen herfuhr, so prügelten sie ihn windelweich und warfen ihn zur Thür hinaus.

Nachdem sein Rücken heil geworden, merkte er, daß er hier nichts mehr zu schaffen habe, die Reichthümer waren zu Ende, und er wollte nach Hause, um sich als Knechtlein zu verdingen. Hier hörte er jedoch, daß sein jüngster Bruder indessen steinreich geworden sei, er habe einen Palast und große Dienerschaft. Da kamen ihm andere Gedanken, er beschloß zu diesem Bruder zu gehen, der werde ihn nicht in der Noth sitzen lassen. So ging er hin. Der Bruder freute sich gar sehr und rief: „O, mein Bruder, du? Wo bist du gewesen? Schon lange

betrauerte ich dich als todt.“ Darauf umarmte er ihn und küßte ihn von Herzen. Wie jener merkte, daß ihm der jüngste Bruder gar freundlich gesinnt sei, fragte er ihn: „Aber sag' mir, Brüderlein, woher kam dir dieser Reichthum?“ Da hub der Jüngste an und erzählte: „Da unser Vater gestorben war, ging's mir gar schlecht, und da uns dieser statt Brotes einen Stein hinterlassen hatte, plagte auch mich der Hunger gar gewaltig. In der Verzweiflung reiße ich meinen Stein aus der Erde und finde darunter ein Hörnlein. Zum Spaß nur blase ich hinein, doch siehe, es erschien mit einem mal eine große Menge Kriegsknechte, diese fragten mich: «Was ist Euer Befehl?» Da zog ich den Athem ins Horn zurück und sie verschwanden. Jetzt wußte ich, was ich zu thun hatte. Ich streifte mit meinen Scharen durch Städte und Länder, bekriegte und eroberte, sammelte unermeßliche Beute, und als ich genug beisammen hatte, kehrte ich heim, baute mir diesen Palast und lebe als ein reicher Mann herrlich und in Freuden.“ Der ältere Bruder hatte alles stillschweigend mit angehört, am Schlusse bat er ihn, ihm sein Wunderhörnlein so lange zu leihen, bis er sich wieder auf die Beine gebracht, dann wolle er es ihm schon zurückgeben.

Gern ließ es ihm der Bruder, küßte ihn, umarmte ihn und ließ ihn ziehen, sein Glück zu versuchen. Das erste, was dieser that, war, eine Stadt zu erobern, die wegen ihrer Reichthümer in aller Welt bekannt war. Vor den Thoren angelangt, stieß er ins Horn, und die Kriegsleute kamen, und so lange blies er, bis sich die ganze weite Ebene vor der Stadt mit Soldaten gefüllt hatte. Denen befahl er, die Stadt anzugreifen und zu plündern. So geschah es. Die Mannen stürmten die

Mauern, überstiegen sie und in Bälde kehrten sie zurück, reich beladen mit Gold und Silber und allen erdenklichen Kostbarkeiten. Mit diesen Reichthümern ging er nach der Stadt, wo die Königstochter wohnte, stieg in einem vornehmen Hause ab, verwahrte seine Schätze, steckte das Wunderhorn bei und suchte die Prinzessin auf. Diese war freundlich zu ihm, und auch der König und die Königin machten ihm ein zufriedenes Gesicht und luden ihn zur Tafel ein.

Die Prinzessin aber meinte es nicht gut, sie brannte der Gedanke, zu erfahren, wodurch er neuerdings reich geworden. So ließ sie denn nicht nach mit Bitten und Schmeicheln und erreichte, daß er ihr das Wunderhorn zeigte und sich rühmte, damit tausend Millionen Kriegsknechte aus dem Boden rufen zu können. Die Prinzessin ließ sich nichts merken, aber bei Tisch mischte sie ihm einen so starken Schlaftrunk, daß er vierundzwanzig Stunden lang schlafen mußte. Während dieser Zeit nahm sie ihm das Hörnlein weg und legte ein anderes an seine Stelle.

Andern Tages, als er erwachte und sich die Augen rieb, kamen der König und die Königin, verspotteten ihn wegen seines Betrunkenseins und schickten ihn schnöde hinweg. Beschämt raffte er seine Reichthümer zusammen und reiste in ein anderes Land. Unterwegs fiel er unter die Räuber, die ihn ausplündern wollten. Er aber, nicht faul, wischte mit dem Horn hervor und stieß hinein. Diesmal kamen jedoch keine Soldaten, er mochte blasen, daß er blau wurde: es kam niemand, ihm zu helfen. So mußte er seine Habe den Buschkleppern lassen und bekam außerdem noch so jämmerliche Prügel, daß er, über und über voller Striemen, halbtodt am Wege liegen blieb. Mit dem Horn am Munde erwachte



er, und nun wußte er ganz genau, daß ihm auch dieses vertauscht worden und daß er auch den jüngsten Bruder ins Unglück gestürzt hatte. Er wollte jetzt nicht länger leben und beschloß, sich von einem Felsen zu stürzen.

Er steigt hinauf, und auf der Spitze angekommen, springt er hinab in die Tiefe. Die Sinne schwanden ihm bereits, als er fühlte, wie er in den Aesten eines Baumes hängen blieb. Er macht die Augen auf und sieht einen schwarzen Feigenbaum, über und über mit Früchten bedeckt. Noch einmal erwacht in ihm die Lust zum Leben, und er denkt, es könne zum wenigsten nichts schaden, wenn er sich erst noch einmal satt an Feigen esse, sterben könne er ja dann immer noch. So fing er an zu essen und merkte es anfangs gar nicht, wie ihm bei jeder Feige, die er verschluckt hatte, ein Horn aus dem Kopfe gewachsen war: Stirn, Wangen und Schläfe waren mit wunderlichsten Hörnern bedeckt. Wie er sich dessen bewußt ward, dachte er: jetzt ist's erst recht Zeit zu sterben, und ließ die Aeste des Baumes los und fiel weiter hinab in die Tiefe, fiel und wurde von einem weißen Feigenbaum aufgefangen, der wie der erste mit Früchten übersäet war. Er kam zu sich, sah die Menge der köstlichen Früchte und dachte: Mehr Hörner, als ich jetzt habe, kann ich unmöglich bekommen, sterben muß ich einmal, also ... Und er begann die Früchte zu essen. Aber wie er aß, merkte er, daß sich bei jeder Feige ein Horn zurückzog und verschwand, er fühlt noch immer mehr schwinden, bis sie alle miteinander verschwunden waren. Jetzt kam ihm ein Gedanke. Vorsichtig kletterte er zu den schwarzen Feigen empor, pflückte sich alle Taschen voll und ging zurück in die Stadt.

Hier legte er die Feigen in ein nettes Körblein,

kleidete sich als Bauer an und rief sie, weil sie außergewöhnlich zeitig waren, vor dem Königspalaste aus. Der König hörte den Ruf, ließ ihn hereinrufen und kaufte ihm alle Feigen ab. Mittags erschienen die schönen Feigen auf der königlichen Tafel, und alle aßen davon, am meisten jedoch die Königstochter, da sie ihr besonders gut schmeckten. Kaum waren sie fertig, so bemerkten sie mit Schrecken, daß sie die Gesichter voll Hörner hatten, am meisten wieder die Prinzessin. Da war guter Rath theuer! Sie riefen die Aerzte der Stadt herbei, die schüttelten den Kopf und sagten: „Hier können wir nichts thun.“ Der König schickte darauf einen Herold durchs ganze Land, der mußte verkünden: „Wer den König und seine Familie von der Plage der Hörner befreit, darf sich von ihm eine Gnade erbitten, was es auch sei, er wird es ihm gewähren.“

Dies kam auch vor die Ohren des Feigenhändlers, und nun ging er zu dem weißen Feigenbaume, pflückte sich genügend davon, verkleidete sich als Arzt und ging zum Könige. Der ließ ihn gern vor, und der Arzt begann: „Herr König, ich bin der Mann, der Euch und die Euern von den Hörnern befreien kann, aber ...“ Die Königstochter fiel ihm ins Wort und rief: „O Vater, die meinen muß er zuerst wegschaffen.“ Da ging der Arzt mit ihr in eine Kammer, schloß sie ab und fragte die Gehörnte: „Erkennst du mich? Ja oder Nein. So höre, was ich dir in zwei Worten sage: entweder gibst du mir meine Sachen: das Beutelchen, das Mäntelchen und das Wunderhorn, zurück und ich befreie dich von den Hörnern, oder ich lasse dir noch einmal so viele wachsen. Wähle!“ Die Königstochter, die so viel Kummer um den bösen Schmuck gelitten hatte

und ihm eine Rache gar wohl zutraute, sprach: „Schaff' mir die Hörner weg, und du bekommst alles zurück, doch mußt du mich zu deiner Frau machen." Das war er zufrieden, die Prinzessin gab ihm die Sachen zurück, und wie er sie hatte, ließ er sie so viel weiße Feigen essen, als sie Hörner hatte, und sie verschwanden sämmtlich. So geschah es auch mit dem König und der Königin und allen, so von den schwarzen Feigen gegessen hatten, und darauf erinnerte er den König an die versprochene Gnade und bat ihn um die Hand seiner Tochter. So wurde gar bald Hochzeit gemacht. Mäntelchen und Horn gab er jetzt seinen Brüdern zurück, denn er brauchte sie nicht mehr, da er sein Beutelchen Gib=Geld wieder hatte. Als nach Jahr und Tag der alte König starb, wurde er König und seine Frau Königin, und sie lebten glücklich und zufrieden.

Sie thäten des Glücks in Fülle genießen;
Wir aber sind ein Bündel Radiesen.

Das Lavendelstöckchen.

Es war einmal ein Vater, der hatte eine Tochter, die hieß Viola, und weil die Mutter todt war, schickte er sie zu einer Lehrerin, damit sie gut erzogen werde. Diese Lehrerin nun hatte ihr Haus gegenüber dem Schlosse des Königs, dort schaute der Sohn des Königs heraus, und wenn Viola ans Fenster trat, so blickte sie ihm gerade ins Gesicht. Eines Tages, wie sie gerade ihr Lavendelstöckchen goß, fragte sie der Prinz:

Viola, Viola, sag' mir auch,
Wieviel Blätter hat der Lavendelstrauch?

Sie wußte es nicht, und ganz beschämt lief sie zur Lehrerin. Die fragte: „Was hast du?" Und Viola antwortete: „Der Königssohn hat mir eine Frage vorgelegt und gesagt:

Viola, Viola, sag' mir auch,
Wieviel Blätter sind am Lavendelstrauch?"

„Höre, mein Kind", antwortete die Lehrerin, „sollte er dich wieder fragen, so sprich nur:

Herr König, Herr König, sagt mir an,
Wieviel Sterne am Himmel stahn."

So geschah es, und als der Königssohn am nächsten Morgen wieder ans Fenster trat und seine Frage that, rief Viola dagegen:

> Herr König, Herr König, sagt mir an,
> Wieviel Sterne am Himmel stahn.

Der Königssohn wußte nicht zu antworten und es schien ihm das eine rechte Schande zu sein. So sann er darauf, sich an Viola zu rächen. Er ging im geheimen zur Lehrerin und sagte ihr: „Wenn du mich diesen Abend unter Viola's Bett verstecken läßt, so gebe ich dir, was du willst.“ Die Lehrerin sagte Ja, und als es Nacht geworden war und Viola im tiefen Schlafe lag, nimmt der Königssohn eine lange spitze Nadel und sticht sie durch die Kissen hindurch hier und dort. Viola erwacht, wird unruhig und klagt der Lehrerin, wie sie vor Flöhen und Wanzen nicht schlafen könne. Immer wieder fragte die Lehrerin: „Viola, warum schläfst du nicht?“ Und immer wieder antwortete Viola: „Ach, weil mich Floh und Wanze sticht.“

Wie sich die zwei am andern Morgen wiedersahen, rief der Königssohn herüber:

> Viola, Viola, sag' mir auch,
> Wieviel Blätter sind am Lavendelstrauch?

Und sie dagegen:

> Herr König, Herr König, sagt mir an,
> Wieviel Sterne am Himmel stahn.

Dann lachte jener und sagte:

> Viola, warum schläfst du nicht?
> Ach, weil mich Floh und Wanze sticht.

Da lief Viola zu der Lehrerin und sagte: „Ihr habt mir da einen bösen Streich gespielt, und ich mag nicht länger bei Euch bleiben.“ Sie kehrt also zu ihrem Vater zurück, klagt ihm weinend ihr Leid und erzählt ihm die Geschichte vom Königssohne und dem Verrath der Lehrerin. Der Vater tröstet sie und spricht: „Sei ruhig, meine Tochter, der Königssohn soll nicht über dich triumphiren. Laß mich nur machen.“ Er kauft jetzt ein wunderbares Pferd, und bei dem Goldschmiede läßt er einen Gürtel aus lauterm Golde machen. Beides bringt er zu der Tochter und sagt ihr: „Setze dich zu Pferde, nimm den Gürtel und reite am Schlosse des Königs auf und ab.“ Wie sie unter den Fenstern war, wo der Prinz herausschaute, ließ sie den Gürtel in der Sonne blitzen und rief:

Wer mein Rößlein küßt unterm Schwanz,
Hat den Gürtel von Golde ganz!

Jenem stach das Gold in die Augen, er ließ sich herbei und sagte zur Reiterin: „Komm nur her, ich thue es wohl!“ Und wirklich that er's, dann aber sprengte das Mädchen spornstreichs davon und ließ den Prinzen, ohne ihm den Gürtel gegeben zu haben, zurück, ihm noch aus der Ferne zurufend:

Den Kuß, den gab der Königssohn,
Der Gürtel ward ihm nicht zum Lohn.

Am nächsten Morgen schickte der Vater sie wieder zur Lehrerin. Doch kaum zeigte sie sich am Fenster, als auch der Königssohn drüben heraussah. Er grüßte sie und sprach: „Wie geht's der Viola? Es ist lange, daß

ich sie nicht gesehen habe. Nun soll sie mir auch Red' und Antwort stehen:

> Viola, Viola, sag' mir auch,
> Wieviel Blätter hat der Lavendelstrauch?"

Sie war schnell mit der Gegenfrage bereit:

> Herr König, Herr König, sagt mir an,
> Wieviel Sterne am Himmel stahn.

Da höhnte er sie aufs neue und sprach:

> Viola, warum schläfst du nicht?
> Ach, weil mich Floh und Wanze sticht.

Doch schnell gab sie ihm zurück:

> Den Kuß, den gab der Königssohn,
> Der Gürtel ward ihm nicht zum Lohn.

Da zog sich der Königssohn beschämt zurück und dachte nach, wie er der Viola einen neuen Tort anthun könne. Er kleidete sich als Fischer, nahm einen Korb voll Fische und rief durch die Straße: „O, welch schöne Fische! O, welch schöne Fische!" Viola fragte, was er für die Fische wolle, und er rief hinauf: „Meine Fische sind für Geld nicht feil, aber für einen Kuß mögt ihr sie wol haben!" Viola verwunderte sich wol, daß man Fische um Küsse verkaufe, und glaubte, er scherze nur. „Ich scherze nicht", sagte er, und dann:

> Für einen Kuß, o Mägdelein,
> Sind alle meine Fische dein.

Viola dachte, auf einen Kuß soll mir's nicht ankommen, ging hinab und gab ihm den Kuß, worauf er

mit seinen Fischen davonlief. Am andern Morgen begann das Spiel aufs neue. Frage hier, Antwort da. Als aber Viola gesagt hatte:

> Den Kuß, den gab der Königssohn,
> Der Gürtel ward ihm nicht zum Lohn —

antwortete jener:

> Am Kusse hab' ich mich gelabt,
> Die Fischlein hast du nicht gehabt.

Viola ging ärgerlich zu ihrem Vater, erzählte ihm alles, und der beschloß, sie nicht mehr zur Lehrerin zu schicken. Der Königssohn mochte jetzt hinüberblicken so oft er wollte, Viola erschien nicht mehr am Fenster. Da wurde er vor Kummer ganz krank. Wie sein Vater, der König, zu ihm kam, bat er ihn und sprach: „Ach Vater, Vater, ich bin so krank, ich bitte Euch, laßt die Aerzte kommen, ob sie mich wol gesund machen." Die Aerzte kamen, aber keiner wußte, was dem Königssohn fehle, und die Krankheit wurde immer schlimmer und schlimmer. Da ließ der König Botschaft in alle Lande tragen und alle Aerzte der Welt auffordern, seinen Sohn zu heilen. Das hörte auch Viola, kleidete sich alsbald wie ein fremder Arzt und ging in das Schloß. Sie wurde vor den König geführt und sprach: „Herr König, ich bin gekommen, Euern kranken Sohn gesund zu machen. Wo ist er?" Der König führte sie in die Kammer des Königssohnes, und sie sprach: „Höret, was ich Euch sage. Laßt alle Fensterläden schließen, und ich verschließe die Thür von innen, denn nur im Finstern kann ich ihn besuchen. Hört Ihr dann Stimmen, so ist das ein Zeichen von Besserung, und Ihr braucht nicht etwa her-

beizulaufen.“ Der König that alles, was ihm dieser Arzt sagte, denn er hoffte, seinen Sohn zu retten. Kaum war Viola allein, so lief sie durch die Kammer des Kranken, rasselte mit Ketten und rief:

Es kommt der Tod, das Klapperbein,
O Königssohn, du bist jetzt sein.

Das wiederholte sie vielemal, und der arme Königssohn fing an aus Angst zu schwitzen. Nun ging sie fort, trat vor den König und sprach: „Euer Sohn ist geheilt. Morgen in der Frühe aber setzt ihn an das Fenster, dem gegenüber wohnt ein schönes Mädchen, Viola, das liebt er über die maßen, so hat er mir gebeichtet, und hat er es gesehen, so wird er ganz genesen sein.“ Der König versprach, die Vorschriften des Arztes zu erfüllen, denn er hatte seinen Sohn zu lieb.

Andern Tages war Viola bei der Lehrerin, und da saß auch schon der Königssohn und fragte: „Viola, bist du endlich wieder da?“ Sie sagte, daß sie mit ihrem Vater eine Reise gemacht habe, und fragte ihn, wie es ihm gehe. Er seufzte und that sofort seine alten Fragen wieder, und Viola blieb ihm keine Antwort schuldig. Kaum hatte er diesmal gesagt:

Am Kusse hab' ich mich gelabt,
Die Fischlein hast du nicht gehabt —

antwortete Viola schon:

Es kommt der Tod, das Klapperbein,
O Königssohn, du bist jetzt sein!

Das hatte auch der König gehört, er ließ das Mädchen zu sich kommen, und sie mußte ihm ihre Geschichte

erzählen, und wie er diese wußte, ließ er sie wieder nach Hause. Da fing der Sohn an zu klagen und zu weinen, er wolle Viola zur Frau, und klagte so lange, bis der König und die Königin sich entschlossen, zu Viola's Vater zu gehen und ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten. Der Vater war bereit, sagte aber, daß er zuvor noch mit seiner Tochter sprechen müsse, und die verlangte vierzig Tage Zeit. In dieser Zeit formte sie aus einer mächtig großen Flasche, aus Mehl und Honig eine Puppe, so groß wie sie selber und ihr ähnlich. Darauf wurde die Hochzeit gefeiert.

In der Nacht, wo sie sich schlafen legen wollten, legte sie an ihrer Statt die Puppe ins Bett, band einen Faden daran, dessen Ende sie in der Hand hielt, und trat hinter die Thür. Wie der Königssohn hereintrat, begann er: „Viola, gedenkst du des Tages, da ich dich fragte:

Viola, Viola, sag' mir auch,
Wieviel Blätter hat der Lavendelstrauch?"

Die Puppe nickte mit dem Kopfe.

„Denkst du weiter daran, wie ich dir die Fische um einen Kuß verkaufen wollte?"

Wieder neigte die Puppe ihr Haupt.

„Erinnerst du dich daran, wie du mich mit dem Tode genarrt? Ja? Nun so frage ich dich, thut es dir leid, daß du mir solches gethan?"

Jetzt schüttelte die Puppe mit dem Kopfe. Kaum sah er dies, so zog er sein Schwert und gab ihr einen Hieb in den Hals. Die Flasche brach und der Honig floß heraus. Er leckt das Schwert ab und ruft verwundert: „Ei, wie süß ist das Blut meiner Frau!

Und eine so süße Frau hab' ich umgebracht? Ach, so will ich mich auch umbringen!" Er zückt das Schwert gegen seine Brust ... da tritt Viola hinter der Thür hervor und ruft: „Halt! Ich lebe! Ich lebe!" Sie umarmten und küßten sich.

Die Puppe aus Zucker und Honig, schau,
Aßen sie auf als Mann und Frau.

Das goldene Schachspiel.

Ein reicher Herr hatte einen Pachter, der war die Sparsamkeit selbst und gewann sich nach und nach eine Heerde von zwölf Schafen. Als er starb, ließ er die Schafe seinem Sohne Peter und sprach zum Herrn: „Ich lege Euch meinen Sohn ans Herz, seid freundlich zu ihm.“ Dieser Herr liebte nichts so sehr als das Schachspiel und meinte, er wolle es auch einmal mit dem Sohne seines Pachters versuchen. Er rief ihn und sprach: „Peter, komm, wir wollen um ein Schaf spielen.“ Peter antwortete: „Herr, was brauchen wir lange zu spielen, alle meine Schafe sind Euer.“ Der Herr sagte: „Es ist nicht um die Schafe, es ist um das Spiel, und spielen müssen wir.“ So setzten sie sich und begannen zu spielen. Sie spielen, und Peter gewinnt. „Setzen wir jetzt der Schafe zwei“, sagt der Herr. Und wieder gewinnt der Knabe. Der Herr setzt vier Schafe, er setzt acht, dann sechzehn, zuletzt zweiunddreißig ... der Knabe gewinnt und gewinnt. Und da die Nacht herum war, hatte er alle Schafe und Ziegen seines Herrn gewonnen. Sagt zu ihm der Herr: „Peter, heute verkaufst du die Milch auf deine Rechnung.“ — „O nein“, antwortet dieser, „wie kann das sein, Ihr seid

der Herr und ich der Knecht.“ Doch der Herr ließ nicht ab und sagte, es müsse so sein.

Am nächsten Abend ruft der Herr den Knaben wiederum zum Schachspiel und sagt: „Heute setze ich eine Kuh gegen acht von deinen Schafen.“ Peter mußte gehorchen und gewann die Kuh. Der Herr sagt: „Jetzt eine Kuh gegen eine Kuh.“ Und Peter gewann wieder. Er warnte den Herrn, dieser aber wollte nichts hören, und so setzte Peter, in der Hoffnung, seinen Herrn einen guten Gewinn machen zu lassen, hundert Schafe gegen zwölf Kühe; aber auch hier gewann er. Der Herr setzte darauf vierundzwanzig Kühe, er setzte vierundvierzig ein, er verlor, und Peter gewann ihm alle seine Kühe ab. Der Herr ergrimmte, sagte aber doch: „Morgen verkaufst du auch die Kuhmilch auf deine Rechnung.“ Und obschon sich der Knabe weigerte, blieb es doch dabei.

Jetzt besaß der Herr nur noch die Pferde und die Maulthiere, und wie sie am Abend wieder beim Spiel saßen, setzte er diese gegen die Kühe: zwölf gegen zwölf, vierundzwanzig gegen vierundzwanzig, und so fort, bis er auch sie alle miteinander an Peter verloren hatte. Jetzt setzte er Haus und Hof ein, aber eins, zwei, drei, Peter gewinnt auch diesmal, und aus war es.

„Peter“, sagte darauf der Herr, „jetzt kannst du mich zu deinem Knecht nehmen. Willst du, so bleib' ich, willst du nicht, geh' ich meiner Wege.“ Peter antwortete: „Wenn es Euch recht ist, so bleibet als Verwalter der Güter, ich bin es gar wohl zufrieden.“ So versorgte der Herr die Geschäfte und kam oft in die Stadt, die Waaren zu Markte zu bringen. Eines Tages fand er an den Mauern große Zettel angeschlagen, darauf stand geschrieben, daß die Tochter des Königs von Spanien

sich vermählen wolle, und zwar sollte derjenige ihr Mann sein, der sie im Schachspiel besiege. Eilig kam der Verwalter nach Hause und sagte es Peter an, wie er jetzt sein Glück machen könne. „Gehe hin", sprach er, „du wirst siegen!" Nun ließ sich der Jüngling bei einem Goldschmiede ein Schachbret machen, das man nach Art eines Buches öffnen und schließen konnte. Das Schachbret war golden, die Schachfiguren halb aus Silber, halb aus Gold. Darauf macht er sich, als Bauer gekleidet, auf den Weg, wandert und wandert; weil aber die Sonne gar zu mächtig war, schläft er unter einem Baume ein. Drei Feen gehen vorüber, sehen den Jüngling und sagen: „Wie schön ist er! Wollen ihm eine Gabe zurücklassen." So legte ihm die erste einen Beutel, die zweite ein Tafeltuch, und die dritte eine Violine zur Seite, und sie sprachen: „So oft er den Beutel öffnet, soll er ihn immer gefüllt finden. So oft er das Tafeltuch ausbreitet, soll es ihm Speise und Trank geben. So oft er auf der Violine spielt, muß tanzen, wer ihn hört." Sie verschwanden, und Peter erwachte. Erwachte und rieb sich die Augen und sprach: „War das ein Traum? Drei Frauen beschenkten mich?" Er sieht sich um und findet die Sachen: Beutel, Tafeltuch und Violine. Schnell nimmt er das Tuch, breitet es aus und wünscht sich, zu essen. Und da standen sie: Mehlspeisen, Braten, Fische, Würste, was das Herz begehrte, und er aß, wie er noch nie gegessen. Dann lud er sich die Sachen auf und ging vergnügt weiter. Er kam aber an einen Kreuzweg und wußte nicht, welches die Straße nach Spanien war. Ein Schweinehirt war nicht weit davon, den rief er an und sprach: „He, Gevatter, wo-



hin geht der Weg nach Spanien?“ Der gab ihm, grob wie er war, keine Antwort, sondern drehte ihm den Rücken. „Ei“, sagte Peter, „den wollen wir geschmeidig machen; sehen wir einmal zu, was die Violine kann.“ Er zieht sie hervor, und beim ersten Striche schon fängt der Grobian mitsammt seinen Schweinen zu tanzen an, tanzt und tanzt, daß er den Athem verliert und nur noch rufen kann: „Gnade, Gnade! Genug, genug! Um der Barmherzigkeit willen!“ Jetzt erst hört Peter auf, setzt die Violine ab, und der Schweinehirt weist ihm ganz artig den Weg nach Spanien.

Er kommt dort an, geht durch die Stadt und sucht den Palast des Königs. Man zeigt ihm diesen, und da steht auch an der Thür angeschlagen wieder die Bekanntmachung des Königs. Er ist also zur Stelle und will eintreten, die Schildwache hält ihn zurück und fragt: „Was willst du?“ — „Mit der Königstochter Schach spielen.“ — „Ei du Bauerlümmel“, rief die Wache, „mach’, daß du fortkommst! So viele Kaiser und Könige sind gekommen und haben mit der Prinzessin gespielt, wie darfst du es wagen?“ Peter zeigte auf die Bekanntmachung und wollte mit Gewalt hinein. Bei dem Lärm, der entstand, schauten die Hofleute zum Fenster heraus und fragten, was los sei. „O“, rief die Wache hinauf, „es ist hier ein Bauerlümmel, der durchaus mit der Prinzessin Schach spielen will.“ Und jene: „Laßt ihn nur herein, der König will es also.“ Da trat Peter ein und ging zum Könige; der läßt die Tochter rufen und sagt zu ihr: „Was willst du thun? Dieser Bauer verlangt, mit dir zu spielen, mit dem wirst du bald fertig.“ Die Königstochter nahm ganz stolz ihr Schachspiel und forderte den Jüngling auf, mit ihr zu kommen.

Doch kaum sieht dieser das Schachspiel, so ruft er: „Wie, eine Königstochter will auf so schlechtem Brete spielen? Ist das auch schicklich? Das darf ich nicht leiden.“ Und nimmt das Schachbret und wirft es zum Fenster hinaus. Dann zieht er sein goldenes hervor. Wie das die Prinzessin sieht, denkt sie: „Ich muß auf meiner Hut sein, das ist sicher kein gemeiner Bauer.“ Als sie die Figuren theilten, gab er der Königstochter die goldenen und behielt die silbernen für sich. Das Spiel begann, und gar bald standen die Dinge für die Königstochter schlimm genug. Sie war nahe daran zu verlieren, da gibt sie ihm von hinten einen tüchtigen Knipp ins Fleisch, und wie sich Peter umsieht, versetzt sie rasch die Figuren, und er verliert. „Du hast verloren“, ruft sie triumphirend. „Herr König, er hat verloren, laßt ihn zu den andern ins Gefängniß werfen!“ Es geschah so, und die andern waren Könige, Königssöhne und Prinzen, an zwei Dutzend, die gleich ihm verloren hatten. Peter brachte Leben in die Gesellschaft, sie trieben ihren Witz mit ihm und hänselten ihn, wo sie nur konnten. Peter blieb erst ruhig und sagte: „Laßt mich in Frieden, es möchte euch schlecht bekommen, denn ich würde euch die Beine gehörig lupfen.“ Das war aber nur Oel ins Feuer, und sie trieben es jetzt ärger als zuvor. Da stellte sich Peter in einen Winkel, holte seine Geige hervor, strich darauf, und nun ging ein Tanzen los, daß die Herren nur so flogen. Gar bald hatten sie den Athem verloren und riefen: „Genug! Hör' auf! Peterchen, hör' auf!“ Er aber spielte wacker drauf los und sprach: „Kühlt euch nur erst gehörig das Blut ab, dann wollen wir uns weiter sprechen.“ Wie er glaubte,

es sei genug, steckte er seine Geige ein, und jetzt wurden sie die allerbesten Freunde, kamen herbei und nannten ihn ihren lieben Bruder.

Zwei oder drei Tage waren vergangen, da fragte die Kronprinzessin den Gefangenwärter: „Nun, was macht man im Gefängnisse?“ — „O“, antwortete dieser, „seitdem der Bauer drinnen ist, herrscht eitel Lustbarkeit unter den Gefangenen.“ — „So“, antwortete sie, „man muß ihnen also den Brotkorb höher hängen, du wirst ihnen nichts mehr zu essen bringen.“ Da bekamen die Herren lange Gesichter und fragten Peter, ob er etwa auch aus Steinen Brot machen könne? Und Peter antwortete: „Ja freilich kann ich das. Habt nur keine Angst, wir werden ein köstlich Mahl halten.“ Jetzt paßten sie auf, wie er das machen wolle, aber die Küche blieb finster, kein Feuer ward angezündet, die Katze lag in der Asche und schlief. Da meinten sie wol, er habe sie zum besten, denn die Essensstunde war gekommen. Plötzlich fragte sie Peter: „Nun, ihr Herren, was wollt ihr essen?“ Sie antworteten: „Uns ist es gleich, gib uns, was du willst!“ Sie setzten sich, und Peter breitete das Tischtuch zwischen ihnen aus ... und da stand ein Essen für vierzig Personen und mehr bereitet: Suppe, Brot, Braten, Fisch, Kuchen und Wein von allen Sorten und aus aller Herren Ländern. Kaum war ein Gericht zu Ende, stand auch schon ein neues da; so ging es bis zum Gefrorenen und zum Kaffee. Anfangs hatten sie große Augen gemacht, dann aber langten sie zu und es ließ sich keiner nöthigen. Den Rest des Mahles gab Peter dem Gefangenwärter, denn so erfuhr es der König gewiß, daß sie in Saus und Braus lebten. Wirklich lief dieser auch sofort zum Könige und

erzählte ihm alles. Da befahl ihm die Prinzessin, den Bauer zu ihr zu führen. Er kam, und sie sagte: „Peter, wie hast du es angefangen, die Leute so köstlich zu tractiren?“ — „Das möchtet Ihr wol gern wissen? Nun, ich will's Euch sagen: ich habe da ein Tischtuch, das mir alles gibt, was ich verlange.“ Das hätte die Prinzessin gern gehabt, und sie forderte Peter auf, mit ihr zu spielen, sie wolle ihre Person und er solle das Tischtuch einsetzen. Sie begannen, und wieder war Peter fast Sieger, als ihm die Prinzessin mit der linken Hand einen Knipp gibt, und wie Peter sich umschaut, versetzt sie die Figuren, und Peter verliert die Partie. Und wieder mußte er ins Gefängniß. „Wie dumm bist du, Peter“, riefen ihm die Herren entgegen, „wie dumm, lässest dich zum andern mal betrügen.“ Er erzählte den Kniff der Prinzessin, fing dann an auf seiner Geige zu spielen, und alle waren lustig und guter Dinge acht Tage lang.

Nach acht Tagen fragte die Königstochter den Gefangenwärter: „Wie steht's im Gefängnisse?“ — „O Herrin“, antwortete der, „was ich Euch damals gesagt: man singt, lacht und tanzt und ist guter Dinge. Der Bauer hat eine ganz wunderbare Violine.“ Da befahl sie, den Peter zu ihr zu führen, und sie begann: „Du bist ja ein Hexenmeister, Peter. Deine Violine möchte ich wol haben. Wir spielen darum, du setzest die Violine, ich dagegen meine Person.“ Peter war bereit, das Schachspiel begann. Diesmal hatten ihn die Herren gewarnt und gesagt: „Gib wohl Acht, kneift sie dich wieder, so dreh' dich nicht um, sonst kommst du aufs neue ins Gefängniß.“

Peter trieb sie gar arg in die Enge, und sie merkte, daß sie sich helfen mußte wie die andern mal. Peter aber paßte auf, und wie sie ihn von hinten knipp, packt er ihre Hand fest und sagt: „Jetzt spielt!“ Sie bat ihn, ihre Hand loszulassen, er aber zwang sie, erst fertig zu spielen, und da verlor sie. Das war ihr gar nicht lieb, und sie sprach: „Ich habe da zwei Gegenstände von dir, nimm sie, setze sie, und ich halte meine Person dagegen.“ Peter jedoch lachte sie aus und sagte: „Nein, nein, nichts da! Ich bin Sieger und will es bleiben.“

Sie kommen vor den König, und dieser, dem das Treiben seiner Tochter schon lange nicht gefallen hatte, sagte: „So ist's recht, meine Tochter hat ihren Mann gefunden, wenn es auch nur ein Bauer ist.“ Einer der Edelleute redete dagegen: „Das kann unmöglich ein Bauer sein, seht doch nur, wie vortrefflich er Schach spielte, und Geld hat er auch. Dahinter muß etwas stecken.“

Peter, kaum frei geworden, schrieb seinem Verwalter einen Brief: „Eben habe ich die Prinzessin im Schach besiegt, ich habe nichts mehr nöthig und mache Euch zum Herrn über meine Güter.“ Dann zog man ihm präch-tige Kleider an, und eine große Tafel wurde gedeckt. Peter ließ auch alle die königlichen Gefangenen aus dem Kerker holen, und nach Tische war ein großer Ball. Die Nacht kam, aber niemand fiel es ein nach Hause zu gehen, es schien, das Fest wollte kein Ende nehmen. Peter währte das zu lang, er rief seine Gemahlin: „Komm, stelle dich zu mir.“ Dann fing er an die Geige zu streichen, und nun begann ein Wirbeln und

Walzen zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, auf die Straße, und das Schloß war bald wie gekehrt. Nur der König und die Königin blieben zurück und Peter mit seiner jungen Frau.

Sie blieben glücklich und zufrieden;
Uns aber, uns ist nichts beschieden.

Lichtmeß.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten kein Kind, und weil der König besorgte, nie eins zu bekommen, erließ er ein Gebot in alle Lande, das lautete: „Jeder, dem es gelinge, der Königin zu einem Kinde zu verhelfen, wird der Vornehmste im Lande nach dem Könige sein; gelingt es ihm aber nicht, muß er des Todes sterben.“ Da kamen viele schöne Männer, Prinzen und Ritter, aber keinem gelang es, und sie bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben. Ganz zuletzt kam ein armer zerlumpter Greis, der trat vor den König und sprach: „Herr König, führt mich zu Euerer Gemahlin, und ich werde ihr zeigen, wie sie Kinder haben kann.“ Alle, die den gebrechlichen Alten sahen, verlachten und verspotteten ihn, trotzdem führte ihn der König zu seiner Frau. Der Alte sah sie kaum an und sagte: „Herr König, laßt den Meerdrachen tödten, laßt sein Herz von einem Jungfräulein kochen, wobei diese schon durch den bloßen Duft der Hoffnung werden wird, gebt das gekochte Herz der Königin zu essen, und es wird ihr dasselbe geschehen, und beide, Jungfrau und Königin, werden gleichzeitig jede ein wunderschönes Knäblein gebären.“

Der König verwunderte sich zwar dieses Rathes, that

aber dennoch wie der Alte gesagt, und alles traf zu nach dessen Worten. Die Jungfrau wie die Königin schenkten je einem wunderschönen Knaben das Leben; der der Jungfrau wurde Lichtmeß, jener der Königin Emilio genannt. Doch nur im Namen waren sie verschieden, sonst glichen sie sich wie ein Ei dem andern. Sie liebten einer den andern mit großer Liebe, und im Anfange liebte sie auch die Königin ohne Unterschied. Als sie jedoch heranwuchsen, ärgerte sich die Königin, wie so gar kein Unterschied zwischen beiden sei, und ihr Herz füllte sich mit Misgunst gegen den Sohn der Magd. Alsbald behandelte sie ihn übel und wollte nicht, daß ihr eigener Sohn jenen als Bruder behandle. Das half ihr aber nichts, die Knaben liebten sich weiter mit unwandelbarer Liebe.

Eines Tages waren sie zusammen und vergnügten sich, Kugeln für die Jagd zu gießen. Emilio ging einen Augenblick beiseite, da näherte sich die Königin dem Herde und gab dem armen Lichtmeß mit der Feuerschaufel einen Schlag auf den Kopf, daß das Blut sofort aus breiter Wunde floß. Der arme Knabe sagte nichts, wischte sich das Blut ab und verband die Wunde, beschloß aber im Herzen, für immer dieses ungastliche Schloß zu verlassen und ein besseres Glück zu suchen. Als Emilio zurückkam und den Freund so fand, war er ganz außer sich und flehte ihn an, ihm das Geschehene zu erzählen. Weinend erzählte der andere ihm alles und sagte dann: „Lieber Bruder, unser Geschick will nicht, daß wir ferner zusammen leben, ich muß dich lassen." Und was immer Emilio that, ihn zu halten, sein Entschluß stand fest.

Am nächsten Morgen nimmt Lichtmeß seine Doppel-

flinte, seinen Hund und sein Pferd, ruft den Bruder in den Garten und sagt: „Theuerer Bruder, die Stunde der Trennung ist gekommen, doch werde ich dir ein Andenken hinterlassen.“ Mit einem Stabe grub er ein Loch in die Erde, und da sprang ein silberhelles Quellchen hervor. Neben dieses Quellchen pflanzte er ein Myrtensträuchlein und sagte: „Siehst du jemals dies Wässerchen trüb, die Myrte welk, so ist dies ein Zeichen, daß ich in großer Trübsal bin.“ Darauf umarmten sie sich, küßten sich unter Thränen, und Lichtmeß ritt davon.

Wie er so reitet, kommt er eines Tages an einen Scheideweg. Eine der Straßen führte in einen dichten Wald, wo, wer eintrat, niemals mehr herauskommen konnte, die andere in die weite Welt. An der Wegkreuzung lag ein Garten, und in dem Garten zankten sich gerade zwei Gärtner und waren nahe dabei, sich zu schlagen. Lichtmeß tritt zu ihnen und fragt sie um ihren Streit. Der eine der Gärtner antwortet: „Ich habe zwei Piaster gefunden, und davon will mein Gefährte einen haben, weil er bei dem Funde zugegen war. Ich mag ihm aber nicht recht geben.“ Da nahm Lichtmeß vier Piaster aus seiner Börse, gab jenem, der schon zwei gefunden, die ersten und dem Gefährten die andern zwei. Ganz erfreut dankten die Gärtner und küßten ihm die Hand. Lichtmeß ritt weiter und nahm die Straße nach dem Walde. Da rief ihm der Gärtner, welcher jetzt vier Piaster besaß, nach: „Herrlein, diese Straße dürft Ihr nimmer reiten, sie führt in den Wald, aus dem kein Entkommen ist, nehmt doch die andere!“ Lichtmeß dankte und lenkte in die andere Straße ein. Wie er ein Stück geritten war, sieht er zwei Buben, die mit Stöcken eine Schlange verfolgen. Er ruft ihnen zu:

„Laßt das arme Thier gehen!“ Und die Schlange konnte entfliehen, doch hatten sie ihr schon ein Stück Schwanz abgeschlagen.

Eines Tages, da es dunkel wurde, fand sich Lichtmeß in einem großen, großen Walde. Die Nacht kam und mit ihr eine Kälte, daß er erfrieren wollte, dazu hörte man von allen Seiten das Geheul der wilden Thiere. Schon glaubte er sich verloren, als ihn ein wunderschönes Mädchen bei der Hand faßte. Sie trug eine Leuchte und sagte: „Armer Knabe! Komm! Erwärme und ruhe dich in meinem Hause.“ Er glaubte zu träumen, und schweigend folgte er dem Mädchen. Wie sie angekommen waren, fragte sie ihn: „Erinnerst du dich noch einer Schlange, die du aus den Händen böser Buben rettetest? Diese Schlange bin ich. Sieh, jene schlugen mir ein Stück des Schwanzes ab, und dafür fehlt mir jetzt die Spitze des kleinen Fingers der linken Hand. Wie du aber mich aus der Hand der Buben rettetest, rette ich dich jetzt vor Kälte und wildem Gethier.“ Der Knabe wußte nicht, wie er danken sollte, denn sie zündete jetzt ein großes Feuer an, bereitete den Tisch und lud ihn zum Essen ein, dann gab sie ihm eine Kammer, zu ruhen. Am nächsten Morgen küßte sie ihn und sagte: „Ziehe jetzt weiter, mein Freund! Du wirst vieles erdulden, dennoch wird der Tag kommen, wo wir im Glücke vereint sein werden.“ Lichtmeß verstand sie nicht, doch umarmte und küßte er sie wieder, und ritt traurig davon.

Er kommt in einen andern Wald und begegnet einer Schlange mit goldenen Hörnern. Die wollte er mit seinem Doppelgewehr erlegen, doch wand sich die Schlange hierhin und dorthin, um sich zu retten, und lockte ihn dergestalt in die Nähe einer Höhle. Und da brach ein

furchtbares Unwetter los: Donner und Blitz, Sturm, Regen und Hagel so groß wie Hühnereier. Er flüchtete sich mit Pferd und Hund in die Höhle und zündete ein kleines Feuerchen an, seine Kleider zu trocknen.

Ein Schlänglein bat ihn, er möge es hereinlassen, es wolle sich auch ein wenig wärmen, und er erlaubte es. Das Schlänglein aber sagte: „Ich fürchte mich vor Pferd, Hund und Gewehr!" Und der gute Knabe band Roß und Hund an, schoß das Gewehr ab und sagte: „Jetzt magst du ohne Furcht hereinkommen." Sie kommt und verwandelt sich augenblicks in einen Riesen. Mit der einen Hand packte der den Jüngling bei den Haaren, mit der andern hob er den Stein von einem Grabe, das in der Grotte war, und begrub den Aermsten lebendig darin. —

Emilio, der Bruder, fand nachdem Lichtmeß abgereist war keinen Frieden mehr im Hause. Und wie er eines Tages in den Garten geht, findet er die Quelle trüb, das Myrtensträuchlein verwelkt. „Wehe mir", ruft er, „meinem Bruder ist ein Unglück geschehen. Ich muß mich aufmachen, ihn zu suchen. Ich muß wissen, was ihm Leides widerfahren!" Niemand konnte ihn zurückhalten. Er stieg zu Pferd, und Hund und Gewehr zur Seite ritt er in die Welt hinein. Er kommt an den Kreuzweg, wo Lichtmeß die beiden Gärtner getroffen hatte, und der eine derselben läuft ihm schon von weitem mit dem Hute in der Hand entgegen und ruft: „Willkommen, Herr! Erinnert Ihr Euch noch der Piaster, die Ihr mir jenes mal gegeben? Erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr die böse Straße nehmen wolltet zum Walde, aus dem kein Entfliehen ist, und wie ich Euch die rechte gezeigt?" — „Wohl, wohl, lieber Mann, ich erinnere

mich an alles", antwortete Emilio, der recht wohl merkte, daß ihn der Gärtner mit seinem Bruder verwechsele. So wußte er denn, daß Lichtmeß diese Straße geritten, und erfuhr auch den Weg, den er zu nehmen habe. Er gab dem Gärtner vier Piaster und ritt davon.

Nach langem Ritt kam er in den Wald, wo Lichtmeß das schöne Mädchen gefunden, das er als Schlange gerettet und das sich ihm dann so freundlich erwies. Sie erschien auch ihm und sagte: „Willkommen, Freund meines Bräutigams." Emilio verwunderte sich der Anrede und fragte: „Wer seid Ihr, o Schöne?" — „Ich bin die Fee, welche deinen Bruder heirathen muß." — „Wie", rief er da erfreut, „Lichtmeß lebt noch? Wenn er lebt, o so gebt mir Kunde von ihm, denn ich will eilen, ihn zu umarmen." Da traten dem Mädchen die Thränen in die Augen, als sie sagte: „Ziehe hin! Befreie unsern theueren Lichtmeß, der unter der Erde liegt und leidet! Hüte dich jedoch und laß dich nicht von dem Schlänglein betrügen!" Mit diesen Worten verschwand sie. Dem Jüngling aber, in der Hoffnung, den Bruder zu retten, kam neuer Muth, und er ritt davon. Er kommt in den Wald, wo die Schlange mit den goldenen Hörnern hauste, und macht sich hinter sie her, sie zu erlegen. Auch ihn überrascht das Unwetter, und er flüchtet sich in dieselbe Grotte, in die sich Lichtmeß geflüchtet hatte, und entzündet das Feuer. Kommt das Schlänglein herbeigekrochen und bittet, hereinkommen und sich wärmen zu dürfen. Das erlaubt er. Wie sie aber anfängt von der Furcht vor Hund, Pferd und Gewehr, kommt ihm die Warnung des Mädchens in den Sinn, und statt aller Antwort schießt er ihr seine Doppelflinte gegen den Kopf. Was geschah? An Stelle der Schlange lag ein

Riese todt am Boden ausgestreckt, mit zwei Wunden in der Stirn, aus denen das Blut in Strömen floß. Und sogleich hörte er eine Menge Stimmen rufen: „Hülfe! Hülfe! Heilige Seele! Gott hat dich uns zur Rettung geschickt.“ Er öffnet das Grab, und hervor kommen zuerst sein Bruder, dann eine Menge Prinzen, Edelleute und Ritter, die seit langen Jahren bei Wasser und Brot da begraben lagen. Wie groß war die Freude, da sich die beiden Brüder einander wiedersahen!

Darauf stiegen sie alle zu Pferd, und in einem großen Reiterzug machten sie sich auf den Weg in die Heimat. Sie kamen durch den Wald, wo das Mädchen den Brüdern erschienen war, und auch diesmal ging sie ihnen entgegen, aber nicht allein, eine Schar Jungfrauen war bei ihr, und eine immer schöner als die andere. Sie jedoch war die allerschönste. Sie nahm Lichtmeß bei der Hand, half ihm vom Pferde und umarmte ihn. „Jetzt, mein Theuerer“, sprach sie, „sind alle deine Leiden zu Ende. Du hast mich vom Tode errettet, und ich will dich zum glücklichsten der Sterblichen machen. Du wirst mein Gemahl werden.“ Darauf rief sie die Nächstschönste und sagte: „Geh, schönes Mädchen, gib jenem Jüngling, der meinen Bräutigam so sehr geliebt, den bräutlichen Kuß.“ Und zu den übrigen sagte sie: „Jede von euch wähle sich den Bräutigam nach Belieben und gebe ihm den bindenden Kuß.“ Das war ein Fest! Ein Fest auch, als Emilio und Lichtmeß, die Todtgeglaubten, nach Hause kehrten. Der Jubel erscholl durch das ganze Land.

Ich war nicht dabei und konnte nichts kriegen,
Und sitze hier die Hände voll Fliegen.

Der Zauberlehrling.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen einzigen Sohn. Der Vater wollte ihn die schwarze Kunst erlernen lassen und beschloß, ihn in die Stadt zum alten Hexenmeister zu bringen. Die Mutter war es zufrieden, nur solle der Sohn nicht länger als ein Jahr ausbleiben, denn sie liebte ihn so sehr. Das versprach der Mann und machte sich mit dem Sohne auf den Weg. Als sie nahe bei der Stadt waren, stießen sie auf einen Brunnen, dem näherten sie sich, um zu trinken. Der Vater hatte getrunken, und vor Behagen, seinen Durst so schön gelöscht zu haben, rief er tief aufathmend: „Ah, wohl mir!“ Da stand urplötzlich ein Mann vor ihm, ein Mann mit einem Barte, der bis auf die Knie fiel, und sprach: „Du hast mich gerufen, guter Mann, hier bin ich!“ — „Ich dich gerufen?“ fragte der Vater, „ich habe niemand gerufen.“ — „Wie? Hast du nicht «Wohl-mir» gerufen?“ Da fing der Vater des Knaben an zu lachen, doch alsbald stellte es sich heraus, daß jener Mann wirklich Wohl-mir heiße und ein großer Hexenmeister sei, der sich rufen hörte und erscheinen konnte, auch wenn er noch so weit entfernt war. Da meinte der Vater, den rechten Mann

gefunden zu haben, und bot ihm hundert Dukaten an, wenn er seinen Sohn die Magie in einem Jahre lehren wolle. Der Alte nahm das Gebot an, der Vater übergab ihm den Sohn und kehrte heim. —

Nachdem das Jahr um, bat die Frau den Mann, ihren Sohn abzuholen, und er machte sich auf den Weg. Er kam an den Brunnen, wo sie sich vor einem Jahre getrennt hatten, und er fühlte einen Windstoß, und eine Stimme klang: „Wind bin ich, Mensch werd' ich!" Und da stand sein Sohn vor ihm, der sagte: „Ich habe das Jahr so gut benutzt, daß ich die ganze Zauberei erlernt habe, und der Meister will mich bei sich behalten. Er wird mich auch nicht eher fortlassen, als bis du eine Probe bestanden. Ich werde mich, in einen Raben verwandelt, unter hundert andern Raben befinden, aus denen mußt du mich heraussuchen. Doch merke dir: der Rabe, der leise mit den Flügeln schlagen wird, bin ich." So hatte der Vater den Sohn alsbald herausgefunden und freute sich, daß der Schüler über seinem Meister war.

Drauf sagte der Sohn: „Jetzt müssen wir darauf denken, reich zu werden. Zu diesem Zwecke verwandle ich mich zunächst in einen Jagdhund edelster Art, wie man nie einen gesehen, und du verkaufst mich um tausend Piaster. Nachdem du mich verkauft, werde ich wieder Mensch, kehre zu dir zurück und verwandle mich in einen schönen fetten Ochsen, den du um zweitausend Piaster verkaufst. Auf dieselbe Weise werde ich ein edles Roß, wie selbst kein König es geritten und die größten Herren; aber auch mein Meister wird kommen, es zu kaufen, und du verkaufst es um zehntausend Dukaten. Nun vergiß aber Eins nicht: hast du den Hund verkauft, so nimm ihm das Halsband, nimm ferner dem Ochsen die Schelle und

dem Pferde den Zügel ab; unterlässest du dieses, wirst du mich auf lange Zeit unglücklich machen." Zweimal that es der Vater, beim dritten Handel jedoch vergaß er dem Pferde den Zügel abzunehmen, und der Hexenmeister hatte es gekauft. Das arme Pferd, um ihn zu erinnern, stampfte und wieherte, er aber ließ ihm den Zügel, und so konnte das Pferd nicht wieder in Menschengestalt zurückkehren. Da wurde der Sohn so wüthend, daß er mit den Hufen den Sand auf- und seinem Vater in die Augen warf: und dieser erblindete.

Der Hexenmeister, sehr zufrieden mit seinem Kauf, um sich an dem Schüler, der ihn verlassen, zu rächen, ließ ihn mehrere Stunden des Tages durch seine Knechte auspeitschen und gab ihm zur Nahrung nichts als ein wenig Stroh und Wasser. Zum Glück aber hatte er den Knechten nichts von dem Geheimnisse des Zaumes gesagt. So kam es, daß einst, nach drei Jahren furchtbarster Qualen, ein Knecht das Pferd zum Trinken an einen Brunnen führte, und weil das arme Thier so gar elend aussah, hatte er Mitleid mit ihm und nahm, damit es bequemer zum Wasser könne, den Zaum ab. Augenblicklich erlangte das Pferd die so lange verlorene Zaubergewalt wieder und sagte: „Pferd bin ich, Aal werd' ich" — und stürzte sich in den Wasserbehälter vor dem Brunnen. Der Hexenmeister merkte in der Ferne, was geschah, kam herbei und rief: „Mensch bin ich, Hecht werd' ich." Und da war er auch schon im Wasser und hinter seinem Schüler her, der sich in einen Aal verwandelt hatte. Als er sich so hart verfolgt sah, rief er: „Aal bin ich, Taube werd' ich!" ... schwang sich auf und entflog. Doch der Zauberer ebenso: „Hecht bin ich, Falke werd' ich!" ... und strebte in eiligem Fluge

hinter der Taube her. So flogen sie, die Taube voran, der Falke hinterdrein, drei Tage lang, bis sie zu dem Palaste des Königs kamen. Das Königstöchterlein stand auf dem Altan, das sah die Taube, und gerade in dem Augenblicke, wo sie der Falke fast erreicht hatte, rief sie: „Taube bin ich, und Edelstein werd' ich!“ Und da ward sie zum Edelstein in dem Ringe, den die Königstochter am Finger hatte. Der Zauberer war wüthend und ließ den König alsbald in eine böse Krankheit fallen, dergestalt, daß er am ganzen Körper gelähmt war und sich nicht mehr bewegen konnte. Da erging ein Aufruf durchs Land: „Wer den König heilt, bekommt seine Tochter zur Frau.“

Der Zauberer stellt sich zuerst dar und verspricht, den König zu heilen, doch nicht um den Preis seiner Tochter, sondern für den Edelstein nur, den jene am Finger der rechten Hand trägt. Deß war der König sehr froh; nicht so die Tochter, denn der Edelstein war für sie schon einmal zum wunderschönen Jüngling geworden und sie liebten sich bereits wie Braut und Bräutigam. Er sagte ihr denn auch: „Wenn du mich liebst, so weigerst du dem Zauberer, meinem Feinde, den Ring. Zwingt dich jedoch dein Vater, ihn herzugeben, so überreiche ihn nicht mit deinen Händen, sondern wirf ihn auf den Boden.“ So that sie. Kaum aber lag der Ring auf dem Boden, so hörte man: „Edelstein bin ich, Granatapfel werd' ich!“ Und es geschah. Der Meister dagegen rief: „Mensch bin ich, Hahn werd' ich“ ... und fing an den Granatapfel zu behacken. Ein Körnlein sprang ihm aus dem Schnabel und der Prinzessin in den Schos. Der Zauber war gebrochen, es rief: „Granatapfel bin ich, Fuchs werd' ich!“ Und nun

machte sich der Schüler über den Meister Hahn her und würgte ihn. Darauf heilte er den König und heirathete die Königstochter, ließ aus der Heimat die Mutter und den blinden Vater kommen, dem er das Gesicht wiedergab. Endlich gab ihm der König seine Krone, und er wurde ein König, groß an Schätzen und mächtig durch Soldaten und Magie. So lebte er glücklich mit seiner Gemahlin bis an sein Ende.

Vom Hündlein Fortuna.

Es war einmal eine Mutter, die hatte einen einzigen Sohn, der wollte lieber in die Schule gehen, um zu lernen, als auf das Feld, den Boden zu hacken. Die Mutter aber war vom Stamme der Bauern, und das Treiben des Sohnes misfiel ihr gar sehr. Sie fing an ihn zu hassen und beschloß endlich gar, ihn durch Gift aus der Welt zu schaffen. Sie buk einen Brotkuchen mit Gift darin, und als eines Tages der Sohn aufs Feld ging, gab sie ihm den Kuchen, daß er ihn esse.

Der Sohn hatte ein Hündlein, Fortuna mit Namen, das liebte er über die maßen, also, daß er nie einen Bissen aß, ohne vorher dem Hündlein etwas gegeben zu haben. Das that er auch heute, als er sich setzte, den Brotkuchen zu verzehren. Wie erstaunte er aber und wie groß war sein Schreck, als das arme Thier augenblicks todt umfiel. Da merkte er, wie bös seine Mutter war, und er beschloß, nicht mehr zu ihr zurückzukehren. Mit Thränen in den Augen entfernte er sich von der kleinen Leiche und schaute sich von Zeit zu Zeit noch nach derselben um. Plötzlich sieht er etwas Schwarzes sich um den todten Hund her bewegen; er kehrt zurück, um zu sehen, was es sei, und findet vier Raben, die hatten sich über das Fleisch

der Fortuna hergemacht und hatten sich gleicherweise vergiftet. Er nimmt zwei von ihnen, steckt sie in seinen Quersack und wandert in die Weite.

So kommt er in einen Wald und findet sechs Räuber, die hatten Hunger und nahmen dem Knaben die Raben ab. Sie bereiteten und verzehrten sie, ohne dem Knaben das kleinste Stück davon zu geben, und starben alle sechs. Darauf sah er einen Vogel auf einem Baume, er nahm die Flinte eines der todten Räuber und schoß danach. Anstatt jedoch den Vogel zu treffen, traf er das Nest, welches nahebei war, und es fiel herab. Er fand zwei kleine Eier mit den noch nicht ausgeschlüpften Jungen drinnen, die steckte er bei und schritt fürbaß. Er kam über einen Fluß, worüber eine Brücke führte, und fand sich in einem dichten Walde, durch welchen der Fluß lief. Die Nacht war da, und er hatte Hunger. Er zog die Eier hervor und kochte sie beim Feuer eines Büchleins, das er bei sich getragen und angezündet hatte, und aß sie. Dann legte er sich auf der Brücke zum Schlafen zurecht.

Am Morgen erreichte er eine große Stadt, an deren Mauern hingen große Zettel, auf denen geschrieben stand: „Wer der Königstochter ein Räthsel aufgibt, so schwer, daß sie es nimmer erräth, wird sie freien und König sein. Erräth sie es aber, wird ihm der Kopf abgeschlagen werden.“ Da dachte er, sein Glück zu versuchen, ging zu der Königstochter, machte ein Räthsel von dem, was ihm auf seiner Wanderung geschehen, und sprach:

Es ist ein Ding so klein,
Gar schön und auch gar fein:
Ist es denn so schön und fein,
Rathe mir, was mag es sein?

Die Mutter hatt' auf mein Ende gedacht,
Das hat Fortuna den Tod gebracht.
Wegen Fortuna starben vier,
Wegen der vier blieben sechse mir.
Schoß was ich sah, und traf versteckt
Was ich mit Augen nicht entdeckt.
Geschaffnes Fleisch, noch nicht geboren,
Hab' zum Mahl ich mir erkoren;
Da ich kein andres Feuer vermocht,
Hab' mit gedrucktem Wort ich's gekocht.
Dann schlief zwischen Himmel und Erde ich ein:
Nun rathe das, o Königin mein!

Aber die Prinzessin konnte es nicht errathen, und der Jüngling mußte es ihr erklären. Wie sie die traurige Geschichte gehört hatte, umarmte sie ihn und sagte: „Lieber Knabe, du liebtest Fortuna so sehr, die ist jetzt todt und starb, um dich glücklich zu machen. Jetzt laß dich umarmen und sei mein Gemahl."

Darauf wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert.

Die böse Gräfin.

Es waren einmal zwei Schwestern, davon war die eine elend und arm, die andere reich und glücklich, denn sie war eine Gräfin. Die Arme hatte drei Töchter, die Reiche eine einzige, die war aber häßlich wie die Nacht. Eines Tages wurde die Arme, da sie kein Geld hatte, die Miethe zu zahlen, auf die Straße gesetzt. Die Zofe der Gräfin sah sie stehen, ging zu ihrer Herrin, erzählte und bat sie so lange, bis diese erlaubte, die Obdachlosen in einer Rumpelkammer unter der Treppe zu beherbergen. Am Abend setzten sich die drei Mädchen unter die Laterne der Hausthür und arbeiteten da, denn sie konnten kein Oel ins Lämpchen kaufen. Wie das die böse Gräfin hörte, befahl sie, die Laterne zu löschen. Nun spannen und webten die Mädchen nur noch im Mondlichte.

Eines Abends wollte die Mittlere arbeiten bis zum Monduntergange, und immerfort spinnend ging sie dem Monde nach. Unterwegs kam ein Unwetter und scheuchte sie in ein nahes großes Haus. Dort fand sie zwölf Brüder. Die fragten sie: „Wie bist du hierher gekommen, meine Tochter?“ Und sie erzählte ihre Geschichte. Da sagte der älteste und wünschte ihr: „Daß du noch immer an Schönheit wachsen mögest!“ Der

zweite: „Daß dir beim Kämmen Perlen und Granaten aus den Haaren fallen mögen!“ Der dritte: „Daß dir beim Waschen allerlei Fische aus den Händen hervorschlüpfen mögen!“ Der vierte: „Deine Worte sollen zu allerlei duftenden Blumen werden!“ Der Fünfte: „Die Arbeit soll dir schneller von statten gehen als jeder andern!“ Der sechste: „Deine Wangen sollen gleich zwei rothen Aepfelchen leuchten!“ Darauf wiesen sie ihr den Weg und riethen ihr, sich auf des Weges Mitte noch einmal umzusehen. Das that sie und wurde nun noch schöner denn zuvor.

Zu Hause angekommen, nahm sie eine Schüssel, wusch sich, und da füllte sich die Schüssel mit köstlichen Aalen, die sprangen und schlangen sich, als ob sie eben erst gefangen worden wären. Wie staunten Mutter und Schwestern, und mehr noch, als sie die Geschichte erfuhren. Sie kämmten ihr die Haare, da fielen Perlen und Edelsteine heraus, die lasen sie auf und brachten sie der Gräfin. Die wußte nicht, was sie denken sollte, doch als auch sie die Geschichte gehört, beschloß sie, ihre Tochter hinzuschicken, damit ihr gleiche Gaben verliehen würden.

Am Abend setzte sich die Tochter auf den Balkon, und als der Mond untergehen wollte, stand sie auf und ging ihm nach. Wirklich kam sie auch an das Haus, wo die zwölf Brüder wohnten, und trat hinein. Die Brüder erkannten sie und der älteste wünschte ihr: „Daß du noch häßlicher werden möchtest, als du bereits bist!“ Der andere: „Daß deine Worte sich in Schmuz und Koth verwandeln!“ Der dritte: „Beim Kämmen sollen deinen Haaren Schlangen und Nattern entfallen.“ Der vierte: „Wenn du dich wäschst, sollen unter deinen Händen giftige Würmer entstehen.“ Und so fort. Darauf

schickten sie das Mädchen heim. Die Gräfin hatte die Rückkehr der Tochter kaum erwarten können. Sie lief ihr voll Freude entgegen. Wie groß aber war ihr Schreck, da die Tochter um so viel häßlicher denn zuvor nach Hause kam. Sie fragte, wo sie gewesen, und da jene zu sprechen anfing, verbreitete sich alsbald ein übler Geruch. Die Gräfin wollte verzweifeln. —

Das schöne Mädchen saß eines Tages vor der Thür, als der König vorüberkam, sie sah und alsbald in heftiger Liebe für sie entbrannte. Er wollte sie zur Braut haben, sprach mit der Gräfin darüber, sie konnte nicht Nein sagen, und so reisten sie am nächsten Tage nach der Stadt des Königs ab, begleitet von der bösen Gräfin. Ehe sie die Stadt erreichten, stieg der König aus, um vorauszueilen und den Empfang bereiten zu lassen. Da faßte die Gräfin den bösen Gedanken, der Schönen die Augen auszukratzen, sie in eine Höhle zu stecken, ihre Tochter an deren Stelle zu setzen und sie dem Könige zuzuführen. Und so geschah es.

Wie der König die häßliche Braut sah, erschrak er. Er fragte sie, und kaum that sie den Mund auf, so verbreitete sich jener böse Geruch. Er fragte die Gräfin: „Wie geht das zu?" Und diese antwortete: „Herr König, Euere Braut ist unterwegs verhext worden." Das wollte er jedoch nicht glauben und warf die Gräfin ins Gefängniß. —

Unterdessen schmachtete die wirkliche Braut in der Höhle, jammerte und rief um Hülfe. Ein alter Mann ging vorbei, und als er jene Stimme hörte, trat er herzu, fand die Unglückliche und führte sie mit sich in sein Haus. Dort angekommen, mußte der Alte ihre Diamanten verkaufen, und von dem Gelde befahl sie ihm, zwei

Körbe mit Rosen zu füllen. „Geh mit diesen Rosen", sagte sie, „unter die Fenster des Königs und sage, daß du für die Rosen Augen eintauschen wollest." So that der Alte, eine Frau rief ihn und gab ihm für die Rosen ein Auge. Das brachte er dem Mädchen, und dieses wurde auf einem Auge sehend. Am nächsten Tage wiederholte sich dasselbe, und nun sah sie auf beiden Augen. Jene Frau war die böse Gräfin, sie gedachte den König doch noch zu betrügen, indem sie ihn glauben machen wollte, der Duft der Rosen käme aus dem Munde ihrer Tochter. Das half ihr aber nichts.

Kaum hatte die rechte Braut ihr Augenlicht wieder, so machte sie sich daran, ein Tuch zu sticken, und stickte in die Mitte desselben ihr Bild. Das Tuch hängte sie in der Nähe des Königspalastes auf. Der König kam vorüber, sah das geliebte Bild und ließ den Alten rufen, von ihm zu erforschen, wer dies Tuch gestickt habe. Der Alte berichtete alles und führte den König selbst zu der Schönen. Da erkannte er seine Braut und nahm sie mit sich in das Schloß. Jetzt wurden sie glücklich, alles Leid war vorbei; die böse Gräfin aber mußte mit ihrer Tochter im Gefängnisse verschmachten.

O das Veilchen!

Es waren einmal vier Schwestern, die saßen zusammen auf der Terrasse des Hauses und arbeiteten. Die jüngste war die schönste und die war eine Spinnerin. Wenn sie spann, hatte sie neben sich einen Topf mit Veilchen, und am Abend, wenn sie mit Spinnen aufhörte, begoß sie ihre Veilchen und sang dazu mit süßer Stimme ein Lied mit dem Ritornell: „O das Veilchen! das Veilchen!“

Eines Tages nun ging der Königssohn vorüber, sieht die vier Schwestern auf der Terrasse, und wie er die Stimme der jüngsten hört, entbrennt sein Herz in Liebe für sie und er sagt: „Schön ist die, welche liest, schön auch die, welche strickt, und die, welche näht, aber die, welche spinnt, hat mir mein Herz verwundet! O das Veilchen! das Veilchen!“

Da erfüllten sich die Seelen der drei ältern Schwestern mit Neid; daß die jüngste das Glück haben sollte, von jenem geliebt zu werden, ertrugen sie nicht, und so warfen sie das Schwesterlein eines Tages in eine tiefe Grube.

Im Grunde der Grube war eine Höhle, wo sich die Feen zu versammeln pflegten; auch an diesem Tage

fanden sie sich dort, und als sie das Mädchen, durch die Hände der Schwestern geworfen, herabfallen sahen, wo sie sich sicher den Hals gebrochen hätte, trugen sie sie auf Händen herab, und ganz sanft kam sie auf dem Grunde an. Und da war auch schon der Königssohn, der war verzaubert, und die Feen verschwanden. Das arme Mädchen hatte ein Herz voll Unschuld und wußte nichts vom Lauf der Welt. Sie liebte den Königssohn von ganzem Herzen, und wie sie denn so gar allein mit ihm war, geschah es, daß sie, ohne zu glauben eine Sünde zu thun, ihm zu Willen war.

Acht Tage hatte sie mit dem Geliebten in der Höhle verbracht, da hörte sie einst von oben her Stimmen, und wie sie hinaustrat, zu sehen, was es wäre, sah sie ihre drei Schwestern. Die verwunderten sich sehr, sie noch am Leben zu finden, merkten aber bald, daß dies nur durch Hülfe der Feen geschehen sein konnte. Sie sahen auch den Geliebten der Schwester, wie er aus der Grotte trat, in der Rechten ein Krüglein Wein, in der Linken eins mit Wasser. Er gab ihr von dem Wasser zu trinken und trank selbst vom Wein. Die drei Schwestern, die sich auf Zauberwerk verstanden, erkannten das Geheimniß des Weines und erriethen, daß der Schwester, sobald sie davon getrunken, die Augen aufgehen und sie erkennen müsse, welche Sünde sie begangen habe. Sie hofften, daß sie alsdann vor Scham am gebrochenen Herzen sterben werde, und sagten: „Schwester, wir bereuen so sehr, daß wir dich umbringen wollten; willst du dich aber retten, so ist es noch an der Zeit: trinke von jenem Wein im Krüglein, und du wirst gerettet sein.“ Der Königssohn erschrak und erzürnte sich dermaßen über die Bosheit der Schwestern, daß er sie mit einer Ver-

wünschung vor einen Spiegel bannte, in welchem sie sich so häßlich erschienen, daß sie gingen und sich aufhängten.

Die arme Kleine aber hatte bereits vom Wein im Krüglein getrunken und ihre Schmach erkannt. Da fing sie bitterlich zu weinen an und vermochte dem Geliebten nicht mehr in die Augen zu sehen. Der ließ das Wasser der Höhle wachsen, daß es zum Fluß wurde, dahinein stellte er sich, und es ging ihm bis zu den Knöcheln, dann bis an die Knie, zuletzt bis an den Hals, und jedesmal hatte er zu dem Mädchen gesagt: „Gibst du mir keinen Kuß, ertränke ich mich.“ Und sie hatte jedesmal wieder geantwortet: „Ertränke dich nur!“ Denn sie zürnte ihm ob ihrer Schande. Da wurde er von den Wellen bedeckt.

Das Mädchen aber fand sich mutterseelenallein in einem Walde, nur eine Stimme aus der Luft rief ihr zu: „Deinen Bräutigam haben die Feen gerettet, sie trugen ihn in ihr Schloß!“ Ganz betäubt von allem, was sie betroffen, machte sie sich auf die Wanderung, ohne zu wissen wohin. Acht Monde und neun Tage wanderte sie so über Berge, durch Wälder und Felder, ohne je einer lebenden Seele zu begegnen. Sie aß die Kräuter des Feldes und schlief zur Nacht in hohlen Bäumen oder in den Grotten des Gebirgs. Da sah sie einmal von weitem ein Licht, und wie sie darauf losgeht, kommt sie an einen Palast, das war der Palast der Familie ihres Bräutigams. Sie tritt hinein, gibt sich für eine arme Waise aus und bittet aus Barmherzigkeit um ein Nachtquartier. Die Königin läßt sie in einer Kammer des Palastes unterbringen, und in der Nacht kommt ein wunderschönes Knäblein zur Welt. Die Aermste, wie sie sich so allein findet mit dem Knäblein auf dem Arme,

wollte vor Schmerz und Scham sterben. Das Kind begann zu weinen, da hörte man in der Kammer eine süße Stimme, die sang ein Wiegenlied:

Schlaf', o schlafe, Söhnchen mein!
Wüßt' es dein Großmütterlein,
Würd' in goldnem Korb dich wiegen,
Dich in goldne Windeln schmiegen.
Schlaf', o schlafe, Söhnchen mein!

Das hörte die Kammerfrau und rief ihre Herrin. Die Königin kam zu sehen und fand das schöne Fräulein mit dem wunderschönen Neugeborenen. Da wollte sie wissen, wie das gekommen; das Mädchen erzählte ihr alles und verschwieg ihr gar nichts. Das Kind begann wieder zu weinen, und augenblicks fing auch das Wiegenlied wieder an. Jetzt merkte die Königin, daß das die Stimme ihres Sohnes war. Sie küßte die junge Mutter und das Kind und rief: „O, ihr Feen, wer wird mir meinen Sohn wiederbringen, den ich seit neun Monden verloren?" Da rieth ihr die Kammerfrau, alle Feen zu einem Mahle einzuladen, und sagte: „Euer Sohn wird mit ihnen unter der Gestalt eines schönen Vogels erscheinen und sich auf den Tisch setzen und anfangen zu singen. Dann ergreift ihn schnell und ruft: «Ich will meinen Sohn, ich will, ich will ihn!» Und Euer Sohn wird vor Euch stehen, und die Feen werden ihn Euch mit Freuden überlassen." Die Königin that genau so, wie ihr die Kammerfrau gerathen hatte. Der Vogel kam und wurde alsbald zum schönen Jünglinge, der er als Prinz gewesen war. Die Königin und die Feen umarmten mit tausend Freuden seine Braut, und mit Sang und Klang und großer Pracht wurde die Hochzeit gefeiert.

Die Strafe der Hexe.

Eine Mutter hatte eine Tochter, welche Röschen hieß. Röschen war gut und fleißig und gehorchte der Mutter in allem, was sie ihr befahl. Eines Tages sagte die Mutter: „Röschen, nimm den Korb und schütte den Kehricht fort.“ Röschen, gehorsam wie immer, ging, den Kehricht in ein Loch zu werfen. Sie versah es aber, und der Korb fiel gleicherweise in das Loch. Da fing sie an zu jammern, besann sich aber bei zeiten, daß in dem Loche die Hexe wohne, und so rief sie: „Hexe, gute Hexe, gib mir meinen Korb wieder!“ Die Hexe antwortete: „Steig' du selbst herunter und hole ihn dir.“ — „O nein“, sagte das Mädchen, „das thue ich nicht, denn du frissest mich!“ — „Habe nur keine Furcht! Ich fresse dich nicht. Bei der Seele meiner Tochter Cola, ich fresse dich nicht!“ — „Aber wie kann ich hinabkommen?“ — „Setze nur einen Fuß da, den andern dorthin, so kommst du schon herab.“ Das Mädchen trieb die Angst vor den Schelten der Mutter des verlorenen Korbes wegen, hinabzuklettern. Wie sie drunten war, umarmte die Hexe sie und streichelte sie und rief einmal über das andere: „Ei, wie schön bist du, mein Röschen! Wie lieb! Kannst mir auch mein Haus einmal

kehren?" Das Mädchen war sogleich bereit, und die Hexe fragte: „Was findest du in meinem Hause?" Röschen antwortete: „O, nur ein wenig Staub und Pulver wie bei andern Menschen." Als sie fertig war, sagte die Hexe: „Jetzt suche mir den Kopf ab. Was findest du?" — „Läuslein und Nißchen wie bei andern Menschen." — Sagt die Hexe: „Jetzt säubere mir auch das Bett! Was findest du?" Und Röschen antwortet freundlich: „O, Wänzlein und Flöhlein wie bei andern Menschen." Da sprach die Hexe: „Wie gut bist du, Röschen. Möge auf deiner Stirn ein Stern stehen, vor dessen Glanze alle die Augen niederschlagen müssen. Wie schön ist dein Häuptlein, auf ihm sollen Haare von gesponnenem Golde wachsen, und kämmst du dich, so fallen Perlen und Edelsteine von der einen und Korn und Weizen von der andern Seite herab." Darauf wurde Röschen von ihr in eine Kammer geführt, die war voll alter und neuer Kleider. Die Alte nahm ein Paar schöne und ein Paar schmuzige lumpige Strümpfe und fragte: „Welche willst du? Die schönen oder die schmuzigen?" Das Mädchen antwortete: „Die schmuzigen!" — „Nun sollst du gerade die allerschönsten haben", sagte die Hexe. So ging es mit dem Hemd, Röschen wählte das älteste und gröbste und bekam das allerfeinste. Und das Kleid, das ihr die Alte gab, war, trotzdem jene ein schlechtes gewollt, das allerneueste und allerschönste. Endlich war Röschen von Kopf bis zu Fuß bekleidet und sah so nett aus wie eine Puppe aus Deutschland; die Hexe gab ihr noch einen Beutel mit Geld, und sie durfte zu ihrer Mutter zurückkehren.

Wie die Mutter ihre Tochter so gar schön wiederkommen sah, schlug sie vor Verwunderung die Hände

zusammen und wollte wissen, wie das zugegangen. Röschen erzählte ihr alles, und nun ward es auch in der Nachbarschaft bekannt. In der Nähe wohnte nämlich eine Gevatterin, die war neidisch auf Röschen's Glück und neugierig, zu erfahren, woher ihr dasselbe gekommen; der beichtete Röschen's Mutter alsbald die ganze Geschichte. Diese Gevatterin hatte eine Tochter, die war bös und dazu noch häßlich wie die Nacht; die nahm sie auf die Seite und sprach: „Weißt du denn, woher Röschen die schönen Sachen hat? Die hat ihr die Hexe gegeben. Nimm nur gleich den Kehricht, wirf ihn in das Loch und schleudere den Korb hinterher. Darauf rufe die Hexe, daß sie ihn dir wiedergebe, und was dann geschieht, wirst du schon sehen." Jene that also, und wie der Korb drunten lag, rief sie: „Hexe, gib mir meinen Korb wieder!" — „Komm herab und hole ihn dir!" Sie stieg ohne weitere Umstände hinab und kam in das Haus der Hexe. Die gab ihr den Besen in die Hand und forderte sie auf zu kehren. Wie sie kehrte, fragte die Alte: „Was findest du?" Und das Mädchen antwortete schnippisch: „Dreck und Koth wie bei anderm Lumpengesindel." — „Nun reinige mir den Kopf und sag' mir, was du findest." Das Mädchen: „Läusegeschmeiß und Nissebrut wie bei anderm Lumpengesindel." Zuletzt sagte die Hexe: „Jetzt säubere mir das Bett! Und was findest du?" — „Flohgeschmeiß und Wanzenbrut wie bei anderm Lumpengesindel", antwortete das Mädchen. „Ei, wie häßlich bist du!" rief die Hexe. „Möge dir auf deiner Stirn ein greuliches Horn wachsen! Beim Kämmen aber sollen nur Koth und Schmuz aus deinen Haaren fallen." Das war schlimm genug! Darauf führte sie die Hexe in die Kammer, wo die Kleider lagen,

legte ihr die schönen und die schmuzigen Strümpfe vor und fragte sie, welche sie wolle? „Natürlich die guten“, sagte das Mädchen. „Nun sollst du gerade die schmuzigen haben.“ So ging es mit dem Hemd, mit dem Rock und den andern Kleidern, bis das Mädchen wie eine schlechte Magd angekleidet war. Zuletzt gab ihr die Alte noch einen derben Backenstreich und rief: „Jetzt pack' dich nach Hause.“

Die Mutter hatte schon oben gewartet; wie sie aber das Unbild heraufsteigen sah, fiel sie vor Schrecken fast um. „Meine Tochter“, rief sie, „wie ging denn das zu?“ Und die Tochter sagte: „Die Hexe hat mir's angethan.“ — „O die verdammte Hexe!“ Sie lief zur Nachbarin im hellen Zorn und wollte der alle Schuld geben, wo doch alles nur Strafe für Neid und Bosheit war. Ihr Zanken und Schimpfen war jedoch umsonst: Röschen und ihre Mutter waren reich; sie blieb mitsammt der Tochter häßlich und arm.

Was die drei Kaufmannssöhne erzählen.

Es waren einmal drei Kaufleute, davon hatte jeder einen Sohn, und diese Söhne liebten sich untereinander von ganzem Herzen, wie sich nur Freunde lieben können. Einstmals beschlossen sie, zusammen auf die Jagd zu gehen, und legten sich zeitig am Abend nieder. Der Mond schien hell in die Kammer herein und schien dem einen ins Gesicht, daß er erwachte. Er meint, es sei Tag, kleidet sich an, weckt seine Freunde, und sie machen sich zusammen auf den Weg.

Wie sie so dahinschreiten, verfinstert sich plötzlich der Himmel, ein Regen stürzt herab, wie aus Eimern gegossen, und bald sind sie naß wie gebadete Mäuse. Dazu verloren sie den Weg und wußten nicht mehr wo aus noch ein. Endlich schimmert von weitem ein Licht, auf dieses gehen sie los und kommen an ein Haus. Sie klopfen, ein zierlich gekleidetes Mädchen erscheint auf der Schwelle und fragt: „Was wollt ihr hier und zu dieser Stunde?" Die Knaben antworteten: „Wir sind verirrt und vom Regen durchnäßt, wollt Ihr uns nicht ein wenig eintreten lassen?" Sie antwortete: „Wartet ein wenig, denn da muß ich zuvor meine Herrin fragen." Sie ging hinein: „Frau, es sind drei Knaben vor der

Thür, welche Einlaß begehren, sie sind naß wie die gebadeten Mäuse, erlaubt Ihr, daß sie sich erholen?" Die Herrin sagte: „Laß sie hereinkommen."

So traten sie ein, setzten sich, und die Frau des Hauses sagte: „Ich bin Witwe, in der Lade liegen die Kleider meines Mannes, die gebe ich euch, derweilen die euern am Feuer trocknen." Währenddessen tagte es, und sie ließ den Durchfrorenen einen guten Morgenimbiß bereiten, sodaß ihnen die Kräfte gar bald zurückkehrten. „O Herrin", sprachen sie, „für Euere große Güte wie sollen wir Euch danken?" Sie sagte: „Zum Dank erzähle mir jeder von euch eine Mär, möget euch auch indessen die Glieder noch besser erwärmen."

Der Aelteste hub an: „Ich würde Euch, o Herrin, gern eine Geschichte erzählen, die mir selbst geschehen ist, wer weiß aber, ob sie Euch gefalle." — „Erzählt nur", nickte die Frau, und er begann:

„Ich bin der Sohn eines Kaufmanns. Mein Vater schickte mich eines Tages auf Reisen, gab mir das nöthige Geld und einen Diener zur Begleitung. Dieser Diener war einstmals vorausgegangen, und als ich so allein dahinschritt, trat vor mich ein vermummter Bauer, packte mich und schleppte mich in ein Zimmer, in dessen Mitte sich ein eiserner Käfig befand mit vielen Menschen darin. Die fragte ich, was hier los sei, und sie machten mir durch Zeichen deutlich, daß ich zu ihnen hereingesperrt werden würde. Und richtig, so kam es. Der Käfig gehörte einem Riesen, und die Menschen darin waren seine Gefangenen. Wir hockten zusammen im Käfige, und ich fragte meine Gefährten: «Was geschieht nun mit uns?» Sie sagten: «Das werdet Ihr bald erfahren, denn jeden Morgen nimmt der Riese einen von uns und verzehrt

ihn zum Frühstück. Wartet's nur ab!» Wie zitterte ich jetzt jedesmal, sobald der Riese ans Gitter trat, und verkroch mich hinter den andern.

„Eines Tages war der Riese guter Laune, nahm seine Guitarre von der Wand und fing an zu klimpern. Aber seine Finger waren plump, und die Saiten sprangen. Da rief er, zu uns gewandt: «Wer von euch mir meine Guitarre flickt, dem schenke ich die Freiheit.» Wie rasch sprang ich da hervor und rief so laut ich konnte: «Ich, Herr, ich bin Guitarrenmacher! Mein Vater ist Guitarrenmacher! Mein Großvater war Guitarrenmacher, mein Urgroßvater! Alle meine Verwandten sind Guitarrenmacher!» Die Gefangenen hielten sich die Ohren zu, so laut hatte ich geschrien, und der Riese sagte schmunzelnd: «Laßt mir den einmal heraus!» Da mußte mich der Bauer herausholen, und ich machte mich über die Guitarre her, an der ich herumbastelte mit Schrauben und Zwecken, bis sie wieder in Ordnung war. Jetzt kniff mich der Riese in die Wange und steckte mir einen Ring an den Finger: so war ich frei. Ich springe aus dem Zimmer, laufe und laufe und — stehe alsbald wieder vor dem Eingange, den ich verlassen. Wie erschrak ich! Ich beginne aufs neue zu laufen, wieder dieselbe Geschichte.

„Da höre ich aus einem Fenster «Pst! Pst!», blicke auf und sehe ein Mädchen, das mich heranwinkt und mir zuflüstert, damit es der Riese nicht höre: «Schneidet Euch den Ringfinger ab!» — «Ich habe kein Messer!» — «Wartet, ich gebe Euch eins!» Wie ich das Messer hatte, lege ich den Finger auf eine Säule, die am Eingange stand, und schneide los. Kaum aber war der Finger mit dem Ringe ab, konnte ich auch vorwärts

kommen und erreichte das Haus meines Vaters. So behielt ich mein Leben."

Die Geschichte war fertig, die Frau sagte: „Ihr Armer!" und forderte den Nächsten auf, die seine zu erzählen.

„So hört mich an, o Herrin! Mein Vater ist Kaufmann. Eines Tages gab er mir eine Summe Geldes und ein Schiff und schickte mich nach einem fernen Lande. Ich segle ab. Mitten auf hohem Meere erhebt sich ein grauser Sturm, der uns zwang, all unsere Waaren über Bord zu werfen. Der Sturm dauert an, und die Lebensmittel nehmen ab, werden knapper und knapper und sind eines Morgens zu Ende. Da tritt der Kapitän zu uns und sagt: «Mit dem Proviant sind wir zu Ende. Jetzt schreiben wir unsere Namen auf Zettelchen, und jeden Morgen wird einer davon gezogen. Wen das Los trifft, der wird geschlachtet und aufgezehrt, den übrigen das Leben zu erhalten." Mit Zittern sah jeder dem Morgen entgegen, und endlich war niemand mehr übrig als der Kapitän und ich, und der nächste Tag sollte über uns entscheiden. Ich nahm mir vor, so mich das Los treffen sollte, über den Kapitän herzufallen und ihn umzubringen, mich wenigstens nicht von ihm tödten zu lassen. Aber das Los traf den Kapitän, und der öffnete seine Arme und rief: «Hier bin ich, mein Bruder!» Das Herz wollte mir brechen, aber ich habe ihn geschlachtet. Habe ihn geschlachtet und ein Viertel des Körpers zum Tagesbedarf an der Schiffswand aufgehängt, während ich die drei andern im Raume barg. Da kommt ein Adler herbei, packt das Viertel mit seinen Krallen und trägt es fort. Das Gleiche geschah nach und nach mit den zwei andern Vierteln. Bei dem letzten verstecke ich mich, und wie sich der Adler auf die Beute stürzt, springe ich her-

vor, klammere mich in seinen Federn fest und schwinge mich auf seinen Rücken. Der Adler fliegt über das Meer, fliegt aufs Land und läßt mich auf einem Felsen liegen. So entrann ich gewissem Tode und kam in die Heimat zurück."

„Armer Jüngling!" sagte die Frau, nachdem er geendet, „deine Geschichte ist wunderbar. Aber jetzt", zum Dritten gewendet, „erzählt die Euere."

„O Herrin", hub dieser an, „meine Geschichte ist gar traurig, und wenn Ihr sie hört, werdet Ihr die Thränen nicht zurückhalten können. Auch mein Vater schickte mich auf Reisen. Am Abend des ersten Tages machte ich Rast in einer Herberge an der Straße. Man bereitete mir ein Lager, ich aß und trank und ging dann, mich niederzulegen. Ich verrichtete mein Abendgebet und bückte mich, nachdem ich geendet, den Boden zu küssen, als ich einen Leichnam unter meinem Bette sehe, starr und steif. Halt! dachte ich, der ist hier ermordet worden. Du bist in eine Räuberhöhle gerathen, und wie diesem wird es dir ergehen, wenn du dich nur erst schlafen gelegt! Gewiß werden sie dann kommen und dich umbringen. Da zog ich den Todten ganz leise unter dem Bett hervor, legte ihn ins Bett und mich selbst, langgestreckt, unter dasselbe, wo ich lag, ohne mich zu rühren. Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen, als ich Geräusch vor der Thür höre, diese öffnet sich, und herein tritt der Wirth mit einem Eisen in der Hand, der Knecht mit einem Hammer und die Frau mit einem Licht. Ich höre, wie sie sagen: «Seht, er ist fest eingeschlafen! Vorwärts, ans Werk!» Und nun schlagen sie auf den Todten los, was sie nur schlagen können. «So», sagt der Wirth, «der ist jetzt auch abgethan, nun legen wir

ihn unters Bett, und den, der schon darunter liegt, werfen wir zum Fenster hinaus.» Bei diesen Worten stockte mir das Herz. Doch die Wirthin sprach: «Ach, lassen wir ihn jetzt liegen, morgen ist auch ein Tag.» So war ich wieder allein. Kaum brach der Morgen an, so machte ich Lärm von meinem Fenster aus, Leute kamen, es kam das Gericht, und die Räuber wurden zum Tode geführt. Ich aber kehrte zu meines Vaters Hause zurück. Dies, o Frau, ist meine Geschichte."

Die Frau sagte: „Was habt ihr Armen alles erlitten, man weiß gar nicht, wem es am schlimmsten gegangen. Wüßte ich aber, wer von euch das meiste Mitleid verdiente, den würde ich wol zum Gemahl nehmen."

Leider hat sie das bis heute nicht erfahren können.

Vom Abte Sorgenlos.

Es war einmal ein Abt, der besaß der irdischen Güter die Fülle, hatte Wagen und Pferde, Köche und Kammerdiener, Schreiber und Lakaien, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Sorgen plagten ihn nicht, als höchstens wie er die Zeit mit Essen, Trinken und Schlafen herumbringen könne. Darob beneideten ihn die Pfaffen und Bürger der Stadt und nannten ihn den Abt Sorgenlos.

Eines Tages nun kam der König des Landes in die Stadt, und die Feinde des Abtes eilten herzu, ihn bei dem Herrscher zu verklagen, und sagten: „Herr König, in dieser Stadt lebt ein Mensch, glücklicher als Ihr, dem es auf dieser Erde an nichts gebricht, weshalb er sich auch Abt Sorgenlos nennen läßt. Das ist nicht billig, und wir bitten Euch, dem Dinge abzuhelfen."

Der König hörte sie aufmerksam an und sprach dann: „Ihr Leute, jetzt geht ruhig nach Hause, denn in kurzem wollen wir euerm Abte schon Sorgen genug schaffen." Er ließ den Abt rufen, und dieser kam mit vier Pferden vorgefahren. Der König hieß ihn willkommen, bot ihm einen Platz an seiner Seite an und unterhielt sich mit ihm von diesem und jenem. Ganz zuletzt fragte er ihn,

wie er wol zu dem sonderbaren Namen Abt Sorgenlos gekommen. Der Abt antwortete: „Weil ich, Herr König, mir keine Sorgen um irdische Dinge zu machen brauche und für alles andere meine Diener denken lasse.“ „Nun, Herr Abt“, sprach der König, plötzlich ernst geworden, „wenn Ihr so gar nichts zu thun habt, könnt Ihr mir einen Gefallen thun und die Sterne am Himmel zählen, und zwar in drei Tagen und drei Nächten. Gelingt es Euch nicht, so werdet Ihr mir Euern Kopf lassen. Dies ist mein Wille und Befehl.“

Der arme Abt Sorgenlos fing zu zittern an wie Espenlaub und ging davon wie ein begossener Pudel, verwirrt und erschreckt durch des Königs Befehl. Zu Hause angekommen, fand er die Tafel gedeckt, aber essen mochte er nichts, denn die innere Angst verzehrte ihn. Er stieg auf das Dach seines Hauses, warf den Kopf zurück und schaute nach dem Himmel: da war aber auch nicht Ein armes Sternlein zu erblicken, die Sonne stand noch hoch am Himmel. Als es Nacht ward und die Sterne heraufkamen, fing er eifrig an zu zählen und notirte sich die Zahlen in sein Schreibtäflein. Bald aber verwirrte er sich, denn die Wolken kamen und gingen, und seine Zahlen waren alle falsch. Wie die Köche und Kammerdiener, die Schreiber und Lakaien sahen, daß ihrem Herrn weder Essen noch Trinken mehr schmecken wollte, sondern daß er nur immer gereckten Halses in die Luft schaute, meinten sie, es sei in seinem Kopfe nimmer richtig, und beklagten ihn gar sehr. Der erste Tag war vergangen, der zweite, der dritte neigte sich bereits, und dem armen Abte wurde immer elender zu Muthe, wenn er dachte, daß niemand mehr für seinen Kopf einen Pfifferling geben würde.

Er hatte aber einen alten erprobten Diener, dem ging der geheime Jammer seines Herrn so sehr zu Herzen, daß er ihn bat, ihn zum Vertrauten zu machen, wer weiß, ob er ihm nicht helfen könne. „Ach“, seufzte der Abt, „wer kann mir helfen! Der König hat mir aufgegeben, die Sterne am Himmel zu zählen, und ich mühe mich und bringe die Zahl nicht heraus, so muß ich dem Könige den Kopf lassen.“ Als der Diener das hörte, sagte er: „Getröstet Euch, lieber Herr! Laßt mich machen, ich weiß Mittel und Wege, Euch aus der Schlinge zu ziehen.“

Er ging und kaufte ein großes Ochsenfell, an dem die Haare noch saßen, breitete es auf dem Boden aus, schnitt dann hier ein Stückchen vom Schwanze ab, dort vom Ohr, da von den Seiten und sagte zum Abte: „So, Herr Abt, gehen wir jetzt zum König, und wenn er Euch fragt, wieviel Sterne am Himmel stehen, so laßt mich rufen, ich komme dann mit dem Fell, breite es vor dem Könige aus, und Ihr sprecht: Der Sterne am Himmel sind so viel, als jetzt Haare auf dem Ochsenfell, doch da es deren vorher zu viel waren, so habe ich die überzähligen wegschneiden lassen.“

Da fiel dem Abte ein Stein vom Herzen, schnell befahl er seinen Wagen und fuhr zum Könige. Dieser begrüßte ihn ganz freundlich und fragte: „Nun, Herr Abt, seid Ihr meinem Befehle nachgekommen?“ — „Ja, Herr König“, antwortete dreist der Abt, „die Sterne sind gezählt.“ — „So sagt mir, wieviel sind es?“ Alsogleich rief der Abt seinen Diener herbei, der kam und breitete das Fell zu Füßen des Königs aus. Der König, der nicht wußte, wo das hinaus wollte, blickte verwundert den Abt an, der erhob seine Stimme und sagte: „Euere

Aufgabe, Herr König, hat mich viel Kopfzerbrechens gekostet, dennoch ist sie gelöst. Der Sterne am Himmel sind so viele als Haare auf diesem Ochsenfelle, und da deren vorher zu viele waren, habe ich hier und da nachhelfen und abschneiden müssen, bis die Zahl richtig war. Glaubt Ihr es nicht, so laßt nachzählen,' ich bin meiner Aufgabe ledig." Der König stand mit offenem Munde und wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich reichte er dem Abte die Hand und sprach: „Geht nur hin in Frieden und lebt fürder sorgenlos wie Noah, denn Ihr habt Euch als einen rechten Pfiffikus erwiesen." Und sie schieden als gute Freunde.

Fröhlich kehrte der Abt mit seinem treuen Diener nach Hause zurück, dankte ihm von Herzen und machte ihn zum Hausmeister und Vertrauten. Gab ihm auch jeden Tag eine Unze Goldes zum Lohn, denn so viel hatte er wohl verdient.

Meerblume.

Es war einmal ein Bruder und eine Schwester. Der Bruder verheirathete sich und bekam sieben Söhne. Es verheirathete sich die Schwester und bekam sieben Töchter. Wenn nun der Bruder am Hause der Schwester vorüberkam, rief er: „Heil dir, Schwester, mit den sieben Mädchen!" Eines Tages, wie er ihr dasselbe gesagt hatte, erzürnte sich die Schwester gar sehr und konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Kommt die älteste Tochter nach Haus, findet die Mutter in Thränen und fragt: „Was fehlt dir, Mutter, warum weinst du?" — „Ach", sagte die Mutter, „warum sollte ich nicht weinen?" Und sie erzählte der Tochter alles. „Und weiter nichts?" rief die Tochter, „da sei nur ruhig. Er mit seinen sieben Jungen und wir mit unsern sieben Mädchen, wir wollen doch einmal sehen, wer ein größeres Glück machen wird. Gleich jetzt begeb' ich mich mit seinem Aeltesten auf die Wanderung durch die Welt, und kehren wir heim, so wird sich's zeigen, wer das Beste gewonnen."

Kaum war es Tag geworden, ging die Tochter, die in Wahrheit ein wunderschönes Mädchen war, mit dem ältesten Sohne des Oheims, alle beide als Burschen gekleidet, auf die Wanderschaft in die weite

Welt. Aber sie waren noch nicht weit von der Heimat entfernt, als der gute Vetter die Lust verlor und umkehrte. „Weißt du was, liebe Base“, sagte er zu dem Mädchen, „geh wohin du willst, ich thue nicht mehr mit.“ Und er ging heim, eine Hand rechts, eine links, gerade wie er ausgegangen war.

Die Base wanderte ganz allein weiter und kam an das königliche Schloß. Sie trat vor die Wächter und bat: „Um der Barmherzigkeit willen, laßt mich hinein.“ Sie war als Pilger gekleidet, und einer der Wächter, der das beste Herz hatte, sagte zu dem andern: „Laßt sie hinein! Jeder Arme ist Gottes und will leben.“ So ließ man sie hinein. Ohne alle Furcht ging sie zu dem König und sprach: „Gnade, Herr König, ich bin ein armes Pilgerlein, gebt mir zu arbeiten.“ — „Wohl, wohl, mein Sohn“, antwortete der König, „doch welches Handwerk verstehst du? Willst du Stallbub werden oder Hühnerwächter?“ — „Stallbub will ich werden.“ So wurde sie Stallbub beim Sohne des Königs.

Je länger sie aber diesen Dienst versah, je schöner ward sie, und der Königssohn wollte dem Stallbuben so wohl, daß er ihn mit sich an seiner Tafel essen ließ. Auch wollte es ihm gar nicht in den Sinn, daß sein Stallbub wirklich ein Bub und kein Mädchen war. Eines Tages ging er zu seiner Mutter, der Königin, und sagte ihr: „Liebe Mutter, der Stallbub ist so schön, daß ich sterben möchte, und ich kann's und kann's nicht glauben, daß er ein Bub ist, ganz gewiß ist es ein Mädchen. Das aber würde ich heirathen, ich liebe es zum Sterben, liebe Mutter.“

Wie die Königin ihren Sohn so betrübt sah, fing sie zu weinen an und ließ sogleich den Stallbuben auf

ihr Zimmer rufen. Er kommt, die Königin liebkost ihn und sagt: „Mein Sohn, du bist so schön und kannst unmöglich ein Bub sein. Sage mir's, bist du ein Mädchen? Mein Sohn liebt dich über die maßen, und bist du ein Mädchen, so wird er dich zur Frau nehmen." Sie aber gestand nichts, leugnete und sprach: „Ich bin ein Bub."

Bald darauf kommt der Prinz, zu erfahren, was seine Mutter ausgerichtet. „Was hat er gesagt?" — „Er hat gesagt, daß er ein Bub sei; doch höre, was du thun mußt. Führe ihn in den Garten: siehst du, daß er sich eine Nelke pflückt, so ist's ein Bub, pflückt er sich eine Rose, ist's ein Mädchen." Schnell führt er ihn in den Garten, und jene pflückt sich alsbald eine Nelke. Weinend kommt der Prinz zur Mutter zurück, und diese mochte sagen was sie wollte, er mochte sich nicht überzeugen, daß es ein Bube sei.

Da sagte die Mutter: „Mein Sohn, jetzt gibt's nur noch Ein Mittel. Du gehst mit ihm zum Meere ins Bad, und so im Guten oder Bösen wirst du das Geheimniß endlich entdecken." Schnell rief der Jüngling seinen Stallbuben: „Meerblume, Meerblume" — denn so nannte sich jener — „sattle zwei Pferde, eins für mich, eins für dich, denn morgen früh wollen wir ans Meer reisen, um Bäder zu nehmen." Die Arme verstand gar wohl, was das zu bedeuten habe, aber am andern Morgen standen die Pferde gesattelt vor der Thür, und sie reisten ab.

Am ersten Abend übernachteten sie in einer Locanda, und der Prinz rief: „Meerblume, wohin hast du die Schlüssel zum Gepäck gelegt?" — „Potz tausend", antwortete jene, „was habe ich gethan? Ich habe die

Schlüssel daheim im Palast liegen lassen!" Wohl aber hatte sie dieselben bei sich. „Ja, was fang' ich nun an?" sagte der Prinz. „Meerblume, du wirst schleunigst nach Hause reiten und die Schlüssel holen müssen. Geh, ich erwarte dich hier."

Das ließ sich Meerblume nicht zweimal sagen, sie ritt auf und davon und kommt zum Palast. „Frau Königin", sagt sie zu dieser, „Euer Sohn hat eingesehen, daß er zu wenig Geld mitgenommen, Ihr sollt ihm noch eine größere Summe schicken." Die Königin packte ein Kästchen voll Geld, und jene ging damit in ihre Heimat zu ihrer Mutter. Ehe sie aber fortging, schrieb sie an das Thor des Palastes die Worte:

Meerblume nannt' ich mich hier am Ort,
Als Jungfrau kam ich und geh' ich fort.

Der Prinz wartete lange; als er aber endlich merkte, daß Meerblume nicht wiederkam, kehrte auch er um, zu sehen, was geschehen sei. Er kommt an das Thor des Palastes, liest was da geschrieben stand, und schlägt sich vor die Stirn. Ganz betrübt geht er zu seiner Mutter: „Siehst du, Meerblume war also doch ein Mädchen und kein Bub. Jetzt, wohin soll ich mich wenden, sie zu finden?" Er dachte hin und her, endlich kam ihm ein Gedanke, und er sagte zu seiner Mutter: „Laß mir doch goldene Spinnrocken und silberne Spindeln machen, mit denen will ich von Land zu Land hausiren gehen. Wer weiß, ob jener, wenn sie mich rufen hört, nicht die Lust kommt, das eine oder das andere zu kaufen."

Wie die Waare fertig war, kleidete er sich in arme Kleider und ging als Händler durch die Länder, immer rufend: „Wer kauft goldene Spinnrocken, wer kauft

Spindeln von Silber?“ So kam er auch in einen Ort, wo ein schöner Palast stand, und da rief er unter den Fenstern sein „Wer kauft goldene Spinnrocken, wer kauft Spindeln von Silber?“ Da schaute aus einem Fenster ein wunderschönes Mädchen heraus, das rief: „Rockenhändler, komm herauf! komm herauf!“ Bei dieser Stimme gab's dem Prinzen einen Stich durchs Herz. Es war Meerblume, welche heimgekommen, sich einen großen Palast gebaut hatte und nun gleich einer großen Dame Frauenkleider trug, und mit ihr waren die Schwestern und ihre Mutter. Der Prinz stieg hinauf zu ihr. „Was kosten diese Rocken und diese Spindeln hier?“ Und er antwortete: „Mein Fräulein, um Geld sind sie mir nicht feil, aber um einen Kuß geb' ich sie gern her.“ — „Unverschämter! Ich ließ mich nicht einmal vom Sohn des Königs küssen, der doch in Liebe zu mir verging, und jetzt sollte mich deinesgleichen küssen?“ Da ging der Prinz hinter den Palast, kleidete sich als Königssohn, zog aber die schlechten Kleider darüber, und ging von neuem als Rockenhändler an dem Palaste vorüber. „Wer kauft goldene Spinnrocken? Wer kauft Spindeln von Silber?“ Wieder erschien Meerblume am Fenster und rief: „Was kosten diese Rocken? Was kosten diese Spindeln?“ Und jener antwortete wie das erste mal: „Mein Fräulein, um Geld sind sie mir nicht feil, wohl aber um einen Kuß!“ — „Unverschämter! Nicht einmal der Königssohn, der aus Liebe zu mir verging, durfte mich küssen, wie dürfte es einer deinesgleichen?“ Da antwortete jener: „Willst du mich nicht küssen, so küsse den Königssohn!“ Schnell warf er die schlechten Kleider ab, und wie sie ihn nun so schön und königlich gekleidet sah, erkannte sie ihn alsobald, warf

sich ihm zu Füßen und bat ihn mit thränenden Augen um Gnade, denn sie meinte, er wäre gekommen, sie umzubringen.

Er aber sprach: „Fürchte dich nicht, ich kam nicht, dir Böses zuzufügen, sondern Gutes zu thun.“ Und sie umarmten sich so voll Liebe, daß ihnen die Augen übergingen. Dann heirathete sie der Prinz und führte sie mit Freude und großen Festlichkeiten auf sein Schloß. Sie gab den andern Schwestern eine reiche Mitgift und nahm die Mutter mit sich, daß sie bei ihr lebe. Alle miteinander lebten von da an voller Glück und Freude.

Der Oheim aber mitsammt seinen sieben Söhnen, welche rechte Faulpelze waren, verdarben in Schlamm und Elend.

Die Tochter des Schlangenkönigs.

Es waren einmal zwei Freunde, von denen hatte der eine einen Sohn, der andere keinen; dieser liebte jedoch den Sohn des Freundes, als ob es sein eigener wäre. Beide waren große Kaufherren und befuhren mit ihren Schiffen die fremden Meere. Als nun der, welcher keinen Sohn hatte, eines Tages das Schiff zu neuer Reise rüstete, kam der Sohn des andern und bat Vater und Freund, ihn mit zur See zu nehmen, damit auch er fremde Länder und Menschen kennen lerne. Keiner von beiden wollte seine Bitte erhören, er flehte aber so lange, bis sie ihm nachgaben und auch ihm ein Schiff rüsteten.

Wie sie aufs hohe Meer gekommen waren, erhob sich ein heftiger Sturm, der blies die Schiffe weit auseinander: eins dahin, das andere dorthin. Das Schiff, worauf sich der Freund befand, konnte sich retten, das andere, welches den Jüngling trug, scheiterte an einer Klippe. Die Matrosen ertranken, allein der Jüngling rettete sich auf einem Balken an das Land. Ganz trostlos irrte er herum und kam in einen Wald, wo viele wilde Thiere waren. Um sich vor denen zu schützen,

kletterte er des Abends auf einen Baum, um da die Nacht zu verbringen, und lief dann weiter und weiter, bis er vor einer hohen Mauer stand. Diese Mauer erklomm er und sah zu seiner Freude, daß sie eine große Stadt einfaßte. Eilig stieg er auf der andern Seite hinunter und wandelte durch die Straßen, sich etwas Speise zu kaufen. Er tritt in einen Laden, fragt, ob sie ihm etwas zu essen geben könnten; weil ihm aber niemand antwortet, geht er weiter und kommt vor den königlichen Palast. Der Wächter an der Pforte war auch stumm und konnte ihm nicht Rede stehen. Der Hunger treibt ihn, die Zimmer zu durchsuchen, eins nach dem andern, und so kommt er in die königliche Bettkammer, dort legt er sich, da er sehr müde war, ein wenig nieder.

Kaum lag er, so erschien ein wunderschönes verhülltes Mädchen, bereitete ihm ein köstliches Mahl und lud ihn zum Essen ein. Er aß und legte sich wieder schlafen. Dies dauerte so fort während zweier Wochen. Eines Nachts, als er im tiefen Schlafe lag, erschien ihm eine königliche Jungfrau von hoher Schönheit, die sprach: „Hast du Muth und Ausdauer?" Er antwortete: „Ja." — „Wenn du Muth und Ausdauer hast", fuhr sie fort, „will ich dir ein Geheimniß anvertrauen. Wisse: ich bin die Tochter des Schlangenkönigs. Ehe mein Vater starb, hat er die ganze Stadt mit Männern und Frauen, Soldaten und Dienstleuten verwünscht und mich selbst dazu. Der Zauber, uns zu erlösen, ist in eines Magiers Händen; wenn du es aber über dich bringst, ein Jahr lang mit mir vereint zu sein, ohne mich zu sehen und ohne jemand etwas von diesem Geheimniß zu sagen, so ist der Bann, der mich und die Stadt hält, gebrochen, ich werde Kai-

serin und du Kaiser.“ Er antwortete, daß er getreulich thun wolle, was sie ihm geböte, und alles ging gut.

Nach einiger Zeit jedoch bat der Jüngling, sie möge ihm gestatten, seinen Vater und seine Mutter wie den Freund einmal wiederzusehen, bald werde er ihr wiederkehren. Sie bangte zwar, ihn fortziehen zu lassen, doch gab sie endlich seinem Drängen nach und schärfte ihm noch einmal ein, das Geheimniß in Treuen zu bewahren. Ein Schiff erwartet ihn am Strande, das ihn in die Heimat tragen soll, und beim Scheiden gibt ihm die Jungfrau noch einen Stab, der ihm alle Wünsche erfüllen, ihn auch sicher zur Stadt seines Vaters bringen werde. Auf dem Schiffe waren Schätze und Kostbarkeiten die Fülle. Glücklich gelangte er vor die Thore seiner Vaterstadt, ließ die Schätze in die allerbeste Herberge tragen und fragte, ob hier nicht zwei reiche Schiffsherren wohnten. Man erzählte ihm, daß es wol einmal in der Stadt zwei solcher Herren gegeben, welche die allerbesten Freunde von der Welt gewesen, daß sie aber jetzt beide bettelarm wären durch ein Unglück, welches den Sohn des einen mitten im Meere getroffen, und das der Vater dem Freunde schuld gegeben habe. Sie haben darauf einen schlimmen Handel vor den Richtern angefangen und sich beide an den Bettelstab gebracht.

Wie er dies gehört, ließ er sofort seinen Vater rufen und sprach: „Ich hätte wol Lust, mit Euch und Euerm Freunde ein Geschäft zu machen, da mir bewußt ist, daß ihr zur See gar wohl erfahren.“ Der Vater antwortete, darauf könne er sich jetzt nicht mehr einlassen, da er und sein Freund, aus Anlaß des Todes seines geliebten Sohnes, sich entzweit, und all seine Güter durch den daraus entsprungenen schlimmen Handel verschlungen

worden wären. „Geld braucht ihr keins“, antwortete rasch der Sohn, „davon habe ich so viel ihr nur braucht und wollt.“ Und nun gab er Befehl, eine Tafel zu rüsten, und ließ den Freund seines Vaters wie die Frauen beider dazu einladen. Wie sie nun bei Tische saßen, sahen sich die Männer sowol als die Frauen mit feindseligen Blicken an, und keins vermochte einen Bissen anzurühren. Da nahm der Sohn ein Stück von seinem Teller und sprach: „Lieber Vater, der Euch diesen Bissen reicht, ist Euer verloren geglaubter Sohn, schaut her: gesund und wohl steht er vor Euch.“ Und alle erkannten ihn, sprangen auf, umarmten und küßten sich vor Freude und weinten laut. Darauf theilte der Jüngling seine Schätze zwischen Vater und Freund, damit sie ihr Geschäft aufs neue betreiben könnten; gleichzeitig aber sagte er, daß er wieder fort müsse, wohin jedoch, sagte er nicht. Dies drückte jedoch seiner Mutter das Herz ab, und sie wollte um jeden Preis hinter das Geheimniß des Sohnes kommen. Sie bat und bat, und weil sie gar nicht abließ, erzählte ihr der Sohn zuletzt alles. Erzählte ihr, wie er so lange schon mit dem königlichen Mädchen vereint sei, ohne ihre Schönheit je mit Augen gesehen zu haben. Da gab ihm die Mutter ein Stücklein geweihter Kerze und sprach: „Wenn sie im Schlummer liegt, zünde diese an, so kannst du ihre Schönheit schauen.“

Der Jüngling reist ab, erreicht Stadt und Schloß des Schlangenkönigs und findet die Jungfrau in Erwartung seiner. Wie sie schlafen gegangen war — ihm schien es hundert Jahre, bis daß er ihre Schönheit schaue — nahm er die geweihte Kerze, entzündete sie, entschleierte die Glieder des Mädchens und schaute ihre hohe Schönheit. Da fielen heiße Wachstropfen herab, und sie

erwachte. „Unseliger", rief sie, „wem hast du mein Geheimniß verrathen? Jetzt bist auch du im Bann und kannst mich nur erlösen, wenn du zum Walde gehst, wo der Magier wohnt, mit ihm kämpfst und ihn tödtest." — „Wehe mir", sagte der Jüngling, „was hab' ich gethan! Doch sage mir, was ist zu vollbringen, so es mir gelingt, den Magier zu tödten?" Sie antwortete: „Nimm diesen Stab, mit ihm erschlägst du den Magier, darauf öffnest du ihm den Leib, worin du ein Kaninchen finden wirst. Oeffnest du dieses, findest du eine Taube, öffne auch sie, und du wirst drei Eier finden. Diese Eier bewahre wohl auf, hüte sie wie deine Augäpfel, denn durch sie wird dereinst Stadt und Land wie ich selbst erlöst werden. Wo nicht, bleibst du verwünscht wie alle andern."

Betrübt ging er davon, und nur mit dem Stabe bewaffnet kam er in den Wald, von dem ihm die Jungfrau gesagt hatte. Hier stieß er auf eine Heerde Kühe, welche von dem Besitzer und seinen Knechten gehütet wurden. Er näherte sich ihnen, sagte, daß er sich im Walde verirrt habe, und bat sie um ein Stück Brot. Der Herr gab ihm zu essen und behielt ihn bei sich, befahl ihm auch nach einigen Tagen, die Kühe auf die Weide zu treiben, warnte ihn aber vor dem Walde, indem in diesem ein Zauberer wohne, der Vieh und Menschen fräße. Er versprach das, führte aber gleichwol die Heerde in den Wald, das Begegniß mit dem Zauberer herbeizuführen. Der Herr, der ihm nur einen Knaben mitgegeben, fürchtete um seine Heerde, da er ihn von weitem in den Wald treiben sah, und jammerte laut.

Der Zauberer, kaum daß er die Heerde erschaute,



kam mit einer furchtbaren Eisenstange herbei. Dem Knechtlein sank bei diesem Anblick das Herz in die Hosen, und er sprang in das Gebüsch. Der Jüngling aber blieb standhaft und schritt weiter. Da rief der Zauberer: „Du Wicht, was kommst du hierher, meinen Wald zu verwüsten?“ Der Jüngling antwortete: „Nicht nur an den Wald will ich dir, sondern auch ans Leben!“ Und der Kampf begann. Er währte den ganzen langen Tag, und sie waren hart aneinander. Beide ermüdeten, doch keiner war noch verwundet. Der Zauberer rief am Ende:

Hätt' ich eine Suppe von Wein und Brot,
Dich zu tödten hätt's keine Noth!

Und der Jüngling:

Hätt' ich eine Suppe von Milch und Brot,
Schlüge ich dich nieder ohne Noth!

Sie trennten sich und wollten den Kampf andern Tages fortsetzen. Der Jüngling trieb sein Vieh zusammen. Der Knabe kam hervor, und ungefährdet kamen sie nach Hause. Alle staunten, sie unversehrt wiederzusehen, und hörten mit Verwunderung die Mär des Jünglings an. Sagte auch der Knabe, wie der andere sich während des Kampfes eine Suppe von Milch und Brot gewünscht, und der Herr befahl, eine solche Suppe auf den andern Tag bereit zu halten, damit sie im rechten Augenblicke dem Jünglinge gereicht werden könne.

Wieder trieb er seine Heerde in den Wald, begleitet von dem Knaben, der die Suppe trug. Der Kampf

begann, und wie er am heißesten entbrannt war, rief der Zauberer:

> Hätt' ich eine Suppe von Brot und Wein,
> Schlüge dem Jüngling den Schädel ein!

Und der Jüngling:

> Hätt' ich eine Suppe von Milch und Brot,
> Schlüge den Zauberer sicher todt!

Sogleich reichte ihm der Knabe das Verlangte, er nimmt einen Mund davon, sodaß ihm die alte Kraft zurückkehrt. Darauf holt er mit seinem Stabe zu einem mächtigen Schlage aus, trifft den Kopf des Unholdes, und dieser stürzt todt zu Boden. Gleich ist er nun über ihn her, schneidet ihm den Bauch auf, findet darin das Kaninchen, in diesem die Taube, und endlich in der Taube die drei Eier. Die nimmt er, verwahrt sie wohl, treibt die Kühe zusammen und kehrt heim. Alles kam ihm voll Jubel entgegen, und der Herr bat ihn, bei ihm zu bleiben. Aber seines Bleibens war nicht länger, er schenkte dem Herrn den erbeuteten Wald und ging davon.

In der Stadt des Schlangenkönigs angekommen, eilte er auf das Schloß zur Jungfrau. Die nahm ihn gar freundlich bei der Hand und führte ihn in den Thronsaal ihres Vaters, wo sie ihm die goldene Krone aufsetzte. „Jetzt", sagte sie, „sind wir König und Königin." Dann führte sie ihn auf den Altan des Schlosses, nahm die drei Eier und sagte zum Jüngling: „Jetzt wirf eins nach rechts, eins nach links, und das dritte gerade vor dich hin!" Kaum hatte jener dies gethan, so fing ein großer Lärm an: alle Leute der Stadt be-



gannen zu sprechen, zu rufen, die Fahnen flatterten, Wagen fuhren vor, und die Truppen marschirten heran. Alle aber, Truppen und Volk, erhoben ihre Stimmen, dankten ihrem Befreier und riefen jubelnd: „Es lebe unser König und unsere Königin!“

Sie lebten im Glücke noch manches Jahr;
Ich aber bleibe so arm, wie ich war.

Die Hindin.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten zwei Töchter, vierzehn und funfzehn Jahre alt, die eine mit silbernen, die andere mit goldenen Zähnen. Als die Königin starb, gab sie ihrem Gemahl einen Demantring und sagte, daß er sich wieder verheirathen solle, aber nur mit einem Weibe, welchem der Demantring genau an dem Finger passe. Der König ließ suchen durchs ganze Land, aber ein Weib, dem der Ring passe, ward nirgends gefunden. So gab er es auf, bewahrte aber den Ring in seinem Zimmer.

Einstmals kamen seine Töchter zu ihm, sahen den Ring auf dem Tische, die älteste nahm ihn, steckte ihn an den Finger, und siehe, er paßte wie angegossen. Die Freude des Königs war groß, er meinte eine Frau gefunden zu haben, und wollte sie heirathen. Das aber konnte nicht sein, und sie that es nicht, so sehr auch mit Drängen er sie beschwerte. Wie sie gar nicht mehr wußte, was thun, warf sie sich dem Papste zu Füßen und beichtete ihm alles. Der Papst lobte ihre Handlungsweise, rieth ihr aber, vorläufig mit dem Könige nicht zu brechen. „Du mußt Zeit gewinnen", sagte er, „versprich ihm, dann nach seinem Willen zu sein, wenn

er dir ein Kleid bringt, das am Tage wie die Sonne, bei Nacht wie der Mond scheint." Das Mädchen befolgte den Rath, und der König zog alsbald aus, ein solches Kleid zu suchen.

Es begegnet ihm ein Ritter, der fragt: „Majestät, was sucht Ihr?" Der König erzählt ihm seine Geschichte und wie schwer es sein werde, den Wunsch der Tochter zu erfüllen, worauf der andere das Kleid alsbald bei der Hand hatte und es ihm gab. Wie es die Tochter sah, erschrak sie sehr, ging auch eilend wieder zum Papste und flehte ihn um neuen Rath an. „Höre, meine Tochter", sagte dieser, „verlange jetzt vom Könige ein Kleid, welches ist wie das Meer mit allen seinen Fischen, das wird er dir nicht bringen. Bringt er es dennoch, so lasse dir einen großen Schrein machen und komme mit deiner Schwester wieder zu mir." Der König trieb das Kleid wirklich auf, und nun ließ sie sich den Schrein machen und ging mit der Schwester zum Papste. Der setzte sie beide in den Schrein, versicherte ihn von innen und außen mit Theer und Pech und setzte ihn auf die Wogen des Meeres.

Es wohnte aber in einem Nachbarlande ein König, der war krank, und die Aerzte hatten ihm zu seiner Genesung eine Meerfahrt verordnet. Wie er nun eines Tages so dahinfuhr, sah er etwas auf den Wellen schwimmen. Er gab Befehl, es aufzufischen, und die Fischer zogen den Schrein heraus. Den nahm er in seinen Palast, löste das Pech ab, öffnete ihn und fand das erste Mädchen. Ganz zufrieden führte er es zu seiner Mutter, und es ward seine Gemahlin. Eines Tages schauten die beiden zum Fenster heraus und blickten über den Wald. Da sehen sie einen Ritter hoch zu Roß aus

dem Walde kommen, er nähert sich, und das Mädchen erkennt ihren Vater. Er steigt ab, tritt zu ihnen, kaum aber daß er sie begrüßt, nimmt er seine Tochter auf die Seite und sagt zu ihr: „Also hier bist du, Verruchte, nun so sollst du zu einer Hindin und von deinem Mann getödtet werden, ehe du wieder glücklich sein kannst.“ Das Mädchen wurde ganz tiefsinnig, und weil sie wußte, daß des Vaters Verwünschung in Erfüllung gehen werde, ließ sie ihre Schwester, die mit den silbernen Zähnen, aus dem Schrein heraus, erzählte ihr, was geschehen, und bat sie, an ihrer Stelle für einige Zeit die Königin zu sein, und wenn sie der König frage, woher sie auf einmal silberne Zähne bekommen, solle sie sagen, die Madonna habe sie ihr ausgetauscht und sie habe ein Gelübde gethan, sechs Monate lang nicht an seiner Seite zu ruhen. Darauf ging sie in den Wald und wurde eine Hindin. Die Schwester, welche blieb, erzählte dem Könige, was ihr die Schwester gesagt hatte, und er glaubte es.

Nach einiger Zeit ging der König in den Wald auf die Jagd. Sie setzen sich unter einen Baum, um zu essen, und da kommt die Hindin und stellt sich zur Seite des Königs. Er weiß nicht, was er denken soll, nimmt aber sein Gewehr und schießt auf das Thier. Verwundet läuft dieses in den Palast, verbindet sich den Arm und kleidet sich, wieder zur Königin geworden, wie früher an. Als der König zurückkommt, erzählt sie ihm alles, und sie blieben beisammen glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.

Die Zauberkugeln.

Es war einmal ein König, der glaubte der Schönste auf der Welt zu sein, und wenn er sich im Spiegel beschaute, fragte er diesen:

Lieber Spiegel, wer gefällt
Dir noch mehr auf dieser Welt?

Seine Frau hörte das zwei-, drei-, viermal mit an, zuletzt ward sie ärgerlich und sagte:

Lieber König, gib doch Ruh',
Einen Schönern gibt's als du.

Da sagte der König: „Jetzt sollst du mir binnen drei Tagen sagen, wer dieser Schönere ist, oder du mußt sterben." Die arme Königin gerieth in Verzweiflung, sie schloß sich in ihre Kammer ein und ließ sich vor niemand mehr sehen. Am dritten Tage schaute sie zum Fenster hinaus und sah eine Alte vorbeigehen, die bettelte und sagte: „Frau Königin, schenkt mir doch ein Almosen." Die Königin antwortete: „Ach laß mich in Ruhe, ich habe jetzt genug mit mir zu thun." Sagt die Alte: „Ich weiß wohl, was Euch bedrückt, vermöchte

auch Euch zu helfen.“ — „So komm herauf“, rief die Königin; die Alte kam, und die Königin fragte: „Was weißt du also?“ — „Ich weiß, was der König von Euch gefordert hat.“ — „Und gibt es wirklich einen Ausweg?“ — „Ja, Frau Königin.“ — „Nun so gebe ich dir alles, was du begehrst.“ Aber die Alte sprach: „Ich begehre nichts. Geht nur heute Mittag mit dem König zu Tische und erfleht von ihm die Gewährung einer Bitte. Er wird Euch fragen: «Ist es das Leben, um das Ihr mich bittet?» und Ihr antwortet: «Nein.» Dann wird er Euch gewähren, und Ihr sprecht: «Schöner als Ihr ist der Sohn des Kaisers von Frankreich, der in sieben Schleiern verhüllt ist.»“ Die Alte ging weiter, und die Königin begab sich zum Könige. Dort geschah alles, wie es die Alte gesagt hatte, und der König sprach zuletzt: „Ist er denn schöner als ich, so thue mit mir wie dir beliebt, zuvor aber will ich gehen und selbst zusehen.“ Darauf reiste er mit großem Gefolge ab und ging zum Kaiser von Frankreich. „Herr Kaiser, ich begehre nichts, als Euern Sohn zu sehen.“ Der Kaiser antwortete: „Meinen Sohn? Den sollt Ihr sehen, aber jetzt schläft er.“ Kurz darauf führt er ihn in die Kammer, wo der Sohn schlief. Man hebt den ersten Schleier weg: und ein großer Glanz leuchtet hervor, den zweiten: und der Glanz wird stärker, immer mächtiger ward er beim dritten, beim vierten und so fort, bis endlich der Königssohn in voller Pracht vor ihnen stand, das Scepter in der Hand, das Schwert im Gürtel. Wie der König so große Schönheit sah, erschrak er und fiel ohnmächtig zu Boden. Mit Mühe brachte man ihn wieder zu sich, und noch drei Tage blieb er am Hofe des Kaisers. Ehe er abreiste, kam der Königssohn zu

ihm und fragte ihn: „Möchtest du mich wol in deinem Hause sehen?“ — „Ja, aber wie kann das geschehen?“ — „Nimm diese drei Goldkugeln, willst du mich dann sehen, so wirf sie in ein goldenes Becken voll reiner Milch, und ich werde dir erscheinen, wie du mich hier siehst.“ Der König nahm die drei Kugeln und zog davon. Zu Hause angekommen, rief er seine Gemahlin und sagte: „Jetzt bin ich wieder hier, nun thue mit mir wie dir beliebt.“ Die Königin antwortete: „Sei mir gesegnet, mein Herr!“ Darauf erzählte ihr der König die Geschichte und gab ihr die drei Kugeln. Nach drei Tagen aber war er todt. Der Gram, daß ein anderer schöner als er sein sollte, hatte ihm das Herz gebrochen. So wurde die Königin zur Witwe.

Nachdem einige Zeit vergangen war, rief sie eine vertraute Dienerin und sagte: „Geh, hole mir drei Stübchen reiner Milch.“ Mit dieser schloß sie sich ein, goß sie in das goldene Becken, warf die drei Kugeln hinein, und sofort erschien erst das Schwert, dann das Scepter und zuletzt der Jüngling selbst. Sie sprachen gar holdselig miteinander, worauf er wieder verschwand. Jeden Tag schickte sie jetzt die Dienerin nach reiner Milch, und jeden Tag erschien ihr der Königssohn, bis endlich die Dienerin neugierig ward und der Sache auf den Grund kommen wollte.

Was that sie? Sie zerbrach ein geschliffenes Glas, stampfte es zu Pulver und verbarg dieses Pulver in ihrem Busen. Wie nun die Königin sie wie gewöhnlich nach Milch schickt, schüttet sie, da sie die Treppe heraufsteigt, den Glasstaub in die Milch und bringt sie so der Königin.

Die Königin wirft die drei Kugeln hinein, der

Königssohn erscheint, aber, wehe! mit zerschnittenen Adern, ganz in Blut gebadet, das hatte ihm das Glas angethan. Kaum erblickte er die Königin, so rief er: „Unselige, du hast mich betrogen, wir können uns nimmer wiedersehen!“ Sie mochte bitten, wie sie wollte, er verschwand und blieb von da an in seinem Lande. Der Kaiser von Frankreich aber ließ verkünden: „Wer meinen Sohn heilt, er sei auch wer er sei, dem wird jegliche Bitte gewährt werden.“ Alle Häuser der Stadt bekleidete man mit Schwarz, alle Glocken läuteten wegen des Königssohnes, der zum Tode daniederlag.

Als die Königin sah, daß der Jüngling nicht wiederkehrte, kleidete sie sich als Schäfer und machte sich auf den Weg nach seiner Stadt. Zur Nacht sieht sie sich mitten in einem dichten Walde. Hier ersteigt sie einen einzeln stehenden Baum, betet und schickt sich zum Schlafen an. Es war um die Mitternachtsstunde; da kommen auf einmal alle Teufel der Hölle heran und setzen sich um den Baum her in einem Kreise zusammen. Einer fragt den andern, was Böses er vollbracht, bis zuletzt die Reihe an den schwarzen Hinkteufel kam, den fragten sie: „Nun, Schwarzer, was Großes hast du gethan?“ — „Diesmal wirklich etwas Großes; woran ich schon manches Jahr gearbeitet, das ist mir jetzt gelungen.“ Und er erzählte ihnen die Geschichte vom König und der Königin, dem Königssohn und der bösen Magd. „Jetzt“, schloß er, „hat er nur noch drei Tage zu leben, und weil er an dem Herrn verzweifelte, dürfen wir ihn holen.“

Da fragte ihn der Großteufel: „Sage mir, haben sie nicht etwa ein Mittel, ihn zu heilen?“ — „Oh“, antwortete der Hinkende, „ein Mittel gäbe es schon, aber

das behalte ich für mich." — „Ei, uns kannst du's ja sagen." — „Euch wohl, aber wenn mich jemand anderes hörte!" — „Schweig, du Thier", riefen alle, „wer könnte uns hier hören? Wäre jemand hier gewesen, der würde schon vor Angst umgekommen sein."

So ging es noch eine Weile hin und her, bis der Hinkteufel endlich sein Mittel sagte: „Eine Tagereise von hier ist ein Wald, mitten im Walde liegt ein Kloster, und in dem Garten dieses Klosters wächst das Glaskraut. Davon muß man ein paar Körbe voll in einem Mörser stampfen, den Saft in einem Gefäße sammeln, und den Jüngling damit von Kopf bis zu Füßen einreiben, so wird er schöner denn zuvor."

Die Königin hatte dies alles gehört und bewegte es in ihren Gedanken. Wie es tagte, stieg sie vom Baume und begab sich auf die Wanderung nach dem Kloster, wo das Glaskraut wuchs. Endlich kommt sie dort hin und ruft den Pförtner an. Der meint, einen bösen Geist zu hören, und fängt seine Beschwörung an. Sie aber sagt: „Wozu beschwörst du mich? Ich bin eine getaufte Seele wie du." Da ließ man sie hinein. Sie bat die Mönche um ein paar Körbe Glaskraut, das erhielt sie und zog andern Morgens nach der Stadt des Kranken, wo alle Häuser mit Schwarz bekleidet waren.

Als sie vor den Palast kam, wollten die Wächter sie, die noch immer als Hirt gekleidet war, nicht hereinlassen, aber der Kaiser gab Befehl, den Hirten zu ihm zu führen. Wie sie vor dem Kaiser stand, bat sie ihn, alle Aerzte fortzuschicken, denn in zwei Tagen wolle sie den Kranken heilen. Der Kaiser, welcher schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, ließ den Hirten nach seinem Willen schalten und walten und befahl den Dienern, ihm in allen

Stücken zur Hand zu sein. Die verkleidete Königin ließ einen Mörser herbeischaffen, stampfte das Kraut darin und sammelte den Saft in ein Gefäß. Darauf ging sie zu dem Kranken, bestrich ihn damit, und wo sie ihn bestrich, blutete es nicht mehr und die Wunden schlossen sich. Das that sie den ganzen Tag, bis der Jüngling ganz heil war. Als der Kaiser kam, übergab sie ihm seinen Sohn, der schöner denn zuvor war. Aber die Schätze, die der Kaiser bot, wollte sie nicht, und nur den Ring, den ihr der Genesene gab als Andenken an seine wunderbare Heilung, den nahm sie, verabschiedete sich und ging auf und davon.

Sie hatte Eile, nach Hause zu kommen, und ging jetzt selbst, anstatt der untreuen Dienerin, die Milch zu holen, schüttete sie in das goldene Becken und warf wie gewöhnlich die drei Kugeln hinein. Der Königssohn erschien auch diesmal, wollte sie aber in seinem Zorn zerschmettern. Sie warf sich ihm zu Füßen und rief: „Was willst du? Ich habe keine Schuld. Deine Retterin bin ich. Siehe dies Zeichen!" Dabei hielt sie ihm den Ring entgegen. Da wurde seine Seele ruhig, und wie sie ihm die Geschichte erzählte, und was sie von den Teufeln gehört, und wie sie das Kraut geholt und ihn geheilt habe, beschloß er, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Er eilte nach Hause, seinen Vater zu bitten, und der gewährte mit Freuden alles. So gingen sie vereint, die Königin abzuholen, worauf sie in ihr Land zurückkehrten, um die Hochzeit alsbald mit großer Pracht zu feiern. Die böse Magd aber mußte ihr Leben lassen.

Micco.

War einmal eine Mutter, die hatte einen Sohn, der hieß Micco. Eines Tages machte die Mutter Maccaroni und sagte zum Sohne: „Geh zuvor hinaus und schneide eine Mahd Gras.“ Micco hatte aber keine Lust, er wollte erst seine Maccaroni essen. Da versprach ihm die Mutter, sein Theil aufzubewahren, und so ging er denn ins Gras. Die Maccaroni waren fertig, und da Micco nicht kam, fing die Mutter an zu essen, aß und vergaß, dem Sohn sein Theil aufzuheben. Sie guckte in den Kessel und fand noch eine einzige auf dem Boden liegen, die nahm sie, goß Schmalz darauf, streute Käse darüber, und wie der Sohn heimkam, gab sie ihm die einzige Nudel auf seinen Teller. Das war dem Micco zu wenig, er hub an zu weinen und wollte nicht essen. Da sagt die Mutter zum Stock: „Stock, schlag mir 'mal den Micco, weil er die Maccaroni nicht essen will.“ Der Stock rührte sich nicht. Sagt die Mutter zum Feuer: „Feuer, verbrenn' mir 'mal den Stock, weil er den Micco nicht schlägt, der die Maccaroni nicht essen will.“ Aber auch das Feuer rührte sich nicht. Sagt die Mutter zum Wasser: „Wasser, lösch' mir 'mal das Feuer, weil es den Stock nicht verbrennt, der den Micco

nicht schlägt, weil er die Maccaroni nicht essen will." Dieses kehrte sich gar nicht daran. Da rief die Mutter den Ochsen: „Ochse, sauf' mir 'mal das Wasser, das mir das Feuer nicht löscht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht schlägt, weil er die Maccaroni nicht essen will." Der Ochse soff aber das Wasser nicht. Sagt die Mutter zum Strick: „Strick, bind' mir 'mal den Ochsen, der das Wasser nicht säuft, das das Feuer nicht löscht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht schlägt, weil er die Maccaroni nicht essen will." Doch der Strick gehorcht ihr nicht. Nun ruft die Mutter die Maus: „Maus, zernag' mir 'mal den Strick, der den Ochsen nicht bindet, der das Wasser nicht säuft, das das Feuer nicht löscht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht schlägt, weil er die Maccaroni nicht essen will." Die Maus zernagt den Strick nicht. Ruft die Mutter: „Katze, friß mir die Maus, die den Strick nicht zernagt, der den Ochsen nicht bindet, der das Wasser nicht säuft, das das Feuer nicht löscht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht schlägt, der die Maccaroni nicht essen will." ...

Die Katze fraß die Maus, die Maus zernagt den Strick, der Strick bindet den Ochsen, der Ochse säuft das Wasser, das Wasser löscht das Feuer, das Feuer verbrennt den Stock, der Stock prügelt den Micco, und Micco ißt die Maccaroni.

Die Alte.

Es war einmal eine Alte, die fegte in dem Kirchlein und fand einen Heller am Boden. Den nahm sie und sagte: „Was kaufe ich mir jetzt dafür? Kaufe ich mir Aepfel, muß ich den Griebs fortwerfen, wenn ich mir Nüsse kaufe, kann ich die Schalen nicht brauchen, und ebenso wenn ich mir Kastanien kaufe. Kaufe ich Brot oder Maisküchlein, fallen die Krumen herunter. Was also kauf' ich mir? ... Jetzt weiß ich's, ich werde mir rothe und weiße Farben kaufen, mir mein Gesicht zu bemalen."

So geschah es: die Alte kaufte sich Weiß und Roth, bemalte sich damit das Gesicht und schaute dann zum Fensterchen hinaus. Kommt ein Esel vorbei, der bleibt stehen und ruft: „Mütterchen, was machst du dort am Fenster?" — „Ich will mich verheirathen." — „Willst du wol mich zum Manne haben?" — „Laß mich erst hören, was für eine Stimme du hast." — Und der Esel begann: „I—a, i—a, i—ah!" — „Mach', daß du fortkommst, vor dir würd' ich mich des Nachts fürchten." Der Esel ging weiter.

Kommt eine Ziege vorbei: „Mütterchen, was machst du dort am Fenster?" — „Ich will mich verheirathen."

— „Möchtest du wol mich zum Manne haben?“ — „Laß mich hören, was für eine Stimme du hast.“ — „Meck, meck, meck, bäh!“ — „Mach', daß du fortkommst, vor dir würd' ich mich des Nachts fürchten!“ Die Ziege ging weiter.

Kommt eine Katze gegangen: „Mütterchen, was machst du dort?“ — „Ich will mich verheirathen.“ — „Willst du mich etwa nehmen?“ — „Laß hören, was für eine Stimme du hast.“ — Die Katze begann: „Miau, miau, miau, miau!“ — „Geh, pack' dich, du ängstigst mich des Nachts mit deiner Stimme.“ Die Katze entfloh.

So kamen nach und nach alle Thiere der Welt vorbei, doch keins gefiel dem Mütterchen. Ganz zuletzt kam auch die Maus. „Mütterchen, was machst du da?“ — „Ich will mich verheirathen.“ — „Möchtest du mich wol nehmen?“ — „Laß hören, was für eine Stimme du hast.“ — Das Mäuschen machte: „Pip, pip, pip!“ — „O komm herauf, deine Stimme gefällt mir!“ Die Maus ging hinauf und blieb bei der Alten.

Tags darauf ging die Alte in die Messe. Sie ließ den Topf mit Essen am Feuer stehen und sagte zum Mäuschen: „Höre, daß du mir nicht etwa das Brötchen in die Brühe tunkst, könntest mir hineinfallen. Ich gehe jetzt in die Messe, komm' aber bald zurück.“ Das Mäuschen antwortete: „Geh nur ohne Sorgen, ich werde mich wohl hüten.“ So ging das Mütterchen in die Messe.

Wie sie nach Hause kam, fand sie die Thür verschlossen. Sie rief: „Gevatter Maus! Gevatter Maus!“ Die Maus antwortete nicht. Da drückte die Alte die Thür ein und trat in das Haus. Sie schaute hierhin und dorthin und überall herum, aber die Maus fand

sie nicht. Sie blickte unter das Bett, und fand sie nicht. Sie blickte unter den Stuhl, und fand sie nicht — unter den Ofen, und fand sie nicht — in den Mörser, und fand sie nicht — in die Tischlade, und fand sie nicht. Endlich wurde ihr die Sache zu arg und sie sagte: „Ach, Gevatter Maus will sich gewiß einen Scherz mit mir machen. Jetzt suche ich sie nicht mehr, sondern esse ruhig mein Süppchen; wenn sie dann Lust hat, wird sie schon hervorkommen."

Wie sie die Suppe ausgießen wollte, fand sie die Maus im Topfe. „Ach, wehe mir!" schrie sie da, ließ die Suppe fallen und weinte bitterlich. Als das die Asche auf dem Herde sah, stiebte sie hoch auf. Das Fenster fragte: „Warum stiebst du auf?" — „Ach, weißt du denn nicht, Gevatter Maus liegt im Topfe, das Mütterchen weint, und weil ich Asche bin, stiebe ich auf." Antwortet das Fenster: „So will ich, weil ich ein Fenster bin, auf- und zuklappen." Das sah das Fenstergitter und fragte: „Fensterlein, warum klappst du auf und zu?" — „Das weißt du nicht? Gevatter Maus liegt im Topfe, das Mütterchen weint, die Asche stiebt auf, und weil ich ein Fenster bin, will ich auf- und zuklappen." — „So?" antwortete das Fenstergitter. „Nun, weil ich ein Gitter bin, will ich zerbrechen." Und es zerbrach. Ein Vogel, der immer auf dem Baume saß, fragte: „Gitter, warum zerbrichst du denn?" — „Auch du weißt nichts? Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Asche stiebt auf, das Fenster klappt auf und zu, und weil ich ein Gitter bin, wollte ich zerbrechen." Antwortet der Vogel: „Weil ich ein Vogel bin, will ich mich rupfen." Und er rupfte sich alle seine Federchen aus. Als der Baum den gerupften Vogel sah,

fragte er: „Warum rupftest du dich?" — „Ach, mein Lieber, du weißt nichts? Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Asche stiebt auf, das Fenster klappt auf und zu, das Gitter zerbricht, und weil ich ein Vogel bin, hab' ich mich gerupft." — „So? Nun weil ich ein Baum bin, will ich alle meine Blätter abschütteln." Und er schüttelte sie ab.

Kam eine Magd daher, Wasser zu holen, sie sah den Baum und fragte ihn, warum er blätterlos stehe. Der Baum erzählte ihr die ganze Geschichte und sprach: „Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Asche stiebt auf, das Fenster klappt auf und zu, das Gitter zerbricht, der Vogel hat sich gerupft, und weil ich ein Baum bin, hab' ich alle meine Blätter abgeschüttelt." Sagt die Magd: „Weil ich eine Magd bin, will ich gleich einmal meinen Eimer zerschlagen." Darauf ging sie zu ihrer Herrin, und die fragt sie, ob sie Wasser geschöpft. Die Magd sagt: „Ach, Frau, Ihr kennt die Geschichte nicht? Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Asche stiebt auf, das Fenster klappt auf und zu, das Gitter zerbricht, der Vogel hat sich gerupft, der Baum seine Blätter abgeschüttelt, und weil ich die Magd bin, hab' ich den Eimer zerschlagen."

Die Frau, welche eben das Mehl in den Trog gethan, um Brot zu backen, sagt: „So will ich, weil ich eine Herrin bin, das Mehl zum Fenster hinausschütten." Der Herr kam nach Hause und fragte, ob das Brot gebacken sei; sie antwortete: „Mann, weißt du denn gar nicht, was da geschehen ist? Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Asche stiebt auf, das Fenster klappt auf und zu, das Gitter zerbricht, der Vogel hat sich gerupft, der Baum seine Blätter abgeschüttelt,

die Magd hat den Eimer zerschlagen, und ich, weil ich die Herrin bin, hab' das Mehl zum Fenster hinausgeschüttet."

Da antwortet der Herr: „Ei so will ich, weil ich der Herr bin, euch ganz gehörig den Buckel versalzen!" Er nahm einen Stock, und was hast du, was kannst du! gab er erst der Magd und dann der Frau eine tüchtige Tracht Prügel.

Das Märchen vom Hahn und der Maus.

Ein Hahn und eine Maus gingen einmal zum Nußbaum, um Nüsse herunterzuschlagen. Der Hahn flog auf den Baum, schüttelte die Nüsse herunter und warf sie der Maus zu. Diese öffnete sie, fraß den Kern heraus und verschloß die Schalen dann wieder. Gevatter Hahn merkte das und rief: „Höre, Gevatterin Maus, wenn ich jetzt hinunterkomme, soll dir's schlecht gehen." Er flog vom Baume hinab und zerhackte ihr tüchtig den Schädel. Die Maus lief davon, ging zum Arzte und rief:

Arzt, Arzt, Aerztchen,
Heil' mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßlein nur gemaust,
Hat der Hahn mich so zerzaust.

Der Arzt antwortete: „Bring' mir Lappen!" Die Maus ging zum Lumpensammler und rief:

Lumpensammler, gib mir Lappen,
Lappen muß dem Arzte bringen.
Arzt, Arzt, Aerztchen
Heilt mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßlein nur gemaust,
Hat der Hahn mich so zerzaust.

Sprach der Lumpensammler: „Bring' mir erst Pomade." Und die Maus lief zum Kaufmann und sagte:

Kaufmann, gib mir schnell Pommade,
Muß zum Lumpenmann sie tragen.
Lumpensammler gibt mir Lappen,
Lappen muß dem Arzte bringen.
Arzt, Arzt, Aerztchen
Heilt mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßchen nur gemaust,
Hat der Hahn mich so zerzaust.

Der Kaufmann sagte: „Erst bring' mir Eier." Nun ging die Maus zu der Henne und rief:

Gib mir Eier, gute Henne,
Muß damit zum Kaufmann rennen.
Kaufmann gibt mir schnell Pommade,
Muß zum Lumpenmann sie tragen.
Lumpensammler gibt mir Lappen,
Lappen muß dem Arzte bringen.
Arzt, Arzt, Aerztchen
Heilt mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßchen nur gemaust,
Hat der Hahn mich so zerzaust.

Da sagte die Henne: „Erst bring' mir Mehl." Da kroch die Maus des Nachts unter die Thür des Müllers, lud sich das Mehl auf und brachte es der Henne. Die gab ihr Eier, die Eier brachte sie zum Kaufmann, der gab ihr die Pommade, die Pommade trug sie zum Lumpenhändler und sagte:

Lumpensammler, gib mir Lappen,
Lappen muß dem Arzte bringen.
Arzt, Arzt, Aerztchen
Heilt mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßchen nur gemaust,
Hat der Hahn mich so zerzaust.

Ein italienischer Eulenspiegel.

Der Mann hieß Firazzano, und der losen Streiche, die er begangen, sind so viele, daß noch heute alles Volk von ihm zu singen und zu sagen weiß.

Firazzano war Diener, oder Haushalter und Verwalter, war die rechte Hand bei einem Fürsten in Palermo. Mit seinen Streichen verschonte er selbst seinen Herrn nicht; weil sich aber alle über ihn belustigten, so drückte der Fürst ein Auge zu und ließ den Schalk Schalk sein.

Einmal hatte die Königin von ihm gehört und wollte den Schalk auch kennen lernen. Sie ließ ihn rufen und fragte ihn: „Wie steht's mit dir? Bist du ledig oder verheirathet?“ — „Verheirathet, Frau Königin, natürlich verheirathet.“ — „Nun“, sagte jene, „ich möchte deine Frau wol kennen lernen.“ — „Wie ist das zu machen? Das wird schwer gehen, denn meine arme Frau ist harthörig.“ Das war sie nun nicht, er sagte es aber, weil er sich mit der Königin einen Spaß machen wollte. „Oh“, antwortete diese, „das schadet nichts, laß sie nur kommen; wenn sie schwer hört, werde ich ein wenig schreien.“

Firazzano ging nach Hause. „Cicca, eine große Ehre



widerfährt dir: die Königin will dich kennen lernen. Weil sie aber schwer hört, mußt du, wenn du mit ihr sprichst, nur desto lauter schreien." — „Gut", sagte die Frau, „gehen wir, das läßt sich schon machen." Sie gingen in den Palast. Als sie bei der Königin eintraten, schrie die Frau mit lauter Stimme: „Zu Füßen Euerer Majestät!" — Aha, dachte die Königin, weil sie harthörig ist, meint sie, andere Leute müßten es auch sein! Und darauf schrie sie ihr entgegen: „Guten Tag, Gevatterin, wie geht's Euch?" — „Gut, ganz gut!" schrie die Frau noch lauter denn zuvor. Die Königin wollte ihr nichts schuldig bleiben und überbot sie mit aller Kraft ihrer Lungen, ebenso die Frau Firazzano's, und es schien ein gewaltiger Streit zwischen ihnen entbrannt. Firazzano, der hinter der Thür gestanden, vermochte nicht mehr sich zu halten und platzte heraus, daß ihm der Bauch wackelte. Da merkte die Königin, daß ihr der Schalk einen Streich gespielt hatte, und hätte er sich nicht eilig auf die Beine gemacht, sie würde ihn haben packen lassen, und wer weiß, was die Sache dann für ein Ende genommen.

* * *

Einmal wollte sich der Herr Firazzano's ein neues Gewand machen lassen, dazu sollte ihm der Schalk einen Schneider rufen. Nun muß man wissen, daß alle Schneider, wenn sie das Tuch schneiden, den Mund verziehen, dieser so, jener anders. Firazzano kam zum Schneider und sagte: „Meister, mein Herr läßt Euch rufen, Ihr sollt ihm ein neues Gewand fertigen. Nehmt Kreide und Schere mit, denn das Tuch müßt Ihr gleich im

Palast zuschneiden.“ Er lief voraus und sagte seinem Herrn: „Der Schneider kommt, doch hört, was ich Euch sage. Der Aermste leidet an Krämpfen. Ehe diese beginnen, fängt er an das Maul zu verziehen, das ist dann das Zeichen, ihm ein paar Stockstreiche über den Rücken zu ziehen, so wird das Schlimmste verhütet.“ — „Wenn das so ist“, sagte der Fürst, „da laß mich nur machen, ich werde schon verhüten, daß er mir keine Krämpfe kriegt.“ Der Schneider kommt, breitet das Tuch fein säuberlich auf einem großen Tische aus und fängt an dem Fürsten Maß zu nehmen. Firazzano war inzwischen hinausgegangen und guckte durch das Schlüsselloch, zu sehen, wie das Ding endigen werde. Der Schneider nimmt die Kreide, malt die Maße auf das Tuch, packt dann die Schere und fängt an zu schneiden. Der Fürst steht dabei und schaut ihm andächtiglich nach dem Munde. Das Tuch war dick, und der Schneider verzieht den Mund gar jämmerlich. Kaum sieht dies der Fürst, nimmt er seinen Stock und zieht ihm ein paar Wohlgemessene über den Rücken. Der schreit auf: „Au! Herr Fürst, was soll das bedeuten?“ — „O nichts, macht nur weiter!“ Der Schneider beruhigt sich und schneidet weiter, verzieht auch den Mund wieder. Und da hat er auch schon wieder den Stock auf dem Rücken. „Au! Au! Was für eine Art ist das, mich zu prügeln, während ich schaffe?“ — „Bleibt ruhig, Meister“, sagte der Fürst, „es geschieht wahrlich nur zu Euerm Besten.“ Währenddessen lachte Firazzano am Schlüsselloch sich den Buckel voll. Und wieder schneidet der Meister weiter, den Mund womöglich noch ärger verziehend denn zuvor. Desto dichter hageln jetzt auch die Schläge auf seinen Rücken. Da ergrimmt er denn endlich, fängt an zu

drohen und sagt: „Jetzt macht ein Ende, Herr Fürst, oder ich lasse Euch meine Schere fühlen!“ Der Fürst sagte ruhig: „Was ereifert Ihr Euch, Meister? Waren nicht Euere bösen Krämpfe im Anzuge, verzogt Ihr nicht Euern Mund schon ganz jämmerlich? Und haben Euch da nicht Prügel immer davon geholfen?“ — „Und wer hat Euch solches berichtet?“ — „Wer anders als Firazzano.“ — „Firazzano? Daß ihn ... Laßt Euch belehren, Herr Fürst, ich habe, Gott sei's gedankt, nie an Krämpfen gelitten. So legt Euern Stock beiseite, mit dem Firazzano werde ich abrechnen.“ Nun erst konnte er das Gewand fertig schneiden, ohne Prügel zu bekommen.

* * *

Ein andermal hatte Firazzano gar nichts mehr, er war arm wie eine Biene im Winter, und sinnen mochte er, so viel er wollte, es fiel ihm nichts ein, was er hätte ausführen können. Er geht vor das Thor und sieht eine Heerde Schweine, die waren so fett, daß einem das Herz im Leibe lachte, wenn man sie anschaute. Firazzano, der sich rasch das Aussehen eines vornehmen Herrn gibt, tritt zum Schweinehirten. Der sieht die guten Kleider und sagt voll Respect: „Küss' Euch die Hände, Herr, was befehlt Ihr?“ — „Nichts“, antwortet Firazzano mit Herablassung, „es macht mir Spaß, die Schweine fressen zu sehen, deshalb kam ich her.“ Er redete mit dem Schweinehirten über dies und jenes, und erfuhr jetzt, wem die schönen Schweine gehörten, wieviel sie alle zusammen kosten könnten, welches ihre Futterstunde wäre und manches andere. Zuletzt verlangte ihn zu sehen, wie sie Bohnen fräßen, und er rief: „O wie

zierlich fressen meine Schweinchen! Die netten Thierchen, wie liebe ich sie!" Darauf holt er ein kleines Geldstück aus der Tasche, schenkt es dem Schweinehirten und sagt: „Nimm dies, aber einen Gefallen mußt du mir schon thun: du wartest mit den Bohnen, bis ich da bin, denn mich freut's gar zu sehr, sie diese fressen zu hören." Das schien dem Schweinehirten wol wunderlich, doch dachte er: Große Herren haben einen sonderlichen Geschmack, und dieser hat den seinen. Das soll mich nicht weiter kümmern, verdiene ich doch dabei ohne einen Finger krumm zu machen.

Am nächsten Tage dieselbe Geschichte. Firazzano sah die Schweine fressen und sagte: „Wie zierlich fressen doch meine Schweinchen, man muß sie wirklich liebhaben!" Darauf gibt er dem Hirten wiederum das Geldstück und geht seiner Wege. So ging es eine Reihe von Tagen; der Schweinehirt dachte, Gottes Vorsehung wäre in Person zu ihm gekommen, und wünschte sich's gar nicht besser.

Eines Tages geht Firazzano auf den Markt, trifft zwei Fleischer und fängt mit denen zu unterhandeln an: „Möchtet ihr wol eine Heerde schöner Schweine kaufen?" — „Warum nicht, Herr! Wieviel sind es?" — „Zweihundert." — „Und wieviel fordert Ihr dafür?" — „Zweitausend Goldunzen." — „Das ist zu viel, könnt Ihr sie um achtzehnhundert lassen?" — „Nein! Wenn ihr aber neunzehnhundert gebt, sind sie euer." So ging es hin und her, bis sie endlich handelseins wurden, und jene sagten: „Wir wollen die Katze nicht im Sacke kaufen, können wir die Thiere sehen?" — „Gewiß, kommt nur mit mir." So gingen sie zusammen vors Thor hinaus.

Ein paar Tage zuvor hatte Firazzano dem Schweinehirten gesagt, er heiße Herr Besitzer. Wie die drei nun auf dem Felde ankommen, läuft ihm jener, der ihm des Geldes wegen verbunden war, mit der Mütze in der Hand entgegen und ruft schon von weitem: „Herr Besitzer, Herr Besitzer, was befehlt Ihr?“ Und der: „Gabt Ihr meinen Schweinchen schon die Bohnen?“ — „Nein, Herr, denn ich erwartete Euch ja. Jetzt soll's geschehen.“ Während der Schweinehirt ging, die Bohnen zu holen, sagte Firazzano zu den Fleischern: „Das Geschäft ist in Ordnung, aber thut mir den einzigen Gefallen und laßt meinem Schweinehirten nichts davon verlauten. Der liebt seine Thiere, daß er auf der Stelle todt bliebe, wüßte er, ich wolle sie verkaufen. Aber was meint ihr? Nicht wahr, ihr seid mit dem Handel zufrieden?“ — „Ja, Herr, vollkommen.“ — „So laßt uns nach der Stadt zurückkehren.“ Zuvor aber rief er noch den Schweinehirten herbei und sagte: „Joseph, morgen werden diese beiden Herren wiederkommen, behandle sie so, als ob ich es selbst wäre, thue auch, was sie dir sagen werden.“ — „Es soll geschehen wie Ihr befohlen.“ — „Leb' wohl.“ — „Küss' die Hand dem gnädigen Herrn Besitzer.“

Am nächsten Morgen gehen die Fleischer hinaus, die Schweine zu holen, sie hatten Firazzano bezahlt und wollten jetzt ihr Recht haben. Da hätte man den Schweinehirten sehen sollen, er schrie und tobte: „Wie? Was? Seid ihr denn verrückt geworden? Die Schweine wollt ihr? Geht zum Satan, ihr träumt wol?“ — „Und sie sind doch unser!“ — „Euer? Schön euer! Sie gehören meinem Herrn.“ — „Nun der verkaufte sie uns ja.“ — „Der Fürst? Der verkauft nichts!“ — „Ach was «Fürst»,

der Herr Besitzer verkaufte sie uns, gestern kam er ja mit uns hier heraus, den Handel abzuschließen!" — „Herr Besitzer hin, Herr Besitzer her, der Besitzer der Schweine hier ist der Fürst. Der mit euch hier herauskam, bezahlte mich, meine Schweine fressen zu sehen, deshalb habe ich Respect vor ihm, mein Herr ist er aber nicht." Die Fleischer wurden kleinlaut und fragten: „Sprecht Ihr die Wahrheit?" Und jener: „Die Wahrheit, so lieb mir mein Leben ist." — „Ei über den Schurken, so hat er uns betrogen. Schnell, suchen wir ihn abzufassen." Sie gaben sich ans Laufen, den Herrn Besitzer einzufangen. Der aber hatte seine vornehmen Kleider an den Nagel gehängt, den Bart abgeschnitten und war außer Landes gegangen, das schöne Geld zu verprassen, das er durch seinen Schalksstreich gewonnen hatte.

* * *

Der Fürst war reich und viele Leute im Lande waren ihm zinspflichtig. Wie er das Geld einzuziehen hatte, meinte er gut zu thun, wenn er Firazzano zu seinem Kassirer mache, und sagte zu diesem: „Nimm hier diese Scheine, geh und treibe die Gelder ein, zwanzig Procent davon sind dein." Firazzano machte sich auf den Weg, und als er ankam, ließ er alle Schuldner zusammenrufen. Wie sie sich säumig zeigen, läßt er ihnen zu wissen thun, daß sie ihm nur zwanzig Procent zu bezahlen hätten, den Fürsten könnten sie ein andermal bezahlen. Das geschah; er schickte sie fort und ging nach Haus.

Beim Fürsten angekommen, fragt ihn dieser: „Nun, was habt Ihr aufgetrieben? Hat man Euch alles bezahlt?" — „Was denkt Ihr", ruft Firazzano, „hatte

ich doch Noth, mein Theil zu erhalten." — „Was soll das heißen?" — „Das heißt, daß ich kaum die zwanzig Procent zusammenbringen konnte, die mir zukamen. «Euern Theil», sagten sie, «würden sie Euch im nächsten Jahre bezahlen.»" Der Fürst wollte erst wüthend werden, dann aber überlegte er sich's, dachte, es wäre einmal Firazzano, lachte und ließ ihn vergnügt seines Weges ziehen.

* * *

Einstmals hatte er es gar zu arg getrieben, sodaß ihn der Vicekönig auf den Boden von Monreale verbannte. Er ging, machte sich lustig in Monreale, miethete aber andern Tages einen Karren, füllte ihn ganz mit Erde an, setzt sich oben darauf und fährt ganz gemächlich nach Palermo hinunter. Hier angekommen, fährt er mit dem Karren vor dem Palast des Vicekönigs hin und her. Dem hinterbrachte man schnell die Kunde: „Firazzano ist wieder hier!" Er befahl, ihn zu ergreifen und das Urtheil über ihn zu sprechen. Aber Firazzano protestirte gar gewaltig, pochte auf sein gutes Recht und klagte ob geschehenen Unrechts. „Ich habe", sagte er, „gegen den Befehl des Vicekönigs nicht gehandelt, ich befinde mich in Wahrheit auf dem Boden von Monreale." Wie der Vicekönig den Zusammenhang erfuhr, mußte er lachen und begnadigte den Schelm.

* * *

Was machte er ein anderes mal?

Sein Herr wollte ihm eine gute Lection geben und

hatte ihm eine Tracht Prügel zugedacht. Er spricht mit dem Castellan eines seiner Schlösser und sagt: „In diesen Tagen schicke ich Euch meinen Diener mit einem Brief, den lest, und was ich Euch darin heiße, führt mir pünktlich aus.“ Nach einigen Tagen ruft der Fürst den Firazzano: „He, Firazzano, trage mir doch diesen Brief da zu meinem Castellan und sage ihm, er solle dir geben, was ich ihm geschrieben.“

Firazzano nahm den Brief, aber geheuer kam ihm die Sache nicht vor. Er drehte und wendete ihn, und da ihn der Rücken wie in böser Ahnung juckte, rief er einen andern Diener, der gerade vorüberging, heran und sagte ihm: „Höre, thu mir den Gefallen und trage diesen Brief anstatt meiner zum Castellan und sage ihm, er möge dir geben, was da geschrieben stehe. Kommst du zurück, so thun wir einen braven Trunk zusammen.“

Der Diener nahm den Auftrag ohne Arg an. Der Castellan öffnet den Brief, und geschrieben stand: „Lieber Castellan, laß doch dem Ueberbringer des Briefes sofort hundert Stockstreiche aufzählen, er hat's wahrhaftig noth, dann sende ihn mir wieder zurück.“ — „Warte ein bischen“, sagte der Castellan zum Diener und ging, den Büttel zu rufen. Der hat den Armen auf eine Bank gebunden und ihm hundert Richtige aufgemessen. Was half es dem Diener, wenn er schrie und kreischte, er habe nichts Uebles gethan! Der Büttel sagte ruhig: „Es ist meine Pflicht, zu thun, was mir befohlen ist.“ Mehr todt als lebendig kam der arme Teufel heim. Firazzano lachte ins Fäustchen und tröstete ihn mit den Worten: „Mein Bruder, besser du als ich.“

* * *

Einmal war der Fürst von seinen Freunden zur Jagd eingeladen worden. Er begegnet Firazzano und sagt ihm: „Firazzano, du kannst zur Fürstin gehen und ihr melden, daß ich heute nicht zu Hause esse. Aber ganz nach deiner Bequemlichkeit, hörst du?“ Firazzano sagte zu und ging darauf seinen Geschäften nach. Unterdessen wartet die Fürstin auf ihren Gemahl, wartet und wartet bis gegen Mitternacht. Um Mitternacht kommt der Fürst nach Hause und findet die Fürstin weinend und in großer Bekümmerniß um ihn. Besorgt fragte der Fürst: „Was habt Ihr, Fürstin?“ — „Was soll ich haben? Vor Angst um Euch bin ich fast umgekommen!“ — „Wie, ließ ich es Euch denn nicht durch Firazzano wissen, daß ich heute auf die Jagd ginge?“ Firazzano aber war nicht gekommen.

Erst nach acht Tagen kommt er zu der Fürstin und sagt ihr, der Fürst werde heute nicht zu Hause essen. Um so besser, dachte die Fürstin, muß ich doch gerade heute ausgehen, Besuche zu machen! Und sie ging aus.

Der Fürst kommt zur gewohnten Stunde nach Hause und trifft niemand an. Er geht in die Küche zum Koch und fragt den, was man heute esse. „Nichts, Herr.“ — „Wie so nichts?“ — „Das kann ich Euch nicht sagen, mir ist nichts befohlen worden.“ Er geht zur Magd: „Wo ist die Fürstin?“ — „Ausgegangen, Herr, Besuche machen.“ Der Fürst sucht sie auf und findet sie, und die Fürstin, da sie ihn sieht, fragt verwundert: „Ihr hier?“ — „Natürlich, was gibt's da zu verwundern?“ — „Ließt Ihr mir denn nicht durch Firazzano sagen, Ihr würdet heute nicht nach Hause kommen?“ — — „Heute?“ fragte der Fürst, „ah, ich habe verstanden ...“

Als er Firazzano sah, schalt er ihn wegen des Streiches, den er ihm gespielt, tüchtig aus, aber Firazzano antwortete in größter Gemüthsruhe: „Wenn es eine Schuld ist, so habt Ihr selbst die Schuld, denn Ihr sagtet mir, die Botschaft ganz nach meiner Bequemlichlichkeit auszurichten. Heute war mir's bequem und, heute überbrachte ich sie.“ Der Fürst mußte lachen, und alles war gut.

Inhaltsangabe und Noten.

Die Noten zum Theil nach G. Pitrè, V. Imbriani, R. Köhler, W. Menzel u. a.

„Es war einmal."

Ein Kaufherr wettet mit drei Bauersöhnen, daß sie ihm kein Märchen ohne „Es war einmal" erzählen könnten. Nur dem Jüngsten gelingt es. — Soll darthun, wie der in aller Welt, auch im Alterthum schon gebräuchliche Anfang „Es war einmal" so ganz und gar mit der Märchenerzählung verwachsen ist.

Die weiße Zwiebel.

Ein Sohn wird von seinem Vater vor der weißen Zwiebel gewarnt, erfährt, daß diese ein schönes Weib sei, das die Männer zum Spiele verlocke, und verliert an sie sein ganzes Erbe. Erst zuletzt erhält er die Weisung, sich des unterm Spieltische versteckten Ringes zu bemächtigen, und nun ist das Glück auf seiner Seite. Er gewinnt alle Reichthümer und ihre Hand dazu. — Im „Pecorone", 1. Novelle des IV. Tages, gelingt es der Frau, durch einen Schlaftrunk über die Männer zu siegen. Giannotto wird durch eine gute Dienerin gewarnt. — Entfernte Aehnlichkeit auch mit dem Märchen: „Das goldene Schachspiel."

Das Rosmarinsträuchlein.

Eine kinderlose Königin beneidet einen Rosmarinstrauch um seine Schößlinge und gebiert ein Rosmarinsträuchlein. Dieses entführt ein Prinz, und sobald er auf seiner Flöte bläst,

kommt ein schönes Fräulein aus dem Sträuchlein. Er zieht in den Krieg, und seine drei bösen Schwestern bereiten dem Mädchen arge Mishandlungen. Der Gärtner, dem das Sträuchlein zur Pflege anempfohlen war, entflieht aus Angst, wird nächtlicherweile Zeuge der Unterhaltung eines Hexenpaares, erfährt ein Mittel zur Heilung der Gemishandelten, und alles endet gut. — In dem „Cunto de li cunti", Giorn., I, 2, „La Mortella", ist es ein Myrtensträuchlein mit einem Glöckchen daran. Auch im deutschen Märchen.

Die Alte vom Garten.

Zwei Gevatterinnen haben im Garten einer Hexe des öftern Kohl gestohlen. Erwischt, muß die eine, die ein Kind unterm Herzen trägt, dieses der Hexe versprechen, wenn es sechzehn Jahre alt geworden. Es wird in einem Stalle von der Alten gefüttert, schiebt diese aber beim Brotbacken in den Ofen. — In einem Märchen von Polizzi: „Li cummari", ist es ein Drache, dem das Kind versprochen wird. Weiter findet es sich „Pentamerone", II, 1; Grimm, Nr. 12, was zunächst den Eingang betrifft. Bei Imbriani, Nov. fior. Nr. 12: „Prezzemolina", hat die schwangere Frau Petersilie gegessen. Auch in einem neapolitanischen, im Cunto de li cunti, II, 1: „Petrosinella", ebenso im venetianischen, Cernoni, Nr. 12: „La Parzanolina." Ferner in den Nov. pop. bologn. der Coronedi-Berti: „La Fola di Zuanein", in einer sorrentiner Tradition von Kopisch: „Il Barcaiolo e il Diavolo", wo der Teufel dem armen Fischer Gold gibt für einen sieben Jahre später geborenen Sohn. In einer piemontesischen Legende pflückt eine Frau im Garten des Drachen trotz vorhergegangener Warnung Blumen und wird während des Schlafes geraubt. (Pitrè erinnert an die corrumpirte Sage von Proserpina.) Bei dem nächtlicherweile geraubten Kohl gedenkt Imbriani der Verse Horaz, Sat., I, 3, welche möglicherweise auf ein altes Märchen anspielen könnten:

> Noch wird auch die Vernunft darthun, daß Gleiches verschulde,
> Wer Kohlsprößlinge sich ausbrach in dem Garten des Nachbars,
> Und wer nächtlich die Tempel der Götter geplündert.

Das Kind im Stall und der Backofen, in dem die Hexe verbrennt, erinnern an unser „Hansel und Gretel".

Das Teufelsweib.

Die Teufel schmieden einen mit sieben zweifelhaften Tugenden begabten Ring und geben ihn, damit sich die Hölle wiederum bevölkere, einem bösen Weibe zum Gebrauch. — Timolaus, bei Lucian, wünscht sich fünf Ringe mit verschiedenen Kräften ausgestattet.

Alles aus einer Erbse.

Humoristische Illustration zu „Kleine Ursachen, große Wirkungen“. Eine Alte gewinnt durch eine Erbse einen Hahn, durch diesen ein Schwein, eine Kuh u. s. f.

Der Zauberer Virgil.

Der berühmte Zauberer Virgil wird von seiner bösen Frau arg behandelt, er schließt ein Teufelsbündniß, und die Teufel martern das Weib auf alle nur erdenkliche Weise. Da Virgil stirbt und ihn weder Hölle noch Himmel aufnehmen wollen, bereitet ihm sein Freund ein Grab auf einer einsamen Insel, wo er noch immer Stürme erregt. — Ein interessanter Beitrag zu Comparetti, „Virgilio nel Medio evo“, in welchem zu lesen, wie Konrad von Querfurt, Kanzler Heinrich's VI., wo er von neapolitanischem Volksglauben spricht, auch des Virgil erwähnt, und wie seine Gebeine in einem vom Meere umringten Schlosse geborgen seien, dort aber, sobald sie ausgestellt würden, Sturm und hohes Meer erzeugten. — Auch im deutschen Märchen dauert die Angst vor dem Drachen, selbst wenn er erlegt ist, fort. Noch immer kann er schaden, und es entsteht Sturm, sobald man Steine in die Wetterlöcher und Seen wirft, wo er liegt. Pilatus ist ein solches Gespenst. Schon Plinius erzählt Gleiches von Dalmatiens Küste. Der Gespensterseen, die man nicht ohne Gefahr ergründen darf, sind unzählige. In der Schweiz der Pilatus, der Wildsee ob Filters im Sarganserlande, der See im graubündener Zeninathal, auf der Schamseealp der Calendarisee u. v. a.

Die drei Märchen des Papagaien.

Ein Ritter und ein Notar wetten miteinander, wer von beiden zuerst über eine Frau, deren Mann verreist, siegen

würde. Der Notar verwandelt sich durch Teufels Hülfe in einen Papagaien, fliegt in das Fenster der eingeschlossenen Frau, warnt diese und vertreibt ihr durch seine Märchenerzählungen die Zeit, sodaß die von dem Ritter abgesandte Alte, welche die Frau zum Ausgehen verlocken soll, nicht zu ihrem Ziele kommt. Zuletzt erwürgt der Papagai den heimkehrenden Gatten und heirathet die Frau. — Drei Märchen in einem indischen Rahmen: die Geschichte von den sieben weisen Meistern, deren jeder durch je eine Erzählung die von der Stiefmutter betriebene Hinrichtung des Königssohnes zu hintertreiben sucht — in den „Siebzig Erzählungen des Papagaien". — Das Motiv findet sich auch in der Odyssee, 3. Gesang. Da empfiehlt Agamemnon, ehe er nach Troja abreist, seine Frau einem Kitharöden, daß er durch seine Lieder ihr Herz vor Schaden bewahre. Erst als der Sänger durch Aegistheus fortgebracht und den Vögeln zur Speise gegeben worden war, drang dieser selbst siegreich in Haus und Herz Klytämnestra's ein.

Schuhflicker im Glücke.

Ein armer Schuster bekommt von seinem „Glücke", in dem Augenblick, da er sich voll Verzweiflung das Leben nehmen will, ein geldmachendes Messer; dieses wie den ihm später geschenkten Gold-Esel listen ihm die Mönche eines Klosters ab, und erst durch die zuschlagenden Leisten kommt er wieder zu diesen Gütern. — Gehört mit „Beutel, Mäntelchen und Wunderhorn", „Die Gaben des Nönnleins", „Das goldene Schachspiel" in die Kategorie der Wunschmärchen, die zu des Volkes Lieblingsmärchen gehören. Die Varianten sind sehr zahlreich. Zuerst handelt es sich um Esel, Tischtuch und Knüppel. Pentamerone, I, 1; Schneller, Nr. 15; Schott, Nr. 20; Grimm, Nr. 36; Zingerle, II, 185. Oder Esel, Tisch, Knüppel; Bock, Tuch, Knüppel; Ziege, Tuch, Hut u. a. — Im Märchen vom Schuhflicker ist das Glück personificirt und erinnert an die Fortuna der Römer, bei denen sie eine Macht war, „welche bald in günstigen, bald in ungünstigen Fügungen als die Quelle alles Unverhofften und Unberechbaren im Verlaufe des menschlichen Lebens angesehen ward". (Preller „Röm. Myth.".)



Wasser und Salz.

Ein König wollte seine jüngste Tochter tödten lassen, weil sie ihn „wie Wasser und Salz“ nur liebte. Man schlachtet ein Hündlein statt ihrer. Im Walde irrend, wird sie von einem wilden Manne aufgenommen, der ihr, nachdem er sich selbst geopfert und in große Schätze umgewandelt hat, zur Hochzeit mit einem Königssohne verhilft, bei welcher ihrem eingeladenen Vater die Speisen ohne Wasser und Salz vorgesetzt werden. — Shakspeare, „König Lear“.

Bisara.

Ein Königssohn verirrt sich auf der Jagd, begegnet der Tochter eines Riesen, die ihm Zaubersprüche sagt, mit welchen er die schweren Aufgaben des Riesen (einen Berg ebnen, ein Nest von einem unzugänglichen Baume holen, einen glühenden Backofen kehren) vollbringen kann. Das Pärchen entflieht und verwandelt sich, verfolgt, in eine Kapelle und einen Priester u. a. Die dem Mädchen nachgeschleuderte Verwünschung, er werde sie beim ersten Kusse seiner Mutter vergessen, trifft ein, und erst zwei seine Geschichte erzählende Puppen, die das Mädchen gesandt, erwecken ihm die Erinnerung an dieses, worauf er sie heirathet. — Klingt bedeutend an die alte Griechensage von Jason, Medea und Aietes an. — Die Verwandlung der Fliehenden in Kirche und Sakristan, Garten und Gärtner, Rosenstock und Rose, Kuh und Mann, Ente und Wasser, Erle und Vöglein, Reisfeld und Wachtel, sowie der Kuß als Ursache des Vergessens der Braut und die Erinnerung durch Tauben oder Puppen kehren in vielen andern Märchen bei Grimm, Müllenhoff, Haltrich, Kletke, Wolf u. a. sowie in verschiedenen italienischen wieder.

Die kluge Kathrin.

Eine kluge Kaufmannstochter wird mit dem Sohne des Königs verheirathet. Er heirathete sie aber, um Rache wegen einer von ihr empfangenen Ohrfeige an ihr nehmen zu können Er sperrt sie in ein Loch, sie setzt sich in Correspondenz mit dem Vaterhause, und wie der Königssohn abreist, reist sie ihm zuvor und erscheint ihm in drei verschiedenen Städten als neue Frau.

In jeder Stadt bekommt sie ein Kind von ihm, und als der Königssohn in seine Heimat zurückkehrt und freien will, stellt sie sich ihm als seine rechtmäßige Gemahlin mit den drei königlichen Prinzen dar, worauf sie sich nicht mehr trennen. — Aehnlich im „Decamerone", III, 9, wo Giletta, von Beltrano verlassen, von diesem unerkannt geliebt wird. Auch sie kehrt mit den inzwischen geborenen Kindern zu ihm zurück. Auch in den tiroler Märchen. Vgl. auch „Pentamerone", V, 6.

Der Albanese.

Ein geheimnißvoller zauberkundiger Albanese nimmt nach und nach drei Schwestern eines armen Holzhackers zu sich. Er bewohnt einen unterirdischen Palast und verlangt von den Schwestern, ihren Gehorsam zu prüfen, daß sie eine Todtenhand essen sollen. Die zwei ersten werden getödtet, die dritte aber siegt durch eine List, ruft die in einer Kammer aufgehäuften Leichen wie auch ihre Schwestern ins Leben zurück und entflieht. Der Albanese läßt sich als eine Statue in ihre Kammer tragen, sie zu tödten, doch kommt rechtzeitig Hülfe. — Ein unter verschiedenen Namen und Varianten in Italien viel verbreitetes Märchen, das dem Kreis des Blaubartmärchens angehört: Malu cani, Manu pagana, Manu virdi. Imbriani, Nov. fior.: Vom Bauer, der drei Söhne hatte, Der Orco, Der Räuber. Widter und Wolf, Volksmärchen aus Venetien: Der Teufel heirathet drei Schwestern. Bernoni, Fiabe pop. venez.: Il Diavolo. Comparetti, Nov. pop. ital.: La colonna d' oro etc.

Das Märchen vom sprechenden Bauche.

Ein Königssohn will sich nur verheirathen, wenn er ein Mädchen findet, das einen sprechenden Bauch hat. Es wird gefunden. In der sonderbaren Begabung wie in den Antworten, die sie den Abgesandten gibt, soll sich die Weisheit des klugen Mädchens documentiren, eine Weisheit, die zuletzt in einem klugen Richterspruche und darin gipfelt, daß sie sich den König, der sich von ihr trennen will, durch eine List erhält, die bekannte List der Weiber von Weinsberg, die auch bei Grimm, Deutsche Sagen, I, 148, König Grünwald, vorkommt. — In diesem Märchen waltet der echte Märchenton, in ihm spiegelt

sich so recht wie in Kinderaugen die bunte Welt der Natur und der menschlichen Gesellschaft, und der Verstand oder die Erfahrung des weltkundigen Beobachters kommen durchaus nicht zu Wort.

Gewonnen.

Einem armen Mädchen wird von einer Zigeunerin geweissagt, daß sie dereinst die Gemahlin des Königs sein werde. Der Königssohn verliebt sich wirklich in sie, doch ist die alte Königin gegen die Heirath. Da er jetzt nun eine dem geliebten Mädchen ganz Gleiche heirathen will, läßt ihn die Königin öffentlich mit jener trauen, um am Abend die von ihr begünstigte Prinzessin unterzuschieben. Der Königssohn entdeckt den Betrug.

Pappelröschen.

Ein grüner Vogel kommt auf die Rose einer Königstochter, sie belauscht ihn, und er entflieht und kommt nicht wieder. Sie macht sich auf, ihn zu suchen, kommt zu Einsiedlern, die sie mit Zaubergaben versehen, darauf fällt sie einem Riesen- (Hexen-) Paar in die Hände, muß drei schwere Arbeiten verrichten, wobei ihr der grüne Vogel und die Gaben der Einsiedler helfen. Der grüne Vogel wird zum Königssohn, an dessen Brautbett sie die Hochzeitsfackel halten soll. Sie entflieht mit ihm, wird von der Hexe verfolgt, Verwandlungen, glückliche Hochzeit. — Gehört in den Kreis der aus dem antiken Märchen „Amor und Psyche" hervorgegangenen Erzählungen. Amor, hier der grüne Vogel, fliegt davon, sobald er gesehen ward. Psyche muß, wie hier Pappelröschen, schwierige Aufgaben lösen, um zuletzt zum Glücke zu gelangen. Aehnliches Pentamerone, II, 9; Kunst, Ital. Märchen: Die vier Königskinder; Imbriani, II, 811: Prezzemolina, wo die Aufgabe lautet: die Kohlen weiß wie Milch zu machen u. s. w. Antik ist der Hochzeitsbrauch der angezündeten Fackel.

Die Elster.

Ein Mann hat eine Elster, die sich, wenn er nicht zu Hause, in eine schöne Jungfrau verwandelt und den Feigengarten besucht. Einst findet er das Federkleid, verbrennt es, und sie

muß Jungfrau bleiben. — Gehört trotz der Elster unter die Märchen von den Schwanjungfrauen.

Das Märchen von der jungen Gräfin.

Nach Inhalt und Form eins der reizendsten Märchen. Ein Graf hält seine schöne Schwester von aller Welt abgeschlossen, sie öffnet sich in ihrer Einsamkeit einen Weg zu dem schlafenden Königssohne, den sie nächtlicherweile unerkannt besucht. Trotz angewandter Listen erwischt er sie nicht, bis sie endlich einen Sohn geboren, den sie dem Vater zur Seite legt, worauf er, um die Mutter zu finden, verbreiten läßt, dieses Kind sei gestorben. Wer an dem in der Kirche ausgestellten Sarge am meisten weinte, war die junge Gräfin, dadurch verrieth sie sich. — Erinnert leise an die nächtlichen Besuche der Fortuna bei Servius Tullius, in seinem Ausgange an Salomo's Urtheil, in seinem ganzen Gewebe an die Aschenbrödel-Märchen.

Die Stieftochter.

Ein Witwer heirathet wieder. Die Stiefmutter quält das Mädchen durch harte Arbeit, wobei dieser ein Schäfchen hilft, das der Vater ihr einst mitgebracht. Die böse Stiefmutter läßt es schlachten, aus den eingegrabenen Knochen kommen zwölf Jungfrauen, die das Mädchen für den Ball des Königs schmücken, wo schließlich alles verläuft wie in „Aschenbrödel". — Im Grunde eine Vermischung des Märchens vom Machandelbaum mit Aschenbrödel. Hier ist es nicht der Bruder, der geschlachtet wird, sondern ein Opferlamm, das Schäfchen, dessen Knochen an die Gebeine des Huhnes im „Glasberg" erinnern, wo sie, da das Huhn als deutsches Opfer bei der Johannisfeier und als Lichtsymbol gilt, zur Befreiung des Lichtes in der Wintersonnenwende dienen. Das Ganze erinnert wieder an die leidende Psyche des griechischen Märchens und bedeutet, wie in allen andern Aschenbrödel-Märchen, die Gefangenschaft der Seele (der Natur) in der schlimmen Zeitlichkeit. — Viele italienische Varianten.

Der geraubte Schleier.

Ein armer Jüngling wird von einem „Mann aus Morgenland" auf einem Flügelroß auf einen Berg gesandt, Schätze

für ihn zu sammeln. Beim dritten mal kann er nicht wieder hinunter. Findet eine Alte, welche ihm räth, einer von zwölf Tauben-Jungfrauen den beim Baden abgelegten Schleier zu rauben. Jungfrau und Schleier übergibt er seiner Mutter, die sich die Schleier zweimal ablisten läßt, bis ihm die Alte endlich räth, denselben sofort zu verbrennen. — Taubenjungfrau, Schwanjungfrau dasselbe. Zahlreich sind auch im Deutschen die Märchen, wo der Held dadurch, daß er einer dämonischen Jungfrau beim Baden den Schleier raubt, sie zwingt, seine Gemahlin zu werden. In einigen derselben näht sich der Jüngling in eine Thierhaut und läßt sich von Vögeln hinauftragen. Der Mann, hier Mann aus Morgenland, wird auch als Jude bezeichnet. — Unter unsern deutschen Schwanjungfrauen sind die nordischen Walkyren, die nach Ablegung des Schwanenhembdes zu schönen Jungfrauen wurden, zu verstehen. Zumeist sind es drei badende Jungfrauen, die ihr Hemd am Ufer liegen lassen und nun dem zu eigen sind, der es ihnen raubt. W. Menzel findet, daß allen diesen wunderbaren Liebesgeschichten zunächst ein tiefes Gefühl für das Dämonische in der Liebe überhaupt zu Grunde liegt. — Vgl. Musäus' gleichnamiges Märchen.

Die Kaiserin Trebisonda.

Einem armen Vater wird sein Sohn von einer im unterirdischen Schlosse Hof haltenden Kaiserin abgekauft. Er lebt mit ihr in Herrlichkeit und Pracht, bekommt aber Lust, einmal auf die Oberwelt zurückzukehren, wobei er auf einem Turnier mit der unübertrefflichen Schönheit seiner Herrin prahlt. Sie kommt, stellt sich selbst dar, verschwindet aber alsobald für ihn, da er die rechte Stunde der Rückkehr versäumt. Unterwegs entführt er drei Räubern drei Wunschdinge und findet endlich den Weg zu seiner Herrin zurück. — Dieses Märchen ist eine Variante der in Italien oft bearbeiteten ältesten Novelle in Versen: Leombruno. Ein armer Fischer schließt einen Pact mit dem Teufel, ihm seinen Sohn zu übergeben und dafür immer volle Netze zu haben. Eine schöne Fee unter Adlergestalt führt den Sohn mit sich. Er wird ein berühmter Krieger und kämpft im Turnier und siegt. Dabei rühmt er sich, das schönste Weib

der Welt zu besitzen, und ruft sie zum Beweise herbei, worüber sie entrüstet ihm alles nimmt. Darauf irrt er durch die Welt, sie überall suchend, kommt in den Besitz eines unsichtbar machenden Mantels und eines Paares Siebenmeilenstiefel, findet die Gesuchte endlich, und alles endet gut. — Erinnert auch an das alte Sagengedicht vom Stauffenberge vom Ritter Petermann dem Temringer. Der lebte lange heimlich mit einer schönen Fee zusammen; als er sich aber verheirathen soll, zieht er zur Kaiserwahl nach Frankfurt, erringt im Turnier den Preis, und der Kaiser bietet ihm seine Tochter zur Frau an. Bei der Hochzeit erscheint die Fee, und bald darauf ereilt den Ritter der Tod.

Die Gaben des Nönnleins.

Einem verirrten Mädchen gibt eine Nonne ein Tischtuch, das sich auf Wunsch mit Speisen deckt. Der Vater des Mägdleins gibt dieses seinem reichen Bruder auf dessen hartes Drängen, ebenso die zweite Gabe, bis ihm ein Knüppel das Verlorene wieder erzwingt. — Wie so viele andere ein Wunschmärchen. Das einsam irrende Mägdlein erinnert an die Stunde der deutschen Sonnenwende, in der, wie das Volk glaubt, Armen und Unschuldigen höhere Wesen begegnen, um sie zu beschenken. Die ausgestreute, vom Winde verwehte Kleie, die dem Mädchen den Heimweg finden lassen sollte, kommt in unserm „Däumling" als Brotkrumen vor, welche die Vögel auffressen.

Schneeweiß-Feuerroth.

Ein junger Königssohn zerbricht einer Hexe ihr Oelfläschchen, worauf sie ihn verwünscht, erst in der Heirath mit Schneeweiß-Feuerroth Frieden zu finden. Er findet diese in einem Hause in der Gewalt einer Hexe, die an ihren langen Haaren zum Fenster hineinsteigt. Dies thut auch der Prinz, worauf sie die Flucht verabreden. Sie nimmt sieben Fadenknäuel mit, deren jeder bei der Verfolgung der Alten ein Hinderniß bereitet. Auch hier das Vergessen der Braut durch einen Kuß und die Erinnerung durch zwei abgesandte Tauben, welche die Geschichte der Flucht erzählen. Vgl. „Bisara". — Viele ähnliche Märchen in Italien. — Im Pentamerone: „Le tre cetra". In Vigilia di Pasqua etc., von Gradi: „La ragazza dalle bionde trecce".

Novelline di S. Stefano von De Gubernatis: „I tre aranci“. Bei Gozzi kann der Prinz nicht lachen, lacht über die Alte mit dem Oel und muß sich in die drei Orangen verlieben. — Die langen Haare kommen auch bei Grimm, Nr. 12: „Rapunzel“, vor, wo das Mädchen ebenfalls an ihnen den Königssohn zu sich heraufzieht.

Meine drei schönen Kronen.

Die Tochter einer Wäscherin läuft nach dem Tode ihrer Mutter in die weite Welt. Sie findet einen öden schwarzen Palast, in welchem sie mit fleißigen Händen Ordnung schafft. Jeden Abend erscheint die Kaiserin, um ihre drei Söhne, ihre drei schönen Kronen, klagend. Das Mädchen findet die Söhne erstarrt in einer Kammer und ruft sie durch ein Kraut, dessen Heilkraft sie durch Eidechsen erfahren, ins Leben zurück. Heirathet den Aeltesten und wird Kaiserin. — Auch Psyche kommt auf ihrer Wanderung an den Cerestempel, wo sie die unordentlich durcheinandergeworfenen Geräthe ordnet.

Die schöne Fiorita.

Ein König verheirathet seine drei Töchter an einen Schweinehirten, einen Jäger und einen Todtengräber. Dem Königssohne wird die schöne Fiorita als Braut verheißen. Er sucht sie in der ganzen Welt, sucht und gewinnt sie durch die drei Gaben seiner Schwäger, die ihn die Aufgaben des fremden Königs, des Vaters der Fiorita, lösen helfen. — Viele, auch deutsche Varianten: Musäus, Märchen von den drei Schwestern; Grimm, III, 325; Kunst, Nr. 2; Hahn, Nr. 23; Pentamorone, IV, 3; auch ein florentinisches Märchen bei Imbriani. Aehnlich auch Grimm, Märchen, Nr. 62; Müllenhoff, S. 404; Wolf, Deutsche Märchen, Nr. 23, dessen Hausmärchen, S. 322; Bechstein, S. 28, 272; Pröhle, Märchen, Nr. 7. Der Apfel, den das gleich zweijährig geborene Kind dem Könige überreicht, kommt auch in einer holsteinischen Sage bei Müllenhoff, S. 431, vor.

Beutel, Mäntelchen und Wunderhorn.

Drei Söhne finden unter drei ihnen vom Vater vererbten Steinen jene drei Wunschdinge und werden reich damit. Eine

Königstochter weiß dem ersten aber den Beutel und später die ihm von seinen Brüdern geliehenen Dinge zu entreißen. Er findet, wie er verzweifelnd irrt, einen Baum mit schwarzen Feigen, deren Genuß Hörner erzeugt, während der der Früchte des weißen Feigenbaumes diese wieder verschwinden läßt. Diese Entdeckung verhilft ihm wieder zu den drei Gaben, indem er dem Hofe von den schwarzen Feigen verkauft und die entstandenen Hörner erst wegschafft, nachdem er seine drei Gegenstände zurückerhalten. — Aehnlich in dem „Goldenen Schachspiel" und in vielen andern Märchen. Pröhle, „Harzsagen", Nr. 27, wo vier Brüder den Zaubersäckel, den Zaubermantel und die Zaubertrompete, die ein Heer herbeiruft, und den Wunschhut besitzen. Auch hier die betrügerische Königstochter. In Wolf's Deutschen Märchen, Nr. 26: Königssohn mit Tischlein deck' dich, Krieger erzeugendem Rock, Geige, deren erster Ton alles tödtet, während der letzte alles lebendig macht. Auch bei E. Meier, Nr. 1; Bechstein, S. 154. Musäus, „Die drei Rolandsknappen", wo eine Königin betrügt, mit tragischem Ausgang, indem die drei den Tod in der Schlacht suchen. — Der Wunschhut, die Tarnkappe, hier unsichtbar machendes Mäntelchen, erscheint in vielen Märchen. Der besondere Zug, daß sich der Jüngling, wie er meint unsichtbar, an den Tisch setzt und Prügel bekommt, findet sich auch bei Büsching, „Wöchentliche Nachrichten", I, 78, und bei Kuhn, „Norddeutsche Sagen", Nr. 291. Das Wunschhorn findet sich schon in den karolingischen Heldenliedern als Oberonshorn, wo Oberon das Gefolge Hüon's danach tanzen läßt. Bei Grimm, Nr. 54, wo die Soldaten aus einem alten Ranzen geklopft werden u. s. w.

Das Lavendelstöckchen.

Ein kluges Mädchen ist einer Lehrerin zur Erziehung übergeben, sieht täglich den Königssohn und neckt ihn ohne Aufhören. Er heirathet sie endlich, will sich aber an ihr rächen und schlägt der Braut den Kopf ab. Diese aber hatte an ihrer Statt eine Puppe ins Bett gelegt, eine Flasche mit Honig gefüllt, und wie er das süße Blut leckt, kommt ihm die Reue, worauf sie aus ihrem Versteck hervorkommt. — Durch ganz Italien verbreitet, auch schon im Pentamerone. Imbriani,

der Vielbelesene, erwähnt, was den Betrug mit der Puppe betrifft, auch noch des Polyaeus, wo im VIII. Buche von dessen „Kriegslisten“ Titus einen gleichen Betrug verübt.

Das goldene Schachspiel.

Ein Hirtenknabe gewinnt seinem Herrn im Schachspiele alle Güter ab, erfährt von diesem, daß eine Königstochter im Schachspiel zu gewinnen sei, läßt sich ein goldenes Schachspiel fertigen und macht sich auf den Weg. Als er schlafend unter einem Baume liegt, schenken ihm drei Feen drei Gaben: ein Tischtuch, ein Wunschseckel und eine Zaubergeige. Die Königstochter listet ihm alles ab, er wird ins Gefängniß geworfen, triumphirt aber zuletzt über sie. — In folgenden Märchen verliert, nach Köhler, der Besitzer von Wunschdingen diese durch die List einer Prinzessin, um sie dann durch Früchte wiederzuerlangen: Gesta Romanorum, cap. 120. Volksbuch von Fortunatus und seinen Söhnen. Grimm, III, 202; Zingerle, II, 73 und 193; Curtz, S. 34; Peter, II, 188; Campbell, Nr. 10. Außerdem in einem rumänischen und einem finnischen Märchen. Instrumente, welche wie hier die Violine zum Tanze zwingen, bei Grimm, Nr. 110; Hahn, Nr. 34; Grundtvig, III, 75; Widter und Wolf, Nr. 14; Schneller, Nr. 16.

Lichtmeß.

Zwei Knaben werden nach dem Genuß einer Drachenzunge geboren, einer von der Königin, der andere von der Magd. Sie wachsen als Freunde auf; da aber die Königin den Sohn der Magd mishandelt, zieht dieser in die weite Welt. Unterwegs rettet er einer Schlange, welche eine verzauberte Königstochter ist, das Leben, wird aber von einem Riesen in einer Höhle lebendig begraben. Sein Bruder befreit ihn. — Wie in der Einleitung gesagt, erinnert die durch ein Drachenherz befruchtete Königin an die alte Sage von Tarquinius, Tanaquil und der Magd Ocrisia; ferner an die geheimnißvolle Geburt des Scipio Africanus. Die Schlange ist wie im Alterthum befruchtender Schutzgeist der Ehe und individueller der einzelnen Familienglieder, gilt auch als das unter der Erde wirkende Lebensprincip, wie im deutschen Märchen, wo Kröten, Frösche

und Schlangen unterirdische Schätze hüten und als Sinnbild der in der rauhen Wintererde schlafenden Saat oder der in der Winternacht begrabenen Sonne zu nehmen sind.

Der Zauberlehrling.

Der Vater ruft nach erquickendem Trunke: „Wohl mir!" Der Zauberer, der diesen Namen trägt, erscheint und übernimmt den Sohn als Lehrling. Kampf des Meisters mit dem Schüler, wobei letzterer siegt. Ganz wie im deutschen Märchen. — Im griechischen Märchen seufzt die Mutter „Ach!" und ein Mohr erscheint. Bei Hahn, Nr. 110, kommt ein Zauberer „Ach" vor. In einem sicilianischen Märchen muß der Re cardillu erscheinen, wenn sich jemand auf einen gewissen Stein setzt und „Ach, weh mir!" ruft.

Vom Hündlein Fortuna.

Erzählt, wie ein armer sinniger Knabe durch sein todtes Hündlein Fortuna sein Glück macht. Er legt der räthselsüchtigen Königstochter ein aus seinen Reiseerlebnissen zusammengestelltes Räthsel vor, und sie heirathet ihn.

Die böse Gräfin.

Die Tochter einer armen Frau, deren Schwester eine reiche, aber hartherzige Gräfin war, geht spinnend dem Monde nach und bekommt von zwölf Brüdern alle guten Gaben geschenkt. Die Tochter der Gräfin möchte Gleiches erlangen, erhält aber das Gegentheil. Der König des Landes verliebt sich in die erste und läßt sie durch die böse Gräfin in seinen Palast geleiten. Unterwegs blendet sie diese und setzt sie aus. Durch zwei Körbchen Rosen bekommt sie ihre Augen wieder, und durch eine Stickerei erkennt sie der König und heirathet sie. — Erinnert in seinem ersten Theile an Frau Holle, im zweiten an Zittrinchen.

O das Veilchen!

Vier Schwestern sitzen arbeitend auf der Terrasse, der Königssohn geht vorüber und verliebt sich in die jüngste, welche von den neidischen Schwestern in eine Grube geworfen wird.

Dort findet sie den Königssohn, verliert unbewußt ihre Unschuld, bis ihr die Augen durch die Schwestern geöffnet werden. Ihre Liebe verwandelt sich in Haß, und gleichgültig sieht sie den Jüngling in den Wellen versinken. Neun Monden umherirrend, gelangt sie in den Palast ihrer Schwiegermutter, wo ein wunderschönes Knäblein das Licht der Welt erblickt. Den Todtgeglaubten bringen die Feen zurück.

Die Strafe der Hexe.

Ein Mädchen, dem ihr Korb in eine Grube gefallen, steigt hinab, ihn zu holen, kommt in die Wohnung der Hexe, benimmt sich artig und bescheiden, und kehrt reich begabt zu ihrer Mutter zurück. Der neidischen Tochter der Nachbarin, die ihre Tochter auf gut Glück hinabschickt, widerfährt nur Böses. — Aehnlich bei Frau Holle, Gold-Maria und Pech-Maria, wo an Stelle der Hexe Herr Türschemann vorkommt.

Was die drei Kaufmannssöhne erzählen.

In einem zufälligen Rahmen drei Abenteuer dreier Jünglinge, durch deren Erzählung sie das Herz der Witwe rühren wollen. — Das Abenteuer des zweiten erinnert an Odysseus in der Cyklopenhöhle, der verhängnißvolle Ring an das in der Einleitung mitgetheilte Märchen „Der Florentiner".

Vom Abte Sorgenlos.

Einem behäbigen, in größter Seelenruhe und im Genusse dahinlebenden Abte wird die Ruhe durch die Aufgabe des Königs, die Sterne am Himmel zu zählen, ganz unerwartet gestört. Ein treuer Diener denkt für ihn und löst die Aufgabe durch ein Ochsenfell. — Es ist nicht nöthig, hierbei an Bürger's Gedicht „Der Kaiser und der Abt" („Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig") zu erinnern.

Meerblume.

Ein beherztes Mädchen zieht in die Welt, ihr Glück zu machen. Sie verdingt sich bei einem Könige als Stallbub, der Königssohn wittert in ihr das Mädchen und sucht die Entdeckung durch Hülfe seiner Mutter herbeizuführen. Als sie

aber ans Meer zum Baden reiten, überlistet das Mädchen den Prinzen und kehrt reich in ihre Heimat zurück. Der Prinz sucht sie, als Händler mit goldenen Spinnrocken durchs Land ziehend, findet und heirathet sie. — Der Stoff findet sich auch im italienischen Volksliede, so in einem aus den Marken:

> Cosà piangè', fratello,
> Cosa piangè', ma vo'?
> — Me tocca andà' alla guerra.
> — Ci andarò io per vo —,

wo das Mädchen als ein Reitersbube dahinzieht, während des Feldherrn Sohn das Mädchen in ihr ahnt:

> Da sie nun stand im Felde,
> Fing sie zu singen an,
> Da hat des Feldherrn Sohne
> Sie's alsbald angethan.
>
> „O meine liebe Mutter,
> Hier ist ein schöner Soldat;
> Der Schatten eines Mädchens
> Hat mich verliebt gemacht."
>
> „O Sohn, mein liebes Söhnchen,
> Gib ihm 'nen Edelstein,
> Und ist's ein schönes Mädchen,
> Es nimmt das Ringelein."

Hier: „Ist's ein Mädchen, so pflückt es zuerst die Rose, ein Jüngling, die Nelke."

Die Tochter des Schlangenkönigs.

Nach einem Schiffbruche umherirrend, kommt ein Jüngling in eine verwünschte Stadt, wo er die Tochter des Schlangenkönigs trifft. Er lebt mit ihr lange Zeit zusammen, ohne je ihre Gestalt zu sehen. Er verläßt sie auf kurze Zeit, seine Aeltern zu besuchen, erzählt der Mutter sein Abenteuer, und diese gibt ihm eine geweihte Kerze, mit der er sie beleuchten soll, woraus großes Leid entspringt. Er muß hinausziehen, mit einem Riesen zu kämpfen, dessen Leibe die drei Eier entnehmen, worauf der Zauber, der über Stadt und Jungfrau lag, gelöst wird. — Hier haben wir das Märchen von Amor

und Psyche in der Umkehrung, der Neugierige ist hier der Jüngling. Erinnert auch an Melusine, wie an die Sage von der schönen Melior, herausgegeben von Maßmann („Partenopeus und Melior"), wo Partenopeus, Graf von Blois, auch auf einem Schiffe, zu einem fernen Palast kommt, in dem unsichtbare Hände ihn bedienen, unsichtbare Arme ihn umfangen. Durch den Rath seiner Mutter verleitet, beleuchtet er Melior im Schlafe, findet ein wunderschönes Weib, verliert sie aber sofort und muß sie sich erst nach langen Fahrten erkämpfen. Hierher gehört auch die Sage von Friedrich von Schwaben. Genthe, „Dichtungen des Mittelalters", I, 171; Hagen's „Germania", VII, 95. Auch hier bringt Neugier und Licht Unheil. — Der kämpfende Jüngling dürfte Lupercus, der Wolfsabwehrer, der mit dem Caecus um seine Rinder kämpfende Hercules sein. Der Zauberer mit dem Kaninchen, der Taube und den drei Eiern im Leibe kommt bei Grimm, Nr. 197, als ein kampfbereiter Auerochse vor. Glückt es, ihn zu tödten, so kommt aus seinem Leibe ein feuriger Vogel, der trägt in seinem Leibe ein Ei, in dem Ei als Dotter eine Krystallkugel. — Die Eier Symbol der aus dem Winterschlaf erwachenden Natur.

Die Hindin.

Ein König verliebt sich in seine Tochter mit den goldenen Zähnen; sie rettet sich vor ihm mit Hülfe des Papstes, der ihr befiehlt, vom Vater ein Sonnen- und Mondkleid, ein Meerkleid zu verlangen, und sie dann auf dem Meere aussetzt. Ein Königssohn fischt sie auf, heirathet sie; der Vater verwünscht sie, sie muß als Hindin die Wälder durchstreifen und wird erst glücklich, als sie auf der Jagd durch ihren Gemahl verwundet wird. — Vgl. hierzu Grimm's Hausmärchen, Nr. 15, „Allerleirauh": dasselbe Gelüsten des Vaters, Sternen-, Mond- und Sonnenkleid.

Die Zauberkugeln.

Ein König stirbt vor Gram darüber, daß der Sohn des Kaisers von Frankenreich schöner ist als er. Mit jenem Jünglinge fängt die junge Königin durch Hülfe der in Milch geworfenen Zauberkugeln einen Verkehr an. Die böse Magd wirft Glassplitter

in die Milch, und der Jüngling erscheint, zum Tode verwundet. Die Königin macht sich auf, ihn zu sehen, erfährt durch eine Versammlung von Teufeln im Walde das Mittel zu seiner Heilung; er gibt ihr, ohne sie zu erkennen, seinen Ring zum Lohn, und an ihm erkennt er später ihre Treue.

Micco.

Märchenhumor! Eine Schnellsprechübung, durch ganz Italien verbreitet, wie unser Kinderscherz:

Die Mutter schickt den Jokel aus,
Er soll den Haber schneiden.
Der Jokel schneidt den Haber nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.
Da schickt die Mutter u. s. w.

Die Alte.

Aehnlich wie das vorige. Derselbe Humor findet sich in einigen Volksliedern aus den Marken. „Das Lied von der Ameise":

Weint die Ameis auf der Wiesen,
Möcht' ein Männlein sich zulegen —

Oder das „Lied vom Heuschreck":

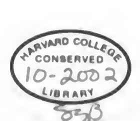
War einst ein Heuschreck klein
Mitten im Feld von Lein,
Die Ameis kommt gegangen
Und bettelt um ein Fädchen. —

Vgl. mein „Italiens Wunderhorn" (Stuttgart 1878), S. 133 fg.

Das Märchen vom Hahn und der Maus.

Gehört in dieselbe Kategorie. Die deutsche Variante „Hühnchen und Hähnchen auf dem Nußberg".

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


HARVARD COLLEGE
CONSERVED
10-2002
LIBRARY


Gebunden von
C. W. Fre

